

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

1/2001



Jahrg. 13, Heft 1, März 2001



ISSN 0947-7233

Titelbild: Mariä Himmelfahrt von Tuotilo [Goldschmidt 1914, I, 80], vgl. S. 148

Impressum:

Zeitsprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(*vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06

Fax: / 87 139 139

mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung

28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089 gheins@uni-bremen.de

Home-page, eingerichtet von Günter Lelarge www.mantis-verlag.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 75,- DM auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 80,- DM bar oder als Euro-Scheck senden) werden bei Erscheinen die vier Hefte des Jahresabonnements 2001 verschickt.

Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (DM-Preise je nach Umfang zwischen 10,- und 18,-). **Jahrgänge:** 1989 = 35,-; 1990 - 1991 je 40,-, 1992 - 1994 je 45,-, 1995 = 55,-, 1996 = 60,-, 1997- 1998 = 65,-, 1999 - 2000 = 70,- . Porto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 13 72 38-809 (zwingende Kontobezeichnung),
Postbank München (BLZ 700 100 80)

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 13, Heft 1
März 2001

Editorial

„Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.
Und das Band der Länder ist gehoben,
Und die alten Formen stürzen ein“

Nachdem Friedrich Schiller längst den Weg aller Klassiker ins verstaubte Regal angetreten hat, hat kaum einer bemerkt, dass auch er einen Jahrhundertwechsel erlebt und obendrein besungen hat, in seinem Gedicht „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“ [Ges. Werke 1987, I, 458]. Die Anfangszeilen lassen nicht erkennen, dass ihr Inhalt schon 200 Jahre zurück liegt. Erich Kästner würde trocken, mit einem Blick auf die menschliche Evolution bemerken: „bei Lichte betrachtet sind wir im Grund noch immer die alten Affen“. Und so wird es auf absehbare Zeit auch bleiben.

Eines ist auf jeden Fall neu. Mit Volker Friedrich und Klaus Weissgerber haben sich zwei Autoren getrennten Ortes und ohne Wissen voneinander auf dasselbe Thema geworfen. Fast gleichzeitig erreichten mich ihre Artikel, die sich ausgerechnet an der „Bulgarischen Fürstenliste“ begegnen, einem Text, der bislang nur wenig Phantasie entfesselt hat. Als Herausgeber blieb da nur eines: beide Texte drucken, damit keine Priorität hintangesetzt wird. Hinzu-zufügen bleibt lediglich, dass auch der zweite Teil der Arbeit von Weissgerber bereits ‚gesetzt‘ ist – um ein freundlich antiquiertes Wort zu gebrauchen.

Insofern erwartet Sie eine ‚geballte Ladung‘ an mittelalterlichen Step-penvölkern. Ebenso gewichtig ist diesmal der Anteil an christlicher Thematik: Der Zug der kreisenden Gedanken streift von Jesus Divus Julius über unfassbare frühmittelalterliche Marienverehrung hin zum hohen Mittelalter, wobei sich die Verbindungsglieder nicht nur im Falle Mariä als hochgradig flüchtig herausstellen. So empfiehlt es sich, wieder einmal der Gedanken Flucht zu erden, mit Stratigraphie zu unterfüttern, ob nun im frühen Mittelalter, für das eine neue Streichzeit vorgeschlagen wird, oder im gesamten Tertiär. Anregende Lektüre wünscht

 1.3.

Ägypten – neue chronologische Zweifel

Ein Zwischenbericht von Heribert Illig

Im Gegensatz zu den Mediävisten haben die Ägyptologen auf unsere Chronologiekritik mit einer Ausnahme nicht reagiert. Es darf kurz rekapituliert werden. Im November 1990 erschien von Gunnar Heinsohn und mir *Wann lebten die Pharaonen?* Das Buch wurde vom Eichborn Verlag allen deutschsprachigen Instituten der Ägyptologie zugeleitet, was lediglich in München – wo ich inskribiert war – eine Reaktion erbrachte. Prof. Winfried Barta ließ mir das Exemplar samt einem zweiten, direkt der Präsenzbibliothek zugeeigneten zurückgeben, als ich nicht duldeten, dass er beide ohne Karteikarte bei sich selbst ‚im Giftschrank‘ wegsperret [2/91, 9].

1991 beim 6. Internationalen Kongress der Ägyptologie in Turin reichte Heinsohn einen Referatsvorschlag ein, der auch angenommen worden ist. So sprach er – vor fast 200 Fachleuten – über die Identität von Alt-Akkadern und Hyksos. Das lebhaftes Interesse vor Ort schlug sich anschließend im gesammelten Schweigen der Ägyptologie wieder, das seitdem nicht mehr gebrochen worden ist.

Professionelle Synchronisationsversuche

Gleichwohl fühlt sich die Ägyptologie nicht wohl im Prokrustesbett ihrer Chronologie. Hierzu gibt es auch ohne unser Zutun neue Befunde. Am ärgsten steht es um das -2. Jtsd. Je mehr Datierungen mit unterschiedlichen Methoden gefunden werden, desto größer werden die Differenzen. Mittlerweile haben österreichische Ägyptologen unter Leitung von Prof. **Manfred Bietak** das Spezialforschungsprojekt *Synchronisation der Zivilisationen im östlichen Mittelmeerraum im 2. Jahrtausend v. Chr. (SCIEM)* gestartet. Dieses Projekt ist auf 10 Jahre angesetzt und verfolgt ehrgeizige Ziele: Behoben werden sollen nicht nur die quälenden Diskrepanzen, sondern dabei werden auch allgemeine Datierungsrichtlinien erarbeitet. Dafür werden Atomphysiker genau so herangezogen wie Eiskernspezialisten für grönländische Bohrungen, Botaniker genauso wie die Ausgräber der Zukunft. Das Projekt ist im Juni 1999 der Öffentlichkeit vorgestellt worden [Nowak], worauf unser Wiener Korrespondent Peter Mikolasch aufmerksam macht. Was sind die Steine des Anstoßes, abgesehen vom Konkurrenzkampf zwischen österreichischen und amerikanischen Ägyptologen?

Die konservative Front ist davon überzeugt, nicht nur mit der ägyptischen Chronologie des -1. Jtsds. richtig zu liegen, sondern darüber hinaus auch so präzise ins -2. Jtsd. zurückrechnen zu können, dass keinesfalls mehr als 5 Jahre Ungenauigkeit zu gewärtigen seien.

Zu diesen überaus präzisen Daten gehört auch der berühmte *Santorin*-Ausbruch, der über vergleichbare Keramik auf Zypern auf -1530 datiert wird. Nun gibt es US-Forscher, die sich mit Wachstumsanomalien fossilerer Bäume beschäftigen und aus dendrochronologischen Extrembefunden das Jahr -1628 für den Ausbruch errechnet haben – 100 bis 130 Jahre früher als in der Standardchronologie. Sie werden unterstützt von den Eisbohrkernforschern im grönländischen Inlandeis, die ebenfalls für -1628 plädieren.

Bietak veranschaulicht die Diskrepanz zwischen den Disziplinen: „Wir müssten 100 bis 130 Jahre ägyptische Geschichte neu füllen, wenn das stimmt. Das ist unmöglich.“ Dem kann man zustimmen. Als Ausgräber von Tell el-Daba hat Bietak gute Gegenargumente gefunden. Hier im nordöstlichen Nildelta liegt in einer Schicht der 18. Dynastie wiederum zypriotische White-Slip-I-Ware, die von Akrotiri auf Santorin bekannt ist. Da bislang die 18. Dynastie bei -1552 einsetzt, kann der Vulkan die Insel nicht bereits 100 Jahre früher unbewohnbar gemacht haben.

Weiter hat Bietak in Tell el-Daba ein minoisches Fresko gefunden, das den Stierkult darstellt und eine Verbindung schafft zwischen minoischem Kreta, dem Beginn der 18. Dynastie und den Hyksos, die noch bis -1530 parallel zu Ahmose I. im Delta dominant gewesen waren. Wohin also mit dem katastrophalen Naturereignis?

Noch schlimmer als um die Datierung des Santorin-Ausbruchs steht es um die Synchronisierung zwischen der *Mittleren Bronzezeit* in Palästina und der ägyptischen Pharaonenliste. Hier nennt Nowak 150 fragile Jahre, die allerdings weder das einzige noch das letzte Wort bedeuten. Immerhin gab es zu diesem Themenkomplex in den letzten 14 Jahren mehrere Veranstaltungen, die einen seltsamen Effekt zeitigten: Je intensiver sich die Forscher – Archäologen für die Ägäis, Vorderasien und Ägypten, Astronomen, Historiker und Bibelkenner – mit der Frage auseinandersetzen, desto mehr Lösungen werden vorgeschlagen. Eine dieser Veranstaltungen, 1990 im niederösterreichischen Langenlois, verfolgten P. Mikolasch und der Autor. Sie erlebten staunend, wie aus drei unvereinbaren Vorschlägen – vom Kongress flapsig mit „high, middle or low“ bezeichnet – binnen dreier Tage fünf wurden, die um mehr als 250 Jahre divergierten und in ihrer Unvereinbarkeit die Teilnehmer nicht gerade begeisterten. Bietak – damals Leiter der Tagung – meint heute zum Datierungsstreit:

„Das rührt auch daher, daß sich Forscher heute nur mehr auf kleine Teilbereiche spezialisieren können. Nun brauchen wir eigene Spezialisten für die Querverbindungen. So müssen wir die Weltgeschichte auf eine solide Basis stellen.“ [Nowak]

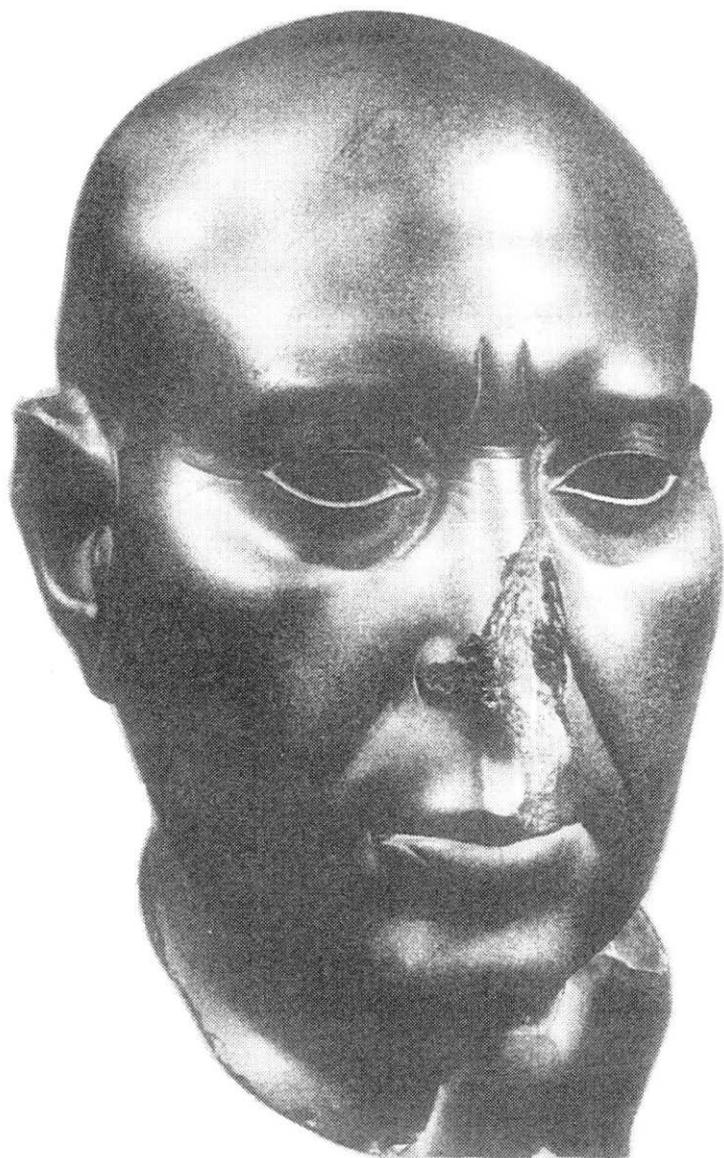
Angefügt werden braucht lediglich, dass es sich die Teilbereichsspezialisten sehr energisch verbieten, wenn Generalisten übergreifende Vorschläge machen, so sie nicht ohnehin echt österreichisch „noch net amal ignoriert werden“.

Die Geburt des Individuums und der Grüne Kopf

In der Würzburger Residenz fand bis zum 5. 11. 2000 eine Sonderausstellung zu dem Thema statt: *Ägypten 2000 v. Chr. Die Geburt des Individuums*. Matthias Dumbs, Freiburg, hat sie besucht und mir den Katalog zur Verfügung gestellt. Dieser zeigt einen bemerkenswerten Wandel ägyptologischen Denkens, geht es doch im Kern darum, die Königsbildnisse gerade von Sesostri III. und Amenemhet III. als individuelle Abbildungen zu erfassen. Dazu ermuntert hier das Ehepaar *Sylvia Schoske* und *Dietrich Wildung*, die Museumsleiter in München und Berlin-Charlottenburg. Doch dieselbe Schoske hat 1992 auf dem Turiner Ägyptologenkongress geradezu erbittert gegen Claude Vandersleyen argumentiert, der genau diese Pharaonenporträts als höchst naturalistische Abbildungen alternder Individuen vorgestellt hatte. Für das Mittlere Reich habe weiterhin zu gelten, dass die Darstellung des jungen Königs den göttlichen, die des Mannes hingegen den menschlichen Aspekt des Pharaos verkörpere [1/92, 27 f.]. Nun also darf doch der erstaunliche Naturalismus gesehen werden.

Pharaonen des Mittleren Reichs [Beckerath 188 f.]

2027/17 - 1995	Mentuhotep II. (ab Reichsgründung, 11. Dyn.)
1976 - 1947	Amenemhet I. (Beginn der 12. Dyn.)
1956 - 1911/10	Sesostris I.
1914 - 1879/76	Amenemhet II.
1882 - 1872	Sesostris II.
1872 - 1853/52	Sesostris III.
1853 - 1806/05	Amenemhet III.
1807/06 - 1798/97	Amenemhet IV.
1798/97 - 1794/93	Nefrusobek (die obligatorische Frau am Ende einer Dynastie)



Der Berliner Grüne Kopf [Michalowski 1971, 407]

Passend zu diesem Schwenk um 180° wurde der Katalog als eine Fundgrube kunstgeschichtlicher Parallelführungen angelegt:

Noch Nektanebos I. um -380 und der meroitische König Natakamani (zur Zeitenwende) geben sich den Thronnamen von Sesostri I., Cheper-ka-Rê [Wildung 2000, 166].

Das Mittlere Reich (11.-13. Dyn.) beginnt in derselben Weise wie das Neue Reich am Übergang von 17. zur 18. Dynastie:

„Auch damals, vor einem halben Jahrtausend, galt es, das zersplitterte Reich zu vereinigen, und auch damals waren die Protagonisten der Wiedervereinigung die Fürsten von Theben.“ [ebd., 166]

So beginnt auch die Wiedergewinnung der Kunst in beiden Fällen gleich:

„Die Statuen Amenophis' I. aus Deir el-Bahari sind nur in stilistischen Nuancen von den Statuen Mentuhoteps II. vom selben Ort zu unterscheiden. Die Grabreliefs der frühen 18. Dynastie weisen den gleichen trockenen Stil auf wie die Wandbilder in den thebanischen Gräbern der 11. und frühen 12. Dynastie.“ [ebd., 166]

Die Könige der Ramessidenzeit greifen bei ihrem „Recyclen“ alter Statuen in viel geringerem Maße auf die Großplastik der 18. Dynastie zurück, als auf die der 12. Dynastie; so ist ein beträchtlicher Teil der ramessidischen Großplastik „im Kern“ bereits im Mittleren Reich entstanden. [ebd., 166]

„Die ägyptische Spätzeit der 25. und 26. Dynastie (750-525 v.Chr.) sucht und findet die Vorbilder ihrer klassizistischen Kunst häufig in Werken des Mittleren Reiches. Die Gegenüberstellung zweier Statuenköpfe (Kat. 84, 85 [im Abbildungsteil des Katalogs datiert: »um 1850 v.Chr.« / »um 670-650 v.Chr.«]) macht es nicht nur dem Laien, sondern auch dem Fachmann nicht leicht, zwischen Original des Mittleren Reiches und später Nachahmung zu unterscheiden. Der Quarzitkopf (Kat. 85) galt lange als Werk der späten 12. Dynastie, bevor er in seinem kühlen Formalismus als eine Arbeit der Zeit um 650 v.Chr. erkannt wurde. Zwischen den beiden Frauenfiguren (Kat. 86, 87 [»um 1850 v.Chr.« / »um 650 v.Chr.«]) bestehen so starke Ähnlichkeiten, daß wohl auch die Elfenbeinfigur (Kat. 87) dem Mittleren Reich zugewiesen würde, wäre nicht ihre Herkunft aus einem Grab der frühen 26. Dynastie bekannt.

Im formalen Aufbau folgt die Sitzfigur des Montemhet (Kat. 89), des Bürgermeisters von Theben am Übergang von der 25. zur 26. Dynastie (ca. 670-650 v.Chr.), dem Schema der Statue des Cherithotep (Kat. 88), die zwölf Jahrhunderte vor Montemhets Zeit geschaffen wurde. Die Ikonographie weicht nur in Details vom alten Vorbild ab, und auch im Stil bemüht sich das Werk der Spätzeit um historisierende Pseudo-Authentizität. Gegenüber der ausgeprägten Oberflächenspannung von

Cherithoteps Quarzitfigur bleibt Montemhets Granitstatue starr und leblos, und an die Stelle des durchdringenden Blicks des Gesichts des Mittleren Reiches setzt sie ein unverbindliches Lächeln.“ [Wildung 2000, 166 f.].

Nur ein geschultes Auge wird diese subtilen Unterschiede als epochale Differenzierungen wahrnehmen können. Gekrönt werden diese minutiösen Vergleiche von der Gegenüberstellung des berühmten Berliner Grünen Kopfes mit einem Quarzitkopf (Kat. 90 [»um 1850 v. Chr.«]),

„dessen eindringlicher Blick Betroffenheit auslöst und spontanes Interesse an der Person des Dargestellten weckt. Die atmende Oberfläche des Gesichts, das Vibrieren der Augenlider, das kaum sichtbare Zusammenziehen der Augenbrauen, die zum Sprechen bereiten Lippen verbinden sich zu einem über die Grenzen von Zeit und Raum hinausweisenden Bild vom Menschen.

Ihm können nur die besten Werke späterer Epochen zur Seite gestellt werden, der Berliner »Grüne Kopf« etwa (Kat. 91), *die späte Wiederaufnahme einer eineinhalb Jahrtausende zuvor gelegten Spur*. Beim Blick auf den Quarzitkopf der späten 12. Dynastie werden all die verstummen, die den »Grünen Kopf« nur vor dem Hintergrund an griechischer Kunst gewonnener Seherfahrungen verstehen wollen.“ [Wildung 2000, 167; Hvhg. HI]

Dieser »Grüne Kopf« ist uns bereits mehrmals begegnet und stellt nicht nur ein absolutes Meisterwerk dar, sondern repräsentiert auch hervorragend die Volatilität ägyptologischer Datierungskünste. 1961 ist er von Lange/Hirmer um -400 eingestuft worden; 1986 schlug ihn Settgast im Museumsführer des *Ägyptischen Museums Berlin* der Zeit um -300 zu. Als 1989 in München die Kleopatra-Ausstellung eröffnet wird, fand der staunende Betrachter eine Zuschreibung ins -1. Jh. [vgl. Heinsohn/Illig 1997, 458, samt Quellen]. Sie stammte von Dietrich Wildung und Sylvia Schoske, die zunächst berichteten:

„Kein ägyptisches Kunstwerk der Spätzeit ist häufiger Gegenstand gelehrter Diskussion gewesen als der Berliner Grüne Kopf, der in jede der aufeinanderfolgenden Epochen der letzten sechshundert Jahre des ersten Jahrtausends v. Chr. datiert worden ist“ [Wildung/Schoske 1989, 166],

Nummehr befanden die ausgewiesenen Kenner ultimativ:

„Der Berliner Kopf beruht in seiner linearen Tradition so sehr auf dem Bostoner Grünen Kopf, die Manieriertheit seiner Linien ist so kühl und durchkalkuliert, **daß man den Kopf keiner anderen Epoche als dem ersten Jahrhundert v. Chr. zuschreiben kann**. C. Küthmanns engere Datierung in den Zeitraum 45–35 v. Chr. und seine Überzeugung, daß der Kopf einer griechisch-römischen Tradition verpflichtet sei, beruhen – insbesondere in der falschen Interpretation bestimmter anatomischer Details –

auf einem frei assoziierten, angeblichen Zusammenspiel stilistischer Merkmale.“ [Wildung/Schoske 1989, 166; Hvhg. H.I.]

Bis ins Jahr 2000 ist die eigene, apodiktisch klare Aussage bei Wildung und Schoske gründlich in Vergessenheit geraten, wurde doch von ihnen der Kopf in Würzburg ohne weitere Kommentierung der Zeit „um 400 v.Chr.“ zugewiesen [Wildung 2000, 187], obendrein erkannt als „die späte Wiederaufnahme einer eineinhalb Jahrtausende zuvor gelegten Spur“, also womöglich auch noch deutlich älter vorstellbar.

Das bedeutet die Existenz von Wendehälsen auch im Westen von Berlin; es bedeutet vor allem, dass der prüfende Spezialist zu ganz unterschiedlichem Urteil kommt, je nachdem, welches Kriterium ihm gerade wichtig scheint. Es müsste gerade bei einem mit griechischen Arbeiten vergleichbaren Werk einen Unterschied machen, ob seine Pendants noch in der Archaik, am Ende der Klassik, schon im Hellenismus oder bereits am Übergang von Späthellenismus zur römischen Porträtkunst stehen. Aber nachdem Wildung und Schoske nunmehr ‚ihr‘ Mittleres Reich noch stärker im Auge haben [vgl. Illig 1996], werden die Parallelen hin zu hellenistisch-römischen Arbeiten nur noch als irritierend eingestuft.

Solange aber ‚nur‘ ein Verschieben um 200 bis 300 Jahre geübt wird, solange resultiert die Unsicherheit aus den Problemen mit dem Hellenismus, der einfach keine Entwicklungslinien zeigen will, und für den der Autor bereits eine Kürzung um bis zu 220 Jahren vorgeschlagen hat [Illig 1995; 2000]. Für das ältere Ägypten zeichnen sich dank Wildung/Schoske folgende Parallelen ab:

- 2000 ~ -1515 Statuen von Mentuhotep II. / Amenophis I.
- 1870 ~ -660 Kat. 88 / 89
- 1860 ~ -490 Geburt des Individuums in Ägypten / [Griechenland]
- 1850 ~ -650 Kat. 84 / 85
- 1850 ~ -400 ~ 50 Kat. 90 / »Grüner Kopf«

Weitere Korrespondenzen entnehme ich unserem eigenen Buch [Heinsohn/Illig 454; Jahresangaben gemittelt], wobei ich jene übergehe, bei denen umdatierte Referenzen benutzt worden sind:

- 2000 ~ -1520 Tempelbau u. Grabanlage Mentuhoteps II. / Hatschepsut
- 1930 ~ -1470 Tempel Sesostris' I. / Hatschepsut ~ -6. Jh. (Griechenl.)

So bewährt sich weiterhin die seit 1990 vorgetragene Quintessenz: Frühes Mittleres Reich fällt zeitgleich mit dem frühen Neuen Reich in die Zeit ab →700, in die dritte, mittelbronzezeitliche Schichtgruppe. Das spätere Mittlere Reich gehört wie das spätere Neue Reich zu den Schichtgruppen ab →610 und →525, wobei diese tentativen Jahreszahlen eventuelle Kürzungen innerhalb des Hellenismus noch nicht berücksichtigen.

Gizeh und die jüngsten Entdeckungen

Um den Bogen bis ins Alte Reich zu spannen, lohnt sich ein neuerlicher Abstecher zu den Pyramiden von Gizeh. Es geht dabei weniger um einen der vielen Versuche, sie mit astronomischen Mitteln zu datieren. Immerhin bringt der jüngste Versuch die langsam in Richtung -10. Jtsd. abdriftenden Bauten wenigstens ins -3. Jtsd. zurück. Die Cambridger Ägyptologin *Kate Spence* erkannte mutig, dass Mizar im Sternbild Großer Bär und Kochab im Kleinen Bär eine Linie bilden, „die senkrecht auf dem Horizont liegt. Nur einmal wies diese Linie genau nach Norden, im Jahr 2467 vor Christus“ [dpa]. Folglich – was läge näher – wurde mit dem Bau der Cheops-Pyramide in diesem Jahr -2647 begonnen, ± 5 Jahre – q.e.d.

Viel ergiebiger war ein Abstieg in die dortige Unterwelt des massiven Felsens [i. w. nach Schulz]. *Zahi Hawas* als örtlicher Antikenchef deckte eine Schachtgrabanlage auf, deren Einstieg direkt unter dem Aufweg liegt, der den Sphinx mit der Chephren-Pyramide verbindet. Nach dem ersten senkrechten Einstieg und einer „Vorhalle“ führt der mittlere Schacht 12 m senkrecht hinab in eine Kammer mit sechs Grabnischen, zwei davon mit einem Sarkophag bestückt. Ein unterer Schacht führte noch einmal 12 m in die Tiefe und endet in einer sehr seltsamen Kammer. Aus dem einst von Wasser bedeckten Boden (heute sind Kammer und unterer Schacht im Grundwasser ‚ertrunken‘) ragte ein inselartiger Felssockel, auf dem – umgeben von vier Säulen – ein Sarkophag stand.

„Zehn Jahre vergingen also, bis diese Straße [der Aufweg vom Taltempel zur Cheops-Pyramide] und die unterirdischen Kammern auf jener Höhe, auf der die Pyramiden stehen, gebaut waren. Die Kammern sollten seine [Cheops‘] Grabkammern sein, und er baute sie als Inseln, indem er einen Nilkanal in den Berg hineinleitete.“ [Herodot II, 124]

Hat also jener Herodot Recht behalten, der gegen -430 seine Ägyptenerlebnisse aufgeschrieben hat? Die Archäologen verneinen mit Vehemenz. Denn obwohl weder das Gangsystem restlos erforscht ist, noch die Funde wissenschaftlich veröffentlicht sind, noch der Schutt in der Grotte genau analysiert ist, weiß man bereits markante Einzelheiten: Die beiden Sarkophage der oberen Kammer sind unverziert und unbeschriftet,

„aus der Zeit um 500 v. Chr. ‚Die Toten waren reiche Leute, die sich in der heiligen Umgebung des Pyramidenplateaus bestatten ließen‘, vermutet der Archäologe Rainer Stadelmann aus Kairo“,

der auch weiß, dass ganz oben auf der Cheops-Pyramide – wo er als Rampologe nun gar nicht mehr weiterkommt – Herodots Maschinen, Flaschenzüge und

Ochsen als Zugmittel nützlich gewesen wären [Illig/Löhner 113], und der Gantenbrink samt seinem Roboter die Cheops-Pyramide verboten hat.

Der Totenschrein in der wasserversorgten Kammer scheint leer zu sein, weil Hawas an ein symbolisches Grab des Osiris denkt. „Zerschlagene Vasen und Knochen zeigen, dass die Dunkelkammer schon um 1350 v. Chr. in Betrieb war“ [Schulz].

So hätten wir das, was wir erwarten durften. Dicht bei Cheops, der laut v. Beckerath [188] -2581 oder -2531 starb, finden wir Scherben aus dem Neuen Reich und Sarkophage aus der Zeit um -500. So wie Heinsonn und ich vorgeschlagen haben, dass auch die 4. Dynastie ab Cheops in die zweite, früheisenzeitliche Schicht ab →610 gehört, so treten die zeitlich bislang separierten Funde in Gizeh gemeinsam ans Licht. Erinnert sei an die überaus engen kulturhistorischen Parallelen zwischen Spätzeit und dem Alten Reich, die mittlerweile zum ägyptologischen Standard gehören [vgl. Heinsonn/Illig 201, 457].

Aber ist eine Revision althergebrachter mainstream-Meinungen überhaupt noch vorstellbar? Zweifel sind angebracht, wenn man die Schlagzeile liest: „Tut DNA Test canceled – to prevent rewrite of Egyptian History?“ [Nasrawi]. Eigentlich wollten japanische Wissenschaftler ‚nur‘ mit Gewebeproben die Verwandtschaftsverhältnisse zwischen den Pharaonen der späten 18. Dynastie testen, insbesondere die von Tutanchamun und Amenophis III. Doch Gaballah Ali Gaballah als Leiter des ägyptischen *Supreme Council of Antiquities* teilte dann mit, dass es jetzt keine solche Tests gebe, weshalb den Japanern gar nicht erst die notwendigen Einreisepapiere bewilligt wurden. Gründe dafür gibt es mehrere, zumeist aus Streitigkeiten unter den Ägyptologen resultierend. Wichtiger aber ist folgender:

„So erklärte Zahi Hawas (Chefarchäologe der Pyramiden von Giza) gegenüber der Wochenzeitung Akhbar Al-Yom, dass er in der Vergangenheit bereits mehreren ausländischen Teams verboten habe solche Tests an den Knochen der Pyramidenbauer durchzuführen. „Es gibt einige Leute, die die ägyptische Geschichte ändern wollen.““ [BdW]

Da erscheint die Prognose leicht, dass die Ägyptologen samt allen ihren ‚Hilfswissenschaftlern‘ große Mühe haben werden, innerhalb der gesetzten Frist von 10 Jahren die Datierungshürden im -2. Jtsd. zu nehmen. Denn dazu müssten sie ihr gesamtes Zeitschema kritisch würdigen, was weder wissenschaftlich noch politisch korrekt wäre. Muss dazu noch einmal gesagt werden, dass dieses Gerüst mittlerweile an einer einzigen astronomischen Datierung, an einem Sothis-Datum innerhalb des Mittleren Reiches hängt ?

Literatur

- BdW (2000): „Ägyptische Behörden verhindern in letzter Minute Gentests an dem Mumien von Tutenchamun und Amenhotep III.“; *Bild der Wissenschaft*, 21. 12. 2000 im Internet
- Beckerath, Jürgen von (1997): *Chronologie des pharaonischen Ägypten*; Mainz
- dpa (2000): „Neue Bestimmung des Alters der grossen Cheopspyramide“; in: *Neue Zürcher Zeitung*, 16. 11. 2000
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (³1999): *Wann lebten die Pharaonen?*; Gräfelfing (¹1990 Frankfurt/M.)
- Illig, Heribert (2000): „Chronologische Irrfahrten des Odysseus. Hellenistische Fragezeichen“; in *ZS* 12 (3) 384-390
- (1996): „Wie Reiche immer reicher werden. Neuer Glanz für Ägyptens Mittleres Reich“; in *ZS* 8 (1) 5
- (1995): „Rom bis Athen – was bleibt bestehen? Zeitkürzungen vor der Zeitenwende“; in *ZS* 7 (3) 269
- Illig, Heribert / Löhner, Franz (⁴1999): *Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampenzeit*; Gräfelfing
- Nasrawi, Salah (2000): „Tut DNA Test canceled – to prevent rewrite of Egyptian History?“; <http://www.foxnews.com> 12-13-00
- Michalowski, Kazimierz (²1971): *Ägypten. Kunst und Kultur*; Freiburg · Basel
- Nowak, Rainer (1999): *Aus Asche und Eis: Jahresringe für den Mittelmeerraum*; *Die Presse*, Wien, 19. 6. 1999
- Schulz, Matthias (2000): „Insel in der Unterwelt“; in: *Der Spiegel* (44) 322
- Wildung, Dietrich (²2000): *Ägypten 2000 v.Chr. Die Geburt des Individuums*; München (zusammen mit Alfred Grimm und Sylvia Schoske)
- Wildung, Dietrich / Schoske, Sylvia (1989): *Kleopatra. Ägypten um die Zeitenwende*; Mainz

Stratigraphische Kontrolle einer Streichung einzelner Herrscher oder ganzer Epochen aus der Geschichte

Gunnar Heinsohn

Die Deutschen sind je nach Nachbarn als Sachsen (Finnland), Alemannen (Frankreich), Teutonen (Tedeschi, Italien) oder Germanen (England) etc. bekannt. Und doch sind alle gegenwärtigen Berichte aus diesen Ländern solche über ein und dasselbe Land. Was aber wäre, wenn es ein paar Jahrhunderte später fast nur Texte aus den Nachbarnationen gäbe und allein anhand derselben mit dem Schreiben von Geschichte erstmals begonnen werden müsste? Man hätte genau aufzupassen, dass alle Berichte in denselben Zeithorizont gelangten und einer einzigen Nation zugeordnet würden, die sich selber noch einmal anders – nämlich als Deutschland – bezeichnet hatte. Auf welche Kontrollparameter würde man sich bei solcher Sortierung verlassen können? Auf keinen Fall würde man auf die Stratigraphie verzichten.

Wie hießen die Skythen in den Sprachen der Quthen und der Goten? Ist es gar möglich, dass alle drei Namen auf dieselbe Ethnie verweisen – in wechselnden Zeiten und Territorien?

Wie hießen die Meder zu Hause? Meder! Aber wie nannte man sie zum Beispiel bei ihren Nachbarn im Zweistromland? Vielleicht Elamer? Und zu einer anderen Zeit von einer anderen Grenze her wiederum anders?

Wie wurden „Welt“-Herrscher“ vom Format eines Nimrod, eines Darius, eines Julius Caesar oder gar eines Augustus in den Sprachen der ihnen unterstellten Völker genannt, und in welchen Worten ihre Taten beschrieben?

Was bedeutet es, wenn wir Berichte über „Welt“-Reiche im wesentlichen nur aus den Kerngebieten der Herrschervölker oder gar nur in der Sprache dieses Herrschervolkes kennen? Vom Balkan bis Indien herrschten die Achämeniden und doch sprechen sie zu uns ganz vorrangig im Idiom ihrer direkten griechischen Nachbarn und in arg wenigen eigenen Texten. Wie hießen diese ersten Kaiser – Könige der Könige – in den Sprachen Zentralasiens, Indiens, Assyriens und Babyloniens?

Wir wissen mittlerweile, dass man aus den zwanzig Satrapien der Achämeniden (550-330) zusätzliche Imperien mit eigenen Epochen geschnitten und dann als Geschichtsverlängerung in die Bücher geschrieben hat. Da sind mittel- bis spätassyrische oder alt- bis spätbabylonische Imperien (2000-600) entstanden. Eine Harrappakultur erwuchs ab -2000, Großreichshethiter gesellten sich ab -1300 hinzu, und allerlei zentralasiatische Blüten ab -2000

sind jetzt ebenfalls zu lernen etc. Stratigraphisch aber liegen all diese Imperien im selben Horizont und innerhalb der Grenzen der bekannten Satrapien. Die imperialen Dimensionen der Achämeniden hingegen gelten mittlerweile als eine schwächelnde Chimäre.

Später wiederholt sich das Phänomen mit dem wiederum iranisch fokussierten Sassanidenreich (228-642). Seine Fürsten beherrschen Syrien, Libanon, Jordanien, Palästina und Irak, sind in diesem umfangreichen arabischen Territorium aber ohne Funde geblieben. Mittlerweile wissen wir, dass aus den Funden der Sassanidenzeit in den arabischen Satrapien eigene arabische Dynastien geschnitten worden sind, die als Omaiaden und Frühabbassiden zwischen 630 und 900 gesetzt werden. Dafür gelten denn auch die Sassaniden als alles in allem ohnmächtige Großreichsherren. Aber die arabischen Dynastien liegen mit den Sassaniden im selben stratigraphischen Horizont und verwenden dieselbe Bildkunst. Wiederum also ist es vor allem die Abfolge der Schichten in der Erde, die allein das richtige chronologische Zuordnen der überlieferten Sagen und Geschichten erlaubt.

Wie wurde eine Vielvölkerschlacht erlebt? Von den Siegern? Von den militärisch besonders tüchtigen Verbündeten der Sieger aus anderen Ethnien? Haben die in ihren Sprachen vielleicht ganz eigene Siegesberichte vorgelegt, ihre lokalen Herrscher als wichtigste Anführer hingestellt und sogar einen eigenen Namen für den Ort der Schlacht verwendet? Wie schrieben die Besiegten? Haben ihre Verbündeten, weil sie Unterworfenen waren, die Niederlage in ihrer eigenen Sprache womöglich sogar als Schritt in die Freiheit geschildert und sind dabei selber zu Gewinnern geworden? Und selbst wenn es nur einen einzigen und unstrittigen Namen für den Schlachtort gibt, wie kann ermittelt werden, dass dort nur eine und nicht mehrere Schlachten geschlagen wurden, wie sie heute in den Büchern stehen? Wiederum wird man um eine Ausgrabung vor Ort nicht herumkommen.

Es darf als größte Schwäche fast aller Historiographie über Altertum und Mittelalter gelten, dass die hier nur angerissenen Fragen nicht den allerersten Ausgangspunkt für das Ordnen der überlieferten Texte bildet! Die Altertumswissenschaft hat sich zu einer wissenschaftlichen Methode in der Tat bisher nicht verstehen wollen.

Nun gehört Peter Winzeler zu den ideenreichen Talenten unter den Schneidern mit den so selten geführten Trennmessern einer wissenschaftlichen Historiographie. Die Bathsheba (hebräisch) aus dem -11./10. Jh. Davids in der Puduhepa (chattisch) des Chattusilis (III.) aus dem -13. Jh. wieder zu erkennen, erschien dem Autor immer als eine formidable Trouvaille. Mit Davids Gegner Uria – hethitischer Gatte der Batsheba – und Urhi-Teschub als Gegner des Chattusilis ergab sich eine weitere schöne Parallele. Der

Autor neigte diesen Gleichsetzungen auch deshalb zu, weil Winzeler die Zeit der herodotischen Skythen, die der Autor als biblische Amalekiter – und damit biblische Gegner Davids in Juda – identifiziert hatte [Heinsohn 1991b], in eine chronologisch direkt nach Amarna gesetzte Davidszeit platzieren wollte.

Aber wie ist mit der Gleichsetzung wirklich umzugehen? Sind die gebrannten chattischen Tontafeln zu Chattusilis aus Kappadokien primär, die Buchtexte zu Judas David aber sekundär? Oder lagen auch die Buchtexte aus Juda erst einmal nur auf Ton vor – gleichzeitig mit den Tafeln aus Kappadokien – und sind dann später (wann?) auf Leder oder Papyrus übertragen worden? Wo wären dann aber wenigstens bruchstückhafte Reste der irdenen Vorlagen? Oder entstehen beide Texte gleichzeitig – einmal auf Ton und einmal auf Papyrus – aus verschiedenen Blickwinkeln, in denen tatsächlich dieselbe Persönlichkeit beschrieben wird? Wer war dann aber die? Jemand aus Kappadokien mit Macht auch in Juda und dort als David bezeichnet, aber nicht dort ansässig, oder ein originärer David aus Juda mit Macht selbst in Kappadokien und dort Chattusilis genannt, ohne dort wohnhaft zu sein? Oder stand ein schwächerer Fürst aus Juda im Bündnis mit den mächtigen Herren Kappadokiens, deren Taten ohne Hilfe Judas aber nicht hätten erbracht werden können, weshalb man sie in Juda mit allem Recht auch als eigene Taten des Lokalfürsten David betrachten und aufschreiben durfte? Damit wären die Fragen nach dem Hauptwohnsitz des großen Herrschers nicht zu Ende. Winzeler betrachtet ja auch Schalmaneser III., Sargon II., Nebukadnezar, den Hyksos Chian, die Pharaonen Thutmose III., Sethos, Psammetich und Schischak sowie Darius d. Gr. und – siehe unten – auch Julius Caesar als andere Namen für bzw. – beim letzten Beispiel – als Abkupferungen von David. Wer war David? Ein Judäer mit Untertanen in den Territorien Ägyptens, Kleinasiens und Vorderasiens? In welcher Stadt lägen dann aber – und in welcher Schicht dortselbst – Davids Palastanlagen? In Jerusalem? Dort sind sie schwerlich vorzuzeigen.

Diese sehr spezifischen Fragen bringen uns zurück zu generellen Methodenproblemen. Wenn Geschichten über frühere Herrscher später noch einmal – oder sogar mehrfach – für die Lebensbeschreibungen anderer Herrscher verwendet worden sind, was bedeutet das dann? Können die späteren Herrscher als Phantome aus den Büchern einfach gestrichen werden? Was macht man, wenn beispielsweise ein römisch-deutscher Kaiser mit einer Geschichte versehen wird, die an einen antiken römischen Kaiser erinnert? Muss einer von beiden als Verdopplung, als blosses Phantom der Historiker auf immer verschwinden? Unseres Erachtens ist das keineswegs automatisch so. Es gibt schließlich neben lediglich nostrifizierten Teilelementen einer Geschichte auch die Nostrifikation der ganzen Figur – womöglich mitsamt einer ganzen

Epoche. Es können also durchaus reale Herrschergestalten, über die bei Lebzeiten kaum etwas festgehalten wurde, mit Berichten über andere Herrschergestalten angereichert worden sein, nachdem das Bedürfnis nach Geschichtsschreibung über diese Person interessant oder dringlich wurde.

Beim Entscheid über die Existenz oder Nichtexistenz eines Herrschers und seiner Taten muss also mehr herangezogen werden als die Texte, die geduldigem Papier zugemutet worden sind. Lediglich in der Stratigraphie haben wir ein anderes und zugleich besseres Instrument als die überkommenen Texte, wenn es um den Existenzbeweis für oder gegen eine Epoche geht. Dass zum Beispiel in der sogenannten Karlsbiographie Einhards suetonische Kaiserbiographien recycled wurden, bringt allein den Karl noch nicht aus der Geschichte. Was aber dann? Wiederum ist es der stratigraphische Blick, der die entscheidenden Zweifel an der Figur setzt. Erst der Befund, dass nichts angeblich von Karl selbst oder wenigstens in seiner Zeit Gebautes aufzufinden ist, härtet das Verdikt gegen seine Existenz.

Die am frühesten reproduzierbar aufgeschriebenen – also in anderen Territorien nachlesbaren – Geschichten haben selbstredend die größte Chance, später in Teilen oder auch komplett wieder verwendet zu werden. Insofern erweist sich Peter Winzeler's Suche nach dem Wiederauftauchen von Textfragmenten aus der Bibel in lateinischen Texten als sinnvolles Vorgehen. Von Ereignissen auf der Mescha-Stele und ihrer Verbuchung in den biblischen Davidsberichten, die bei Herodot recycled worden seien, gelangt er dann zu Julius Caesar, der auf Grund von davidähnlichen Ereignisfolgen in seinen – angeblich – eigenen Texten unter Nichtexistenz-, „Verdacht“ gerät [Winzeler 2000, 584 ff.]. Erst in der Renaissance sei der Beender der römischen Republik komponiert worden – und zwar unter Beiziehung biblischer Berichte und griechischer Texte über die hellenistischen Großreiche der Nach-Alexanderzeit. Ja, mit und ab Caesar sei die gesamte römische Kaiserzeit von Augustus (-30) bis Romulus („Augustulus“, +476) womöglich eine bloß literarische Fiktion und deshalb aus der Geschichte zu verabschieden.

Allerdings, so räumt Winzeler [2000, 606] ein, ist dann „auch die Baugeschichte zu überdenken“. Das wäre sie in der Tat. Aber vor solchem Denken sollte das schlichte Anschauen der Baugeschichte nicht übersprungen werden, und das kann ja für eine David=Caesar-Gleichung nirgendwo passender geschehen als im Lande Israel selbst. Winzeler hätte mithin schon eine tüchtige Bresche geschlagen, wenn es dort keine römisch-kaiserzeitlichen, dafür aber „davidische“ Schichten gäbe bzw. wenigstens solche, die in die Zeit von Personen fallen, die Winzeler als *alter egos* von David (konventionell 1002-963) identifiziert – vor allem Chattusilis III. (konv. 1278-1250) und dann Shalmaneser III. (konv. 859-824), Sargon II. (bei Mitzählung Sargon

von Akkads ist er Sargon „III.“; konv. 722-705), Nebukadnezar (konv. 605-562) und Darius d. Gr. (konv. 521-485).

Bekanntlich hat der Autor die Großkönige Schalmaneser III. und Sargon II. als assyrische Namen für den Achämeniden Artaxerxes I. (465-424) – nicht jedoch für den Achämeniden Darius d. Gr. – in seiner Hauptsatrapie Assyrien identifiziert [Heinsohn 1996]. Das war auch gar nicht anders möglich, weil ihnen zugehörige archäologische Funde im letzten Stratum vor – bzw. unter – dem Hellenismus (ab -333) liegen. Das gilt für das iranische Hasanlu (Shalmaneser III.) ebenso wie das direkt assyrische Khorsabad (Sargon II. [„III.“]). Dass alle drei Herrschernamen obendrein mit höchst ähnlichen Biographien versehen sind – Artaxerxes auf griechisch, die anderen beiden in assyrischer Keilschrift –, war ja immer bekannt. Die Chattusilis III. zugehörigen Schichten allerdings liegen tiefer als die für Shalmaneser III. und Sargon II. In Beth Shean (Scythopolis) wird das besonders deutlich. Bis auf weiteres entsteht der Eindruck, als ob Winzeler Personen aus den Schichten VI (Chattusilis III. mit Skythen) gleichsetzen wolle mit solchen aus den Schichten V und IV (Shalmaneser III., Sargon II., Nebukadnezar). So etwas wird schwerlich gehen. Allerdings sind in Beth Shean keine direkt auf diese Personen hinweisenden Funde gemacht worden, so dass er sich hier nicht im Obligo sehen müsste.

Stratigraphie von Beth Shean

(links nach Fundinhalten und nicht nach herrschender Chronologie, die Winzeler ja mit dem Autor verwirft [Heinsohn 1991a, 55]; die konventionellen Daten stehen rechts mit der für die herrschende Lehre unerklärbaren 700-Jahr-Lücke zwischen IV und III)

I	Byzantinisch	ab 400
II	Römisch-kaiserlich (Caesar-Zeit)	ab 100
III	Hellenistisch (Nach-Alexanderzeit)	ab -300
IV	End-Achämenidisch (perso-medisches Siegel)	ab -1100
V	Hoch-Achämenidisch (bis Ramses III.)	ab -1200
VI	Nach-Amarnisch u. Früh-Achämenidisch (Ramses II., Chattusilis III., Skythen-Hirschsiegel, David-Stoff)	ab -1300
VII	Amarna mit Mitanni=Medern, Skythen-Hirschsiegel	ab -1400
VIII	Mitanni=Meder, Skythen-Hirschssiegel	ab -1450
IX	Mitanni=Meder-Beginn, sichere Skythen-Hirschsiegel	ab -1500
XA	Hyksos=Altkkader=vormedische Assyrer Herodots	ab -1650
	[...]	
	weitere Schichten von XB bis XVIII	ab -3500

Die römische Kaiserzeit ist in Beth Shean mit Schicht II vorhanden. Allerdings verfügen da 300 Jahre nur über ein Stratum und beginnen erst nach Caesar, so dass Winzeler – zumindest für das Beispiel Beth Shean – ebenfalls sein kaiserzeitliches Fragezeichen setzen dürfte. Das könnte er allerdings nicht beliebig weit treiben, da näher zu uns – also in Europa – nun doch einmal sakrale Großbauten der deutsch-romanischen Kaiserzeit stratigraphisch über solchen der antik-römischen Zeit stehen. Eine Streichung der Julius Caesar und seinen Nachfolgern zugewiesenen Epoche erscheint dem Autor mithin aussichtslos. Winzeler weiss das, auch wenn er uns die Stratigraphie von Caesaraea maritima vorführt, wo Schichten und Münzen für die römische Kaiserzeit nun wahrhaftig nicht fehlen.

Mit diesem stratigraphischen Blick kann eine Verwendung von biblischen Davidstexten durch viel spätere „Caesar“-Verfertiger nicht zurückgewiesen werden. Wie Autoren der Renaissance jedoch erst im 19. und 20. Jh. gefundene und entzifferte Schalmaneser III.-Inschriften in Caesar-Bücher eingearbeitet haben sollen, bleibt unerfindlich. Ebenfalls nicht erklären kann der stratigraphische Blick, wer der originäre Charakter in den David-Geschichten ist.

Die vorstehenden Überlegungen enthalten implizit editorische Überlegungen für die *Zeitensprünge*. Artikel, die über die Ähnlichkeit zweier oder mehrerer Herrscherbiographien eine oder mehrere dieser Personen aus der Geschichte verabschieden wollen, sollten auch die stratigraphische Möglichkeit oder Unmöglichkeit dieses Schrittes prüfen und in die Darstellung einbeziehen. Die Vertröstung auf eine spätere Arbeit, in der das dann nachgereicht werde, ist selbstverständlich legitim, muss aber realistisch anmuten. Diese Aufforderung zu stratigraphischer Absicherung trifft selbstverständlich keine Artikel, die lediglich eine Neu- oder Mehrfachverwendung alter Königsgeschichten für spätere Herrscher zeigen wollen, die als Personen mit ihren Epochen an sich nicht bestritten werden. Solche Nachweise sind allemal von hohem Interesse.

Heinsohn, Gunnar (1996), *Assyrerkönige gleich Perserherrscher! Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich*, Gräfelting

- (1991b), „Stratigraphische Chronologie Israels. Ein Kurzabriss zur Rehabilitation historischer Informationen aus den biblischen Legenden“, in *V-F-G* 3 (5) 37-52
- (1991a), „Hirsche aus Beth Shean oder gibt es wirklich keine Skythenschichten in Scythopolis?“, in *V-F-G* 3 (1) 50-63

Winzeler, Peter (2000), „Verfasste denn Julius Caesar die Mescha-Stele? Randglossen zur römisch-jüdischen Chronologie des Davidreiches (II)“, in *ZS* 12 (4) 582-611

- (1995), „War David Salem-Ezar = Nebukadnezar?“, in *ZS* 7 (2) 122-144

Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum

Das Kreuz mit Qumran und den Äonen alter Bibelhandschriften

Peter Winzeler

I. Eine notwendige Korrektur

In seinem letzten Beitrag führte der Verfasser zwei große Majuskeln des griechischen AT und NT an (Sinaiticus, Vaticanus), die er im Eifer des Gefechtes flugs zu „hebräischen Codices“ verwandelte, die den Frühtext der Qumranrollen bewahrt hätten [ZS 4/00, 595]. Das war gut gemeint, aber doch weder fair argumentiert (gegen Kammeier, Fomenko, Topper u.a.), noch spräche es für eine (nie beanspruchte) theologische Unfehlbarkeit. Außerdem sind weitere Abstriche nötig: der Sinaiticus (4. Jh.) hat sich dem Codex Alexandrinus (5. Jh.) als lange nicht so überlegen erwiesen wie sein Entdecker Tischendorf 1844 (bzw. 1853, 1859) glaubte. Durch Nestlé-Aland und ihre noch früher datierten Papyri, die auch Johannes und Paulus im 2./3. Jh. belegen, hat der Vaticanus (bes. seine Evangelien, 4. Jh.) an Ansehen gewonnen, und auch mittelalterliche Handschriften werden im neu angebrochenen „Zeitalter der Minuskeln“ rehabilitiert [s. Nestlé-Aland NT Graece 1979²⁶, Einf. 5 f. 10*]. Allerdings bleibt die Argumentation des Verfassers davon im Kern unberührt. Denn die Septuaginta (LXX) und alte griechische Handschriften (G) reichen auf den unpunktierten *vormasoretischen* hebr. Konsonantentext der Qumranrollen zurück, wie sich zuweilen an der großen Jesaiarolle der Höhle 1 (1QJes^a), besonders aber an den masoretisch korrumpierten *Büchern Samuel* zeigen lässt. Wogegen die Masoreten immerhin die zweite Jesaiarolle (1QJes^b) und rund 60 % aller Qumranrollen besser konservierten [s. Bibeltex CB 347-50; Dolmen/Stemberger 39; grundlegend: Tov]. Einige althebräische Fragmente lassen sich in keine dieser Kategorien einordnen, da sie beidseitig nicht rezipiert wurden. Der Vergleich mit dem Pentateuch des Codex Samaritanus aber beweist, dass gewisse „präsamaritanische“ Q-Fragmente (z.B. aus Exodus) älter sein müssen als der Kult von Garizim, dessen Separation erst in der Hasmonäerzeit (nach dem Samarienzerstörer Johannes Hyrkan) erfolgt sein könne [s. Tov 65-82]. Wegen der ungeheuren Bedeutung des Sachverhaltes will ich ausführlicher darauf eingehen.

Das textkritische Paradebeispiel ist ein von Hanna geopfertes *dreijähriges Rind* [1.Samuel 1,24f G = 4QSam^a], das die Masoreten kontextwidrig als Opferung „dreier Rinder“ vokalisieren. Da dennoch die hebr. Konsonanten außer einem Jot (Strichlein) identisch bleiben [CB 350; Tov 224], lässt dies eher auf extreme masoretische Buchstabentreue als etwa eine tiefsinnige antitrini-

tarische oder antichristliche Polemik schließen (im NT kommt diese Stelle nie vor). Auf solche Weise konnten etwa 80 textkritische Konjekturen (Textverbesserungen) der kritischen Editionen des 19. Jhs. an den Qumranrollen nachträglich bestätigt werden. Eine Abhängigkeit von der griechischen Bibel kann auch dort ausgeschlossen werden, wo die Masoreten eine auch konsonantisch abweichende hebr. Vorlage benutzen [ursprünglicher wären etwa 1.Samuel 2,20 G = 4QSam^a; Jesaja 36,11 G = 1Qjes^a; Tov 109]. Der Vergleich der griechischen Rezensionen lässt so eine hebräische Urversion der Geschichte von David, Saul und Goliath erkennen [1.Samuel 16-18], die noch 35 Verse kürzer war als der rezipierte Masoretentext, wie auch von ihm abhängige aramäische und syrische Übersetzungen und selbst die lat. Vulgata des Hieronymus [s. Tov 278]

Mit solchen akribischen Beweisverfahren kann heute ausgeschlossen werden, dass die Qumranrollen auf neuzeitlicher Fälschung oder bloßer Rückübersetzung aus der griechischen oder lateinischen Bibel beruhen. Dasselbe dürfte für die Mescha-Stele gelten, deren Echtheit vom österreichischen Talmudgelehrten Dr. Löwy lange zuvor bezweifelt worden war (1898) und die eine Fülle von nachweislichen Fälschungen „Moabitischer Altertümer“ auslöste, wogegen ihr Entdecker Clermont-Ganneau selber sich höchste „Autorität auf dem Gebiet der Altertumsfälschungen“ erworben hatte (dies verdanke ich einer Zuschrift von Hanns-A. Schwarz, Berlin [s. Fischer]). Interessant sind hier Zusätze der Samuelfragmente Qumrans, die so bestimmt niemand hätte erwarten können:

„[Und Na]hasch, König der Ammoniter, unterdrückte die Söhne Gads und die Söhne Rubens sehr, er stach a[ll]en ihre rechten Augen aus und brachte Fur[ch]t und Schrecken] über Israel. Und es blieb nicht einer unter den Israeliten jen[seits des Jordans, des]sen Auge nicht ausgestochen war von Naha[sch, dem König] der Ammoniter; ausgenommen 7000 Mann, die [geflohen waren vor] den Ammonitern und nach [J]abesch-Gilead gekommen waren“ [1.Samuel 11,6-8 nach 4QSam^a; vgl. Josefus, *Antiquitäten* VI, 68-71; s. Tov 283f].

Der Verfasser brachte Ruben und Gad erstmals mit dem korrumpierten Text der Mescha-Stele und assyrischen Grausamkeiten auch von Nahasch's Schwiegersohn David, dem *Schalom-Sar* der Jesaiarolle, in Zusammenhang. Dass nur Josefus diese Stelle anführt, kommt unerwartet, da sie in der Septuaginta fehlt. So lassen jüngere griechische Rezensionen auf mehrere „Revisionen“ der Septuaginta schließen [Tov 119-123; 259-290], die auch die chronologische Matrix der Welterschöpfungsära berühren.

Soweit der textkritische Befund. Von daher wird man neugierig, zu erfahren, welche Bibel nun den Autoren des NT vorlag, die gut 100-mal auf die Bücher Samuel (und über 500-mal auf die Psalmen Davids oder auf Jesaja)

rekurrieren. Hanna galt Lukas als leuchtendes Vorbild der Mutter Jesu, aber weder ihr Stieropfer, noch Goliath oder Nachasch spielen im NT eine irgendetwie beweiskräftige Rolle. Die Septuaginta war für Lukas *die* Bibel hellenistischer Juden und der frühen antiochenischen bzw. alexandrinischen Christen, aber die Paulusbriefe führen offenkundig auch unkanonische messianische oder essenische „Schriften“ (nicht schon die Evangelien) zum Beweis der Messianität bzw. Auferstehung des gekreuzigten Nazoräers an [wie 1.Korinther 15,3-5; Lukas 24,44f] und verweisen 5-6 Mal auf das Testament Levi [s. Néstle-Aland NT Greace 1979²⁶, AT-Zitaten-Anhang III]. Von einem Abschluss des AT- oder gar NT-Schriften-Kanons kann hier wie in Qumran noch gar nicht die Rede sein: ein Zustand, der sich nach Abschluss der ersten Kanonsbildungen (jüd. 1./2. Jh; christl. 3.-5. Jh.) ja auch in Spätantike und Frühmittelalter *erneut* bemerkbar macht, wo inflationäre Apokryphen und Pseud-epigrafen oder die als kanonisch geltende judenchristliche „Apostellehre“ (Didache) praktisch das höhere Ansehen genießen. Warum das so ist, lässt sich in der herrschenden Chronologie schwer interpretieren und öffnet dem Fälschungsverdacht (z.B. gegen Lukas) Tor und Türen.

Selbst Aurelius Augustin spricht noch von *der* heiligen Schrift, welche die Juden als die widerborstigen „Bibliothekare der Kirche“ aufbewahren, aber kaum schon vom Bestand eines „Neuen Testamentes“, wie oft er auch nebst den Davidpsalmen (die Mutter der christlichen Theologie) seinen Paulus und die Evangelien zitiert [s. *Der Gottesstaat*, passim]. Das heißt: Der Schriftbeweis musste von Christen nach wie vor am AT erbracht werden. Was auf eine Zeit schließen lässt, in der zahlreiche Essener zu christlichen Kommunarden (Mönchen, Ordensleuten) geworden waren, wo aber die Ablösung des „Christentums“ vom rivalisierenden rabbinischen Judentum noch nicht restlos gelang.

Im Ergebnis haben wir mehrere relativ selbständige Zeugen und Textfamilien im großen Stammbaum der Hebräischen Bibel (bzw. des jüdischen und christlichen AT), die auf eine vormasoretische Grundlage Qumrans aus der Chaldäer-, Makkabäer- oder Hasmonäerzeit zurückgehen dürften. Die Frage bleibt, was dieses Abbitteleisten des Verfassers nun für die Altersbestimmung der Qumranrollen austrägt.

II. Toppers Ansicht vom Judentum

Verdacht gegen die Qumranrollen und deren jesuanische Abkunftszeit wurde oft gerade von christl. Theologen geäußert, die die Originalität des Christentums im Innersten bedroht sahen (sie seien darum 180-100 v. Chr zu datieren). Gelten sie doch als die einzigen Originalhandschriften aus vorntl. Zeit und als *einziges Bindeglied*, um die Kontinuität von Jesaia aus dem -8. Jh. bis

zur Masora des ben Ascher im +10. Jh. und der ersten Bibeldrucke zu sichern (unzuverlässige Erstausgabe Venedig 1516/17). Die masoretische Textfamilie blieb christlichen Auslegern bis Ende des 18. Jhs. fast unbekannt. Die „wissenschaftliche“ *Biblia Hebraica* von Paul Kahle und Kittel [Leipzig/Stuttgart 1929] stützt sich erstmals auf die Kairoer Geniza-Funde (1892) aus dem 12. Jh. und den überragenden „Leningrader Codex“ (plus den Petrograder Prophetencodex), die auf das 10. Jh. und in das babylonische Judentum zurückreichen würden. Uwe Topper referiert insoweit korrekt:

„Das heute gültige jüdische »Alte Testament« (die Juden nennen es Thora) wurde von den Masoreten im Orient geschaffen. Wann man dort mit der Arbeit begann, ist nicht ganz erkennbar, es soll Ansätze schon um 750 gegeben haben [...]. Fertig wurde der verbindliche Text um das Jahr 1000“ [Topper 2000, Kap. 6.5 Die Texte].

Aber Topper – auch er vor Fehlleistungen nicht gefeit – setzt flugs die Thora an die Stelle des gesamten **Thenach** der Jüdischen Bibel (**Thora**/Pentateuch + **Nebim**/Propheten + **Chetubim**/jüd. Schriften), derweil die **Thora** den Priestern und Rabbinen seit Esra vorlag. Jesus setzte sich mit „Sadduzäern“ (Zadokiden) auseinander, die wie die Samaritaner nur die schriftliche Thora akzeptieren, und mit Pharisäern, die sich auf die mündliche Thora (Mischna) der Väterlehre berufen. Da die Tannaiten die hebr. *Mischna* und erst die Amoräer die aram. *Gemara* kompilierten (in der palästinischen Kurz- und babyl. Langversion), weist der Talmud ein kontinuierliches Wachstum an Jahrringen mehrerer Generationen auf (bis Anfang 5. bzw. 6. Jh.), bis Raschi seinen berühmten Kommentar dazu schreibt († 1105). Ein Indiz sind die Sabbatjahre, die nur im Land Israel praktiziert werden können. Sie verloren bei den Tannaiten ihre praktische Geltung und wurden auf die messianische Heimkehr des verstreuten Israel vertagt [s. Krupp 140-56].

In der selben Weise definieren Paulus und Lukas die **Frist der wett-eifernden Heidenmission**, die auf wenige Generationen bis zur Restitution von „ganz Israel“ und aller von Thora und Propheten „verheißenen Dinge“ gedacht war (apokatastasis [Apg 3,21; Römer 11,11-27; vgl. Matthäus 10,6-23!; 23,39 u. 28,19]). Wie lange diese Frist noch andauern mag, war chronologisch umstritten; denn bei Gott sind „tausend Jahr wie ein Tag“ (wie man den „schwerverständlich“ gewordenen Paulus entschuldigte) [Psalm 90,4; 2.Petrus 3,8-16]. Für Paulus war das verstockte Tempeljudentum ein „aufhaltender“ Faktor [2.Thess 2,4-7]. Aber Augustin muss bereits „gestehen, dass ich wirklich nicht weiss, was der Apostel hier sagen will“ [s. *Der Gottestaat* XX, 19]. Anders bekennen amoräische Rabbinen:

„In der Schule des Elia wird gelehrt: 6000 Jahre wird die Welt bestehen: 2000 Jahre Chaos, 2000 Jahre Thora, 2000 Jahre messianische Zeit; doch

wegen unseren Sünden sind schon manche von diesen [Heilsjahren] verstrichen“ [s. Moltmann 163-5; kursiv PW].

So sprachen talmudische Gelehrte, die vermutlich schon das Joachimitische Schema der drei Weltzeiten – und nachweislich Martin Luther – beeinflussten.

Ein weiteres Indiz ist die „aramaisierende“, „neuhebräische“ Sprache der Mischna, ein frühes *Ivrit*, das gegenüber der Thora viele griech. und lat. Lehnwörter aufweist. In Qumran wurden keine aramäischen Bibelhandschriften überliefert. Die Amoräer aber gleichen darin den Masoreten, dass sie das Bibelhebräische nicht mehr als lebende Sprache sprechen. Im Osten nehmen sie den „persischen Wortschatz“ auf [Bergler 53 f.]. Und da die Gaoniten der islamisch-babylonischen Ära merkwürdig stumm bleiben, kann die Masora unmöglich 1.000 Jahre fehlender Handschriften überbrücken. Darin liegt der Wahrheitskern der Topperschen Ansicht, die sich mit 297 Jahren illigheinsohnscher Phantomzeit des Judentums nicht abfinden mag. Der abgebrochene Talmud Jeruschalmi (429) hat nur in *einer* gesamten (griech.-)westaramäischen Handschrift (1289) überlebt, die stark verderbt und für babylonische Ostaramäer fast unverständlich war [Krupp 67 f.]. Auch Will Durant besaß ein gutes Feingefühl für die Schwächen seiner (pro forma beibehaltenen) Chronologie:

„Der Talmud war kaum fertiggestellt, als Justinian ihn [das Lernen der *deuterosis*; s. Krupp 97] als ein ‘Gespinnst von Albernheiten, Fabeln, Ungerechtigkeiten, Schmähungen, Verwünschungen, Ketzereien und Gotteslästerungen‘ ächtete (553). In der Folge scheint die Kirche das Bestehen des Talmud *vergessen* zu haben; wenige Theologen der Lateinischen Kirche konnten das Hebräisch oder Aramäisch lesen [...], und 700 Jahre lang konnten die Juden *ungehindert* ihre hochgeschätzten Bücher studieren - mit solcher Emsigkeit, dass sie ihrerseits fast *die Bibel vergessen* zu haben scheinen“ [Durant 6, 71; kurs. PW].

Maimonides (um 1100) gehörte anscheinend zu den ersten Rabbinen, die das Christentum positiv werten, da es die Völker (via Noah, Abraham und Christus) zur jüdischen Wahrheit des einzigen Gottes führen werde. Ähnlich argumentierte zuvor der Koran. Das wäre Grund genug, die Schöpfungsären anzugleichen. Dennoch hätte man bis zu den Kreuzzügen zugewartet, um das Jahr 1238 A.D. mit dem jüdischen Weltjahr 5000 zu harmonisieren, indem man die Schöpfung auf 3761 v. Chr. legte [s. Illig 1991, 26 f.]. Anders gesagt, legte man Christi Geburt (1 A.D.) ins jüd. Weltjahr 3761, was nun 160-200 Jahre unter den aus Qumran zu erschließenden Daten (um 3920-60) lag. Seither häufen sich die Probleme.

Um 1239 A.D. erfolgt der erste Angriff des jüd. Konvertiten Nikolaus Donin auf den Talmud und seine Lügen über Jeschu-ha-nozri, wogegen der spanische Gelehrte *Nachmanides* die ketzerische Ansicht vertrat, der Jesus des Talmud habe „200 Jahre vor der Tempelzerstörung gelebt“ [Krupp 181]. Dann wäre Jesus logisch um 140/30 „vor Christus“ geboren und das Millennium 5000 wäre um 1100 n.Chr. (spanisch 1239 A.D.?) anzusetzen.

Als Augustin 1298 A.D. zum „Lehrer der Kirche“ ernannt wurde, war seit Erscheinen des „Schlusskapitels des Gottesstaates“ eine Weltära kanonisiert, in der Christus um **5000** geboren war, 754 Jahre ab Gründung Roms (nach Marcus Varro) [s. Andresen XXI]. Mit diesem seinem „selbständigen Beitrag zur Weltchronologie“ und trotz der sichtlich „mangelnden Konzentrationsfähigkeit des alternden Mannes“ [ebd. VII] habe Augustin aber zuvor schon Karl den Großen (5800) und Otto III. (6000) tief beeindruckt. Anders ein Kölner Computist (um 798): er hatte seufzend „Karl d. Gr. nach der hebräischen Bibel ins Weltjahr 5998 (Hieronymus) gesetzt und nach der griechischen ins Jahr 6228“ [Illig 1999, 176]. Das heißt: Christus war damals um **5200** (Eusebius, Hieronymus, Vulgata) oder **5500** (Julius Africanus, Codex Alexandrinus) geboren worden.

In Frankreich oder England des 14. Jhs. wurde ungerührt die Erschaffung der Welt im Jahr **4484 vor Gründung Roms** beibehalten (-5237) [Tuchmann 61], als wäre der Messias **5238** (754 a.u.c.) geboren. Der Zenith von Karls Millennium 6000 (761 n.Chr.) war längst überschritten und man befand sich auf dem Weg zum Weltende 7000! Allerdings ist hier ein typisches masoretisches Zahlenspiel von 4000 (Ende der Thora) + 1238 messianischen Jahren zu vermuten (1238 A.D.). Nach der Masora trat Jesus ab **4000** auf (scheinbar 1.000 oder 1.238 Jahre „vor Christus“), was nun für keine Partei einen historischen Sinn mehr ergab; weshalb die Rabbinen von 4000 auf 3671 gingen! Weiter scheint mir eine Verschreibung und Verzehnfachung von **448/4** Jahren ab der *Gründung der Römischen Republik* (Zwölftafelgesetz) plausibel, nach welcher Christus ins Weltjahr 4484+448 = 4932 gesetzt worden wäre (statt 3930; die Gründung der Republik liegt heute bei -509/10). Die republikanisch(-karolingische!) und die varro-augustinische Weltära würden so verständlicherweise um 306/10 Weltjahre differieren – eine Spur, die ich weiter unten weiter verfolge. Die rabbinische Angleichung um 5000 = 1238 A.D. wird so besser durchschaubar: Sie muss einige Generationen nach Hillel II. erfolgt sein, für den erst das Hoffnungsdatum 4000 um *mindestens* 238 Jahre überschritten war (um 4119 = ab 238 A.D.).

Die Weltuhr läuft unbarmherzig weiter, aber die chiliastischen Parteien spalten sich in frühchristlich-montanistische oder ketzerische sogenannte *Prämillenaristen* (das Sabbatreich bricht erst mit Christi *Wiederkunft* ab 5000

oder revid. 6000 an) und die gegenläufige Partei der *Postmillenaristen*: für sie sind nun seit Christi Geburt oder Passion ab 5000/5200 (oder ab Konstantin 5500) bereits die 1000 Jahre des *Corpus christianum* verstrichen (reichend bis 1030, 1238 oder 1324 A.D. usw.), weshalb jetzt unmittelbar das *Jüngste Gericht* bevorstehe. Als Testjahr galt bei den Franziskanerspiritualen das Wendejahr 1260 A.D. Danach kam Augustins „tiefgreifende[r] Umgestaltung der urchristlichen Eschatologie“ zur Kirchengeschichte eine wahrhaft epochale Bedeutung zu [s. Nigg 122].

Der deutsche Augustinermönch Martin Luther – ein rabiatere Postmillenarist – befand sich am Ende der konstantinischen Ära (augustinisch 6500), das er als „babylonische Gefangenschaft“ der Kirche geißelt. Dennoch wähnt er sich im rabbinischen Weltjahr **5500 = 1540 A.D.** Von da würde die Restzeit des Antichristen (bis 6000) in Kürze vergehen. Wenn wir diese Optik zurückverfolgen, muss die Anpassung ans jüd. Weltjahr 5000 um **1040 A.D.** erfolgt sein und Jesus wurde gut qumranisch **3961** (1 A.D.) geboren. Würden wir hingegen Hillels Weltära (3761) als Luther bekannt unterstellen und zusätzlich Illigs Phantomjahre als inexistent streichen, reichte Jesu Geburt bis ins Babylonische Exil zurück. Solche Extrapolationen sind freilich riskant. Luther setzte auch den Weltanfang auf **3960 v. Chr.** [Supputatio annorum mundi, Wittenberg 1541; s. Bertheau 924], was in die Nähe des aramäischen Testaments Levi kommt (der Heilszeit um 3920/40 + x mal 40 Jahre etc. [4Q213, Berechnung nach Thiering 233]).

Dieser Datenabgleich (s. Folgeseite) könnte auf Anhieb den Topperschen Verdacht bestärken, etliche Qumranrollen seien erst vor den Kreuzrittern am Toten Meer in Sicherheit gebracht worden, als diesen das heilige Jerusalem am 15. Juli 1099 in die Hände fiel (bis 1244). Zuvor (1007) hatten arabische Muslime (Sarazenen) die Grabeskirche geschändet und Juden massakriert. Damit stünden an die 1.000 Jahre des abendländischen Christentums (bis zum Schisma 1054) auf der Streichliste. Bevor wir in der Geschichtsvernichtung soweit gehen, wollen wir aber weitere (möglichst unabhängige) Zeugen des Gerichtes aufrufen. Zumal Origenes hat das *Ende Jerusalems* (70 n. Chr.) im Matthäuskommentar auf das Weltjahr **4900** gesetzt [s. Werner 87 f.], also 100 Jahre vor das erste frühchristliche Wiederkehrjahr 5000 (ob nun 170 oder 1070 A.D.), das Augustin in sein „kirchenhistorisches“ Geburtsdatum Jesu verwandelte. Leider hat Origenes sein Werk nicht modern nach Caesar und Christus datiert. Ich halte es für nahezu ausgeschlossen, dass ein neuzeitlicher Fälscher ihm dieses Kuckucksei ins Nest gesetzt haben könnte, das in keines der verhandelten jüdisch-christlichen Schemen passt – außer ins henochisch-danielische Weltbild Qumrans, das arithmetisch mit $7 \times 700 = 10 \times 490$ Jahren = 100×49 *Jubiläen* des Heils kalkulierte (100×50 ergäbe 5000).

Tab. 1: Äonen alter Bibelhandschriften (Daten der christl. Zeitrechnung)

	Henoch [Thiering]	Jubiläen/Q [Th + Kittel]	Samariter [Kittel]	Masora [Maag]	Rabbinen [Illig]	LXX Africanus*
Schöpfung	(-3668)	(-4088)	(???)	(-4163)	(-3760)	(-5500*)
=====						
Henoch	490 (!)		522	622		1122
Flut	980	1307	1307	1656	1656	2262
Abraham	1470	1876	2247	1946	1984	3332
Exodus	1960	2410	2752	2666 (-1505)	2448	3817/37
1.Tempel	2450	2951)	-	3146	2928	4257
Untergang	2940 (-727)	3360 (-727)	=====	3586 (-585)	3338 (-422)	4737
Kyrosedikt			Test. Levi	3626 (-537)	5010*	
Rückkehr		3430 (-657)	3430 (-511)			
Qumrangr.	3430 (-237)					
2.Tempel	3500 (-167) = 3920 (-167)	3920 (-20)	3408 (-352)			
Alexander		=====	(Herodes)		3450 (-311)	
2. David	3920 (253)	3920 (-167)				
Heilszeit	4410	4000 (- 87)		4000 (-164)		
Geb. Jesu		rev. >	3940 (1)	=====	3761 (1)	5500*
Hillel II.				rev. >	4119 (359)	
J.Gericht	4900 (1233)			4900 (960)		7000
		=====				=====
1238/9 A.D.rev.	5000	5326 (rev.)	5000 (1060)		5000	
1540 Luther	5302	5550	5480+20			
Staat Israel		5958			5708 (1948)	

III. Was tragen alte Bibelhandschriften zur Datierung der Weltzeiten bei?

Auf ein erheblich von Luther abweichendes Datum geht der eidgenössische Antipode Zwingli zurück (im Gespräch mit seinem masoretischen jüd. Sprachlehrer). Er erhoffte sich einen längeren Progress der Neuzeit und legte Christi Geburt symmetrisch in die *Mitte* einer Weltära von 7.000 Jahren (**3500 = 1 A.D.**). Damit brach die Wiedergeburt des Evangeliums (des *Christus renascens*) in der humanistischen Renaissance **5000 = 1500 A.D.** an [s. Meyer 239]. Und mit diesem Exodus würde dem Völkerchristentum also

„nichts anderes“ widerfahren, als was bis Christus mit Israel und den Juden geschah. Zwingli wertet Augustins Datum also keineswegs historisch, sondern schließt (wie Origines) an das Buch Henoch an. Dieses hatte freilich die makkabäische Tempelrestitution auf **3500** gesetzt, *bevor* qumranische Revisionisten des Buches Daniel und der Jubiläen die exilischen und makkabäischen durch herodianische Daten (3920/40) ersetzt und somit 420 Weltjahre aus ihrem Heilsfahrplan gestrichen hatten [immer nach Thiering 232 f.] (sofern man Henoch nicht als jünger ansähe). Zwingli kennt das Schema Daniels (mit Rom als viertem Reich des Antichristen) und sucht eine vertretbare Synthese, die die Reformation als Beginn des *sechsten Schöpfungstages* Augustins verstand. Dem lässt sich eine Faustregel entnehmen: Je mehr die biblische Weltzeit eschatologisch *nach vorne* gedehnt wird, muss Jesu Geburt auf der mitwandernden Weltzeitskala relativ (nicht absolut) *nach rückwärts* wandern (bald von 5500 auf 5000, bald von 4000/3941 auf 3671 oder 3501).

Mit dieser „Relativitätstheorie“ sollte es möglich sein, die Weltzeitären der Bibelhandschriften zu dechiffrieren. Die Kardinalfrage besteht darin, welche Daten als durch historische Ereignisse begründet eingesehen werden können und in welchen frustrierten Naherwartungen sich die Abfassungszeit der Bibelrezensionen spiegelt. Im Feld des Historischen liegen augenscheinlich die **fettgedruckten** Daten der Tabelle. Hingegen kann aus Henochs Endzeitspekulation ($10 \times 490 = 4900$) kaum eine Abfassung im 13. Jh. erschlossen werden. Am kenntlichsten wird der Unterschied, wenn wir alte Kirchenväter linear mit der Neugründung des Staates Israel 1948 (5708) und mit der Rückeroberung Jerusalems 1967 (5727) vergleichen wollten. Diese Daten stützen sich auf die revidierte Masora Hillels II., aber sind mit der Septuaginta und den Qumranrollen inkompatibel.

Julius Sextus Africanus und sein Freund Origines (frühes 3. Jh.), die ja vermutlich dieselbe Septuaginta lasen, datieren Christi Geburt auf **5500** (Africanus) und die Tempelzerstörung auf **4900** (70 A.D.), was eine Meinungsverschiedenheit von *670 Weltjahren* aufreißt, die nicht in der Realzeit bestehen. Hier schlagen verschiedene Längen der Schöpfungstage (600/700 oder 1000 Jahre) zu Buche, wie verschiedene apologetische Interessen. Origines will frustrierte Juden für das wahre Christentum gewinnen. Africanus, vermutlich noch kein Christ, rechnet östlich antiochenisch-alexandrinisch(-byzantinisch); aber Augustin – zuvor ein Manichäer – hat sich zur römischen Kirche bekehrt (er lehnt Daniel, Hieronymus und die Offenbarung Johannes ab). So muss das Millennium **6000** im Osten auf Justinian (525) hinauslaufen, im Westen aber auf Otto III., wo Gerbert v. Aurillac (999) dem „zweiten die Welt vereinigenden Konstantin ein zweiter Silvester sein“ wollte [Durant 6,214] – *670 Jahre* nach Konstantin (324), die wieder unmöglich so in der Realzeit bestehen. Können sie aber pauschal gestrichen werden ?

Als erstes verstehen wir die Zwickmühle des Eusebius, dass er auf **5200** der Geburt Christi gehen musste, damit Konstantin **5500** (statt 5800) die Alleinherrschaft anträte [Andresen XXI] und nicht Jesus peinliche 200 Jahre „vor Christus“ – als Nazoräer – zur Welt käme. Dieser Arianer wandelt sich flugs zum orthodoxen Nicäaner; aber seine Rechnung (ab 324) geht nicht auf oder wurde von Epigonen ohne den lat. Kirchenvater Lactanz († 325/30) gemacht, der bis dato keinen Autor kannte, der mit Christi Geburt „unter 5500 hinabgegangen“ wäre [Werner 87 f.]. Die Zeitrechnung des Eusebius konnte sich in Byzanz nie durchsetzen, wo die Welt zuletzt unverrückbar -5508 begann. Und „merkwürdig“ sagt auch Otto von Freising († 1158), Jesus sei im Jahre 5500 der Welt geboren [Bertheau 923]. Als habe das ottonische 6000-Millennium in der Realzeit nie stattgefunden! Dieser Missstand wird – zweitens – auch von Theologen schmerzlich empfunden (Walter Nigg strich in zweiter Auflage sein Kapitel „Sacerdotium und Imperium“, wo er mit „unterschwelligem“ millenarischen Seelenkräften um 1000 argumentiert hatte) und wird heute wie folgt erklärt:

„Die weitverbreitete Auffassung, daß sich durch das Heranrücken des Jahres 1000 die eschatologische Erwartung verstärkt habe, beruht auf zwei nicht zutreffenden Voraussetzungen: Erstens, daß die vom römischen Abt Dionysius Exiguus in seiner Ostertafel (525) gebrauchte Zählung der Jahre seit Christi Geburt schon am Vorabend der ersten nachchristlichen Jahrtausendwende die allgemein unter Christen gültige Zeitrechnung gewesen sei,¹ und zweitens, dass die Johannesapokalypse in der ganzen Christenheit fraglos als Bestandteil des biblischen Kanons gegolten habe“ [Ritter 425].

Das zeitenspringende Auge fällt auf zwei Päpste Roms, die den Namen Johannes tragen und beide am Ende einer „Römischen Republik“ eines *Alberich* (Alverich, Alvarus) oder *Alarich* amtieren. Otto I. kommt durch Alberichs Sohn *Octavian* auf den Thron, d.h. Johannes XII., den er alsbald als byzantinischen Apostaten absetzt und der nach einem Jahr irgendwo verstirbt (964). Anders hat Theoderich in Italien gegen einen Germanen *Odoaker* (Otto-Karl) gekämpft und den nach Konstantinopel fliehenden Papst Johannes I. in Ravenna ins Gefängnis gesetzt, wo er „nach einem Jahr starb“ (524) [Durant 5,345; 6,211f]. Diese Koinzidenz ergibt einen Überhang von nur **440 Weltjahren**, die nicht in der Realzeit bestehen. Sie können weder auf Illigs

¹ Sie habe sich vielmehr seit dem 8. Jh. zuerst in Britannien und Irland und später Frankreich durchgesetzt und sei „eine rein westeuropäisch-abendländische Erscheinung gewesen“, die computistischen Berechnungen des Millenniums schwanken zwischen 979 bis 1033/34 oder 1042 [Ritter 417].

Phantomzeit beruhen (297 Jahre), noch weniger aber auf der Verdoppelung eines exigiischen Osterzklus von 532 Jahren (eine entscheidende Erkenntnis). Hingegen kommen sie in die Nähe von Papst Leo I. (440), der wie ein „heimlicher Kaiser“ das Sacerdotium gegen Alarich verteidigte. Leo habe Hilarius beauftragt, die Osterdifferenzen von 454/5 zu bereinigen – und der wandte sich an Victorius von Aquitanien. Von ihm und dem ägyptischen Mönch Anianus (400) stammt der erste bekannte lunisolare „Osterzyklus“ von 532 Jahren, den sie prompt auf den *Weltanfang* am **25. März -5491** (Anianus) oder **-5200** zurück kalkulierten (Eusebius; victorianische Ära). Anders der Fortsetzer Exiguus: er stützt sich auf ein Datum **437 n. Chr.**, wo der athanasische Cyrill einen Osterzyklus von 95 Jahren im Jahr *153 der Ära Diokletians* begann (437-531), den Exiguus für *532 bis 626 A.D.* fortschreiben oder weiter festsetzen will (fünfte und erste Kolonne der Tabelle 2).

Also genau ab der Regierung Justinians (525 n. Chr.= 532 A.D.) sollte Dionysius die julianisch-christliche Zeitrechnung in Rom implementiert haben, indem er Christi *Inkarnation* auf den **25. März 754 a.u.c.** legte (7 v. Chr.). Mit dem einzigen Unterschied, dass er die Jahre der *Ära Diokletians* flugs nach den „Jahren der Inkarnation des Herrn“ (Anni Domini incarnati) umbenannte. Das zeigt die *fingierte Variante* der dritten Kolonne, die von der ersten nicht zu unterscheiden wäre.

Tab. 2. Der Osterzyklus nach Dionysius Exiguus

Anni Domini inc.	v./n. Chr.	Ära Diokletians		n. Cyrill	Rom ab 297
28 x 19 = 532		(3 x 95)	(2 x 95)	1 x 95	3 x 84 = 252
532	525	531/2	343	247/8	536
437	430	437	248	<u>153</u>	[Leo 440]
342		342	<u>153</u>		
[291]	284			1	284
247		247			
153		<u>153</u>			
7	1			-284	<u>1</u>
25. März 1	<u>-6 (7 v.)</u>	1		-291	
		-6		-297 Illigs Phantomzeit	
	-44 J.C.	-37 Augustus		-328	

Zeitenspringende werden sich an die währungspolitische Umstellung der Ostmark auf westliche „D-Mark“ erinnern, die das Gebäude der 70 Jahre des Realsozialismus definitiv zum Einsturz brachte. Der achämenidisch verfasste Staatssozialismus Diokletians galt frühen Christen als die „Verfolgungsära“, nach der sie ihre erste (konstantinische) christliche Ära datierten. Um seine weltchronologische Umstellung zu beweisen, harmonisiert Exiguus den westlich-julianischen Sonnenzyklus (28 oder $3 \times 28 = 84$ Jahre) mit dem synodisch abweichenden Mondzyklus von $5 \times 19 = 95$ Jahren, nach welchem der Osten die Passah- und Osterfeiern (zum 25. März) beging, und fand so ein narrensicheres ewiges Kalendermodul von $28 \times 19 = 532$ Jahren, wo die Feste erneut auf die selben Wochentage fallen [Bertheau 920 f.; Illig 1999, 20]. Als nötigen Haftpunkt der Geburt Christi habe schon *Furius Dionysius Philocalus* (354) das Jahr 753 a.u.c. vorgeschlagen [Borst: s. Illig 1999, 16], das nun freilich auch auf 306 gefallen sein könnte (ab Gründung der Römischen Republik). Weder Exiguus noch auch sein Kenner Bertheau haben den furiosen Vorgänger erwähnt.

Die Neuerung würde jetzt nur darin bestanden haben, dass Exiguus auch das Kalenderjahr wie Julius Caesar am 1. Januar (-44) begann. Das stürzt uns in Probleme. Die Inkarnation wäre nicht schon zu Weihnachten erfolgt, sondern nach dem Frühlingsäquinoktium, vielleicht ab der Empfängnis Mariä, den Passionsspielen Caesars oder arianisch mit der Johannaestaufe Jesu (adoptianische Geisttaufe). Carl Bertheau in der ehrwürdigen *Realencyclopädie für prot. Theologie und Kirche* [1908] hielt diese Konstruktion für rein astronomisch, nicht historisch oder biblisch begründet.

„Warum er [D. Exiguus] gerade dieses Jahr [7 v. Chr. = 754 a.u.c.] für das Jahr der Menschwerdung und Geburt Christi [1 A.D.] hielt, wissen wir nicht“ [Bertheau 921].

Der Vorgang ist aber religionspolitisch verständlich, mussten doch diverse, auch *vorchristliche* Mysterien des Gesamtreiches vereinheitlicht werden. Cyrill begann den Zyklus anno 153 der ägypt. Thronbesteigung Diokletians (als eines Thutmose oder Augustus am 1. Thot = 29. August). Aber der Rückschluss, dass diese Ära justament 284 n. Chr. begann, kann auf einem welthistorischen Zirkelschluss beruhen. Der liebe Gott braucht sich nun mal nicht nach dem guten Glauben und den lunisolaren Kalenderbedürfnissen eines römischen Abtes zu inkarnieren! Und warum dieser denn meinte, im 6. statt dem 3. oder auch 10. Jh. „n.Chr.“ zu leben, ist historisch unbegründbar. Würden wir uns Exiguus als Zeitgenossen Theoderichs und Ottos I. (Odoakers) vorstellen, würde er in derselben Realzeit zwei 440 Weltjahre getrennte Jahrhunderte bewohnt haben (um 532 A.D.i.+ 440 = 972 A.D.). Die Verdoppelung seines Osterzyklus würde aber nicht schon zu seinen Lebzeiten erfolgt oder überhaupt bemerkt worden sein, sondern erst im vermeintlich *dritten*

Umlauf (spätestens am Ende von $2 \times 440 + 95 + 532 = 1507$ A.D.). Logisch würde die neue Ära des abendländischen „Christentums“ ab dem Schisma **1054** der Päpste Leo IX. und Victor II. implementiert ($525 + 532 = 1057$ A.D.), nachdem sich Byzanz ja schon im 6. Ök. Konzil in Konstantinopel von Rom lossagte (680/1, wo Leo II. amtiert). Wenn hier ein exigiischer Osterzyklus gar nie stattgefunden hätte, wäre das zweite byzantinische Reich in der Tat eine nachträgliche Erfindung.

Tab. 3 Versuch einer synchronistischen Ereignisabfolge

Mythische Zeit	-751/3 Gr.Roms	-448/4 Röm. Republik	-306/10 Alexander
Geburt Christi	754 a.u.c [+/-7]	448 [-141]	1 A.D.
Bedrohungen	Parther/Aramäer	Araber	Schapur I. 241
Befreier	Severische Dyn.	Karl Martell 732	Diokletian 284
Koinzidenz	Julia Mammäa †	Reichsteilung 741 =	Reichsreform 293
Episkopat	Röm. Pontificat	Kirchenstaat (Pippin)	297 „12 Diözesen“
Millenium	249 <i>Philipp Arabs</i> =	Apostat <i>Philipp</i> 768 ?	(Silvester I. ab 314)
Christernverf.	ab Decius 249-58	„Sachsenkrieg“	Diokletian 303-311
	Konstantius 300	Karl d. Gr. 800	Konstantin 325
=====			
Interkalation	300 + 140 J.	741 + 140 J.	284 + 153 J.
=====			
437 A.D.i	Leo I. 440	Stephan IV. 880	Cyrril 437
Osterzyklus	1 x 84 J. Odoaker 476-88	1 x 84 J. Otto I. 936-73	1 x 95 J. Theoderich 493-524
531/2 A.D.i	Johannes I. † 524	Johannes XII. † 964	Justinian 525
Osterzyklus	532 J.	84 J.	95 J.
1057 A.D.	Schisma 1054	1048 (+6)	626 (+ 428)

Hierauf lässt sich eine kirchenhistorische Gegenprobe machen: In Italien und Gallien fand die exigiische Osterregel kaum vor Ende des 6. oder 7. Jhs. Beachtung. Päpste befolgen sie vereinzelt, regulär aber „erst seit dem Jahre **1431**“ des Basler Konzils [Bertheau 920]! In Rom herrscht *ab 297* der Osterzyklus von 84 Jahren vor (drei Zyklen würden ab Christi *Passion* in die Schnittstelle des Jahres 284 gereicht haben). Man hielt diesen trotz der Konzilsbeschlüsse Nicäas (325) aufrecht und befolgte ihn England bis ins 8. Jh. [ebd. 920]. Die unabhängige spanische ERA (von gotisch *jera* = engl. year ?) bietet

ebenfalls keine Gewähr. Sie würde von Alarich nach Spanien gebracht worden sein, da bisher niemand „ermitteln“ konnte, warum sie 38 v.Chr. begonnen haben sollte. Die Begründung Isidors († 636), Augustus habe anno dazumal in Spanien Steuern erhoben, sei „ganz unhaltbar“ [ebd. 918]. Zudem hält Illig auch eine Verwechslung der *Ära des Augustus* mit der „alexandrinischen“ (ab -311 oder ab Alexanders Tod) für möglich, die just jene 296/7 J. früher begann [Illig 1999, 177-181], die auch in der „ägyptischen“ Ära Diokletians durchscheinen. So dass wir nur noch 140/3 weitere Phantomjahre benötigen. Die Geburtsdaten Jesu aber schwanken um +/-7 Jahre. Die auch im Orient rätselhaften *Anni Augusti* oder *Augustorum* könnten dann genauso gut auf den Sieg von Actium -30 oder *Caesars Passion* -44 (je 38 Jahre vor 1 A.D.) gedeutet worden sein.

Es bleibt die Einhängung der Geburtszeit Christi. Wenn die reichspolitisch vereinheitlichten Zyklen von Tod und Auferstehung des J.C. mehr dem (vermeintlichen) Rückfall in heidnische Mysterien, statt den jüdischen Leiden Jesu entsprangen, würden diese erst sekundär mit der julianischen Ära verbunden worden sein. Eine Erinnerung an Jeschu-ha-Nozri (jetzt -141) wird vorgelegen haben. Aber nicht nur Archäologen vermissen die nötigen Funde, auch Origines beklagte „die relative Spärlichkeit der Christen“ in der Welt der ersten 200 Jahre, da es „noch nirgendwo eine ganze christliche Stadt“ geben würde, wie etwa das von Eusebius gelobte Edessa des Königs Agbarus [Harnack 661] (des Propheten Agabus des Lukas – oder des Elagabal in Roma, † 222?). Die Phantomjahre konnten ohne bösen Willen entstehen, indem *Computisten* – wie der Name besagt – aus dem einen Zeitschema ins andere sprangen und nach irgendwie einleuchtenden Bindegliedern suchten – was keiner Verschwörungstheorie bedarf. Ich rechne also nicht mit schlechthin „erfundener Geschichte“ (das hat auch Velikovsky nie getan), sondern mit falsch verknüpfter, fehllokalisierter, multiplizierter und so auch biblisch fehlinterpretierter Realgeschichte, die zur Wiederkehr der gespenstisch rivalisierenden „Kaiserreiche“ – Imperium und Pontifikat (Sacerdotium) – führte. Noch aber fehlt uns das jüdische Zeugnis.

IV. Wie die Masoreten kalkulierten (eine weitere Zahlenhuberei)

Von einer einheitlichen chronologischen Matrix der jüd. Bibelhandschriften können wir nicht reden. Doch stellten sie stets wieder die Messlatte dar, um die Zeichen der Zeit zu deuten. Die Masoreten stützten sich noch auf eine *vorsintflutliche* babylonische Ära von 72 x 6000 Jahren (oder 72 x 1200 Lustra; das Lustrum = 1 Sossus zu 60 Monaten gerechnet). Sie verkürzten sie auf sechs Tage zu 276 Jahren (72 x 23 Jahre oder 72 x 1200 Wochen), somit **1656 Jahre** vor der Flut [Kittel 640]. Die Gesamtdauer der Weltzeit bleibt im

Dunkeln. Der Priesterkodex veranschlagt allein 4.000 Weltjahre bis zur *Tempelrestitution* des Judas Makkabäus, die am 25. Kislew des Jahres 148 der Griechen erfolgte [1. Makkabäer 4,52]. Diese Punktlandung auf Chanukka des Jahres **4000 = 25.12.-164**, lehrte mein Zürcher Prof. Victor Maag [laut meiner Vorlesungsnachschrift], gehe allein schon daraus hervor, dass bis zum Exodus **2266** genau zwei Drittel des Weltäons verstreichen ($66 \frac{2}{3}$ der 100 Generationen von 40 Jahren [Noeldeke s. Kittel 642]). Ab dem Exodus sind es weitere $2 \times 12 = 24$ Generationen à 480 Jahre bis zum Tempel Salomos und dem *Edikt des Kyros* **3626**. Damit sei auch die Abfassungszeit der Priesterschrift erreicht (-537). Dass tempelkritische Essener und Samaritaner diese goldene Ära nicht stützen, wäre nur als Bestätigung zu werten. Würden wir den Masoreten aber die Kenntnis der rabbinischen Weltära unterstellen (ab -3761), würde das Zahlenspiel ganz anders aussehen: Das Kyrosedikt müsste auf *Johannes Hyrkan I.* gedeutet werden (-135) und die Restitution 4000 wäre um **240 [238 A.D.]** zu erwarten, was römisch in die Wirren der Soldatenkaiser und der Invasion des Schapur I. fiel (241). Wollten wir die masoretische Weltzeit mit Topper auf 4200/50 ausdehnen und sie direkt in die Endzeit von 1238/60 A.D. bringen, fehlten uns andererseits die 2×42 Generationen à 30 Jahre ab Abraham und Christus, die Joachim der Genealogie des Matthäus entnahm und auf die Ankunft des „ewigen Evangeliums“ [Offb 14,6] deutete.

Eine letzte Gegenprobe ist durch die rabbinische Auffassung möglich, Hillel II. habe das Weltjahr **4119** in das *Seleukidenjahr* 670 gesetzt. Diese Ära begann -311 und reichte julianisch bis 358/9 n.Chr. Jesus wurde im Seleukidenjahr **312 SÄ** geboren (3761), weshalb das Millennium 4000 ins Seleukidenjahr 551 gefallen sein würde (+240), statt masoretisch-makkabäisch auf 148 SÄ (-164). Um diesen Überhang von **403 Seleukidenjahren** zu erklären, bieten sich mehrere Varianten.

1. Die 670 Seleukidenjahre sind willkürlich und typische Phantomzeit, die aus dem Missverhältnis der Weltären bei Origines und Africanus resultierte (s. oben). Dennoch haben die Juden nach dieser arabisch so genannten *Ära Alexanders* bis ins 11. Jh. Kontrakte datiert. Da in der Perserzeit für rund 180 Jahre (ca. 404-224) die Kontrakte des Bankhauses Engibi fehlen, bleibt die Frage, wann diese Ära begann. Um just solche 180 Jahre hat Hillel II. die Ära Qumrans nach vorne geschoben. Es blieben dann nur noch 490 Jahre der Weltära Henochs zu erklären.

2. Hillel hat zwei grundverschiedene Ären vermengt. Die *Ära Alexanders* begann nämlich *im Herbst* -311, wie es der Herbstkalender in 2. Makkabäer unterstellt [Bertheau 916 f.]. Eine zweite Ära (bis ins Jahr 911) begann rätselhaft *im Frühjahr* -310 des vermeintlich selben Gaza- und Babyloneroberers Seleukos I. Nikator im Kampf gegen Demetrius [Illig 1999,

180 f.]. Sollte hier der Gaza-Eroberer Sargon (Seleukos) mit dem Babylon-
 eroberer Schalmaneser (Nebukadrezar -604) verwechselt worden sein? Dann
 stünden wieder 297 illigische Phantomjahre auf der Streichliste und es bleiben
 nur 373 Jahre Realzeit des antiken Judentums zu erklären.

Tab. 4 Daten der Griechenherrschaft (Seleukiden) der Makkabäerzeit

	Sieg Alexanders über Darius III. -333 [1.Makk 1,1]
[1]	Ära nach dem Tod Alexanders 10.6.-322
1	Seleukos Nikator: Herbst -311 oder Frühjahr -310 ?
...	Kriege Roms ab -216 gegen Spanien, Galatien, die Kittäer (Perseus) und Antiochus III. bis <i>Indien, Medien</i> und Lydien [1.Makk 8,1-8]
137-149	Antiochus Epiphanes IV. -175 bis -165 [1.Makk 1,10-6,16]
148 25.Kislew	Tempelrestitution des Judas -164 [1.Makk 4,42] 4000 oder 3500, rev. 3920 a.m.
151	Flucht des Demetrius I. Soter aus Rom -161 [1.Makk 7,1]
152-170	Jonathan -160 bis -142 [1.Makk 9,3 - 12,52]
153	Alkimus † -159 [1.Makk 9,54]
169	1.Festbrief zur Tempelweihe nach Ägypten ? [2.Makk 1,7]
170/1	Tempelweihe durch Simon -142/1 [1.Makk. 13,41; 13,51]
172 18. Elul	Bestätigung Simons durch das Volk -140 [1.Makk 14,27] 4024 oder rev. 3920/4 a.m. = 1. A.D.
177	Simon † -135; Johannes Hyrkan I. [1.Makk 16,14]
188	2. Festbrief zur Tempelweihe -124 [2.Makk 1,9].
=====	
296 7	Ära des Augustus 30.8.-29 = <i>Alexandrinische Ära</i> ab 16.1.-26 ?
=====	
312	3671 = 1 n.Chr.
551	4000 = 238 n. Chr. (Hillel II.) oder 380 A.D. [Qumran 4180]
670	4119 = 358/9 n.Chr. (Hillel II.) oder ca. 500 A.D. [Qumran 4300] Forts. = arabisch-jüdische Ära Alexanders

3. Gemäß der vomasoretischen Qumranbibel und den makkabäischen
 Daten wurde Jesus doch pünktlich -141 im Seleukidenjahr 171 geboren, als
 ein *Simon* den Tempel weihte [vgl. Lukas 2,25], was im Weltenjahr 3940
 geschah (vgl. Tab. 1). Die rabbinisch-julianische Zeitrechnung beginnt nun
 aber mit dem Seleukidenjahr 312 = 1 n.Chr. Hillels Weltjahr 4119 lag also
 real bereits im Jahr **500 A.D.** (wenn nicht versehentlich 359 A.D. = 218 n.
 Chr.). Damit könnten die chronologischen Unstimmigkeiten des palästin-
 ischen und babylonischen Talmud vielleicht beigelegt werden. Das frustrierte
 Weltjahr 4000 war bereits mehr als 238 Jahre (A.D.) überschritten und somit

403 Jahre lang *durch die Realzeit* von 148 SÄ nach 551 SÄ gewandert. Womit sich das Problem als Scheinproblem auflöst.

4. Aber seltsam: Eine letzte Tempelrestitution, die die danielische „Herrschaft der Heiden“ über den Tempelbezirk von Aelia Capitolina hätte beenden sollen, versuchte *Julian apostata* 361-363 n.Chr. etwa im Jahr 4121 Hillels II. als dem Weltjahr 4300 Qumrans! Dieser letzte Zusammenbruch des jüdischen Messianismus dürfte das beste Datum sein, um die Revision Hillels, vielleicht den Matthäuskommentar des Origines (4900), aber sicher um den Triumph von Augustins „Gottesstaat“ über die Prämillenaristen zu lokalisieren (in der Urversion). Besonders schändlich erschien ihm ein griechisches Orakel, dass die römisch-christliche Ära, wo Heiden über Jerusalem herrschen, nur 365 Jahre dauern werde [*Gottesstaat* 18,54]. Doch bis zur definitiven Umstellung der Naherwartung 5000 auf die Julianisch-christliche Ära ab Geburt Christi wären noch weitere Katastrophen zu gewärtigen.²

Ich breche hier ab. Die illig-heinsohnsche Phantomzeit des Judentums ist im Ergebnis keineswegs ein bloßes Phantom. Aber zwischen Justinian (532 A.D.) und dem Schisma 1054 A.D. wären doch rund 440 Phantomjahre zu eliminieren. Eine definitive Auflösung des riesigen Weltgeschichtsknotens (soweit möglich) ist hier aber nicht beabsichtigt, nur vorerst der Nachweis, dass sich die Nachfrage lohnt und also die Auslegungsgeschichte der jüdisch-christlichen Bibel sich nicht alsbarer Mischmasch von „jüdischen Fabeln“ (O-Ton Topper), gemeiner Lüge, Irrtum, Judenhass und Gewalt darstellt. Auch Leistungen und Lernfähigkeit moderner Textkritik sind nicht gering zu schätzen, solange die (an den Fakultäten) vagabundierenden Urquellen und hypostasierten Urevangelien der Literarkritik nicht handschriftlich im Wüstensand auftauchen. Oder sollte man im Eifer des Bibel-Babel-Streites erst das bibelbeglaubigende abrahamitische (bzw. bibelentlarvende „arische“) Hethiterreich erfunden, den Mesa-Stein rechtzeitig deponiert und vorsorglich auch hasmonäische Qumranfragmente derart gefälscht haben, dass sie der Öffentlichkeit 50 Jahre peinlich vorenthalten werden mussten? Nichts ist

² Wie in einem seltsamen Wiederholungszwang erwartete der lothringische Mönch *Adso von Monier-en-Der* im 10. Jh. einen jüd. „Antichristen“ im Tempel Gottes von Jerusalem, der seine Weltherrschaft durch Terror, Geschenke und Wunder errichtet und dessen endzeitliches Erscheinen nur durch die *Frankenkönige* aufgehalten werde [2.Thess 2,6 f.]. Erst wenn ein Frankenkaiser das ganze Römische Imperium innehaben und nach Jerusalem kommen werde, bricht „das Ende und die Vollendung des Imperiums der Römer und Christen“ herein und „kommt der Antichrist“ [Ritter 421 f.].

unmöglich dem, der daran glaubt! Dass mit Qumran die peinliche Handschriftenlücke von 1.000 Jahren Christentum also gestopft werden könne, auch diese „gute neue Mär“ werden wir ebenfalls nicht glauben.

Literatur

- Andresen, Carl (1978), Einführung zu Aurelius Augustin, *Vom Gottesstaat*, Buch 11-22, dtv-klassik-Ausgabe, München Bd. 2
- Bergler, Siegfried (1991), *Talmud für Anfänger - ein Werkbuch*, Hannover
- Bertheau, Carl (1908), „Zeitrechnung, kirchl.“, in: *Realencyklopädie für prot. Kirche und Theologie*, Bd. 21, Leipzig 1908, 914-925
- CB = Cornfeld, Galayahu/ Botterweck, G.J., Hg. (1972), *Die Bibel und ihre Welt. Eine Enzyklopädie* (Originalausgabe Tel Aviv 1964); dtv-Lexikon, München
- Dolmen, Christoph/ Stemberger, Günter (1996), *Hermeneutik der Jüdischen Bibel und des Alten Testamentes*, Stuttgart · Berlin · Köln
- Durant, Will u. Ariel (1981), *Kulturgeschichte der Menschheit*, Ullstein, 18 Bde
- Fischer, F.P. (1903), „Der Denkstein von Mesa. Eine neue Fälschung?“, in: *Berliner Zeitung* Nr. 405
- Harnack, Adolf von (1924), *Die Mission und Ausbreitung des Christentums*, Leipzig
- Illig, Heribert (1991), „Jüdische Chronologie“, in: *VFG* III (5) 21
- (1999), *Wer hat an der Uhr gedreht ?* München
- Kittel, Rudolf (1908), „Zeitrechnung, bibl.“, in: *Realencyklopädie für prot. Kirche und Theologie*, Leipzig, Bd. 21, 639-650
- Krupp, Michael (1995), *Der Talmud. Eine Einführung...*, Gütersloh
- Meyer, Walter Ernst (1987), *Huldrych Zwinglis Eschatologie*, Zürich
- Moltmann, Jürgen (1995), *Das Kommen Gottes. Christliche Eschatologie*, München
- Nigg, Walter (1967), *Das ewige Reich*, München · Hamburg (1954)
- Ritter, Adolf Martin (1999), „Kirche und Theologie in der Erwartung des Jahres 1000“, in: *Evangelische Theologie* 59 (6) 416-425
- Thiering, Barbara (1993), *Jesus von Qumran. Sein Leben - neu geschrieben*, Gütersloh
- Topper, Uwe (2000), *Die Große Geschichtsfälschung. Verkürzte Weltzeit*, Berlin
- Januar 2000, unpag., <http://unterhaltung.freepage.de/geschichte/12-wahl/12-autoren/13-Uwe-Topper>
- Tov, Emmanuel (1997), *Der Text der Hebräischen Bibel*, Stuttgart · Berlin · Köln
- Tuchmann, Barbara (1987), *Der ferne Spiegel. Das dramatische 14. Jh.*, München
- Werner, Martin (1941), *Die Entstehung des christlichen Dogmas*, Bern

Dr. phil. Peter Winzeler, Sägessergässli 9; CH-3257 Grossaffoltern
Privatdozent für Syst. Theologie an der Christkatholischen und Ev.-theol.
Fakultät der UNI Bern; Email: petwinzeler@dplanet.ch

Replik auf Peter Winzeler

Peter Winzeler zieht auch diesmal zahlreiche Register seines theologisch-geschichtlichen Wissens, vor dem man nur den Hut ziehen kann. Überraschenderweise führen aber all die komplizierten Überlegungen nicht zu einer Zusammenschau der vielfältigen Elemente. Es werden verschiedene fragwürdige Zeiträume benannt – 306/310 Jahre (S. 25), 403 Jahre (S. 34), 420 Jahre (S. 28), 670 Jahre (S. 34) oder annähernd 1.000 Jahre (S. 26). Gleichwohl wird ein ganz anderer Zeitraum favorisiert: ein Überhang von 440 Weltjahren (S. 29 f.), der nicht durch kalendarische Vergleiche, sondern durch eine schlichte Ähnlichkeit gewonnen ist:

- Der gegen einen Odoaker kämpfende Theoderich d. Gr. wirft Papst Johannes I. ins Gefängnis, wo er „nach einem Jahr starb“ (524).
- Kaiser Otto d. Gr. wird von Papst Johannes XII. gekrönt, der – bald abgesetzt – nach einem Jahr irgendwo verstirbt (964).

Die Ähnlichkeit soll dadurch erhöht werden, dass – bei Umwidmung des 440-Jahres-Abstands in ein Datum 440 n. Chr. – damals ein anderer Papst gegen Alarich kämpft, während Johannes XII. der Sohn eines ähnlich klingenden Alberichs ist. Schließlich hätten beide Päpste am Ende je einer „Römischen Republik“ amtiert, die allerdings so nicht in den Geschichtsbüchern zu finden sind.

Die spärlichen Übereinstimmungen schwinden auf ein Minimum, wenn man sich in der Papstgeschichte rückversichert. Denn der in den Kerker geworfene Johannes I. stirbt „wenige Tage später“ [Seppelt, F.X./Löffler, K. (1933): *Papstgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart* (mit Imprimatur); München, S. 47], nach einem 3-jährigem Pontifikat. Johannes XII. amtiert insgesamt 11 Jahre, wird wegen seiner Schandtaten abgesetzt, gelangt aber nach einem Aufstand der Römer und nach Abreise Ottos neuerlich auf den Stuhl Petri und exkommuniziert den zwischenzeitlich ernannten Leo VIII. Doch im Mai 964 „wurde Johannes XII. durch einen Schlaganfall, der ihn nach Liutprand bei einem Ehebruch traf, hingerafft“ [S/L 122].

Mit derselben Plausibilität wäre Johannes X. (914-928) ins Spiel zu bringen. Der wurde von seiner eigenen, vielleicht ‚republikanisch‘ gesonnenen Adelspartei „ins Gefängnis geworfen, in dem er nach wenigen Monaten ermordet wurde“ [S/L 117]. Oder es wäre an Johannes XIV. (983-984) zu denken, der von Bonifaz VII. „in den Kerker geworfen [wurde], wo er verhungerte“ [S/L 124]. So kämen wir zu Intervallen von 404 oder auch 460 Jahren. Genauso gut ließe sich eine Regel aufstellen, derzufolge Päpste mit dem Namen Johannes nur sehr kurz regieren dürfen:

Johannes II.	533-535	Johannes VII.	705-707
Johannes IV.	640-642	Johannes IX.	898-900,
Johannes V.	685-686		

wobei die letzten vier der Phantomzeit angehören, also entsprechend zu Johannes II. entworfen sein könnten. Dies kann nicht mehr gelten für

Johannes XIV.	983-984		
Johannes XVI.	997-998 (aber noch bis 1013 gefangen gehalten)		
Johannes XVII.	1003		
Johannes XXI.	1276-1277, auch nicht für		
Johannes Paul I.	1978.		

Doch auf solche Weise gerieten wir in den Sog des Fomenkoismus, der wegen derartiger Entsprechungen allzu rasch die Identität vieler Epochen postuliert. Im Konsens mit Gunnar Heinsohn hier im Heft (S. 14) sollte von uns in solchen Fällen der möglichst enge Bezug zu den architektonisch-archäologischen Funden gesucht werden. Denn um Fomenkos wie Kammeiers Sicht zu retten, muss selbst das Pantheon in Rom zu einer Antikenfälschung des späten Mittelalters umgedeutet werden, wie es jetzt Christoph Pfister versucht hat [*Efodon Synesis* 2/2001, 33]. Er wird auch noch die fast 19 km lange aurelianische Stadtmauer als bewusste Fälschung entlarven müssen usw. usw. ...

Das ändert nichts daran, dass die von mir vorgeschlagenen und immer wieder als Arbeitshypothese bezeichneten 297 Jahre weiterhin geprüft werden können und müssen. Unter dem Aspekt der Kalenderrechnung wäre ein voller Osterzyklus von 532 Jahren vorzuziehen, der jedoch in der Evidenz nicht erweisbar war. Im Westen leidlich vorstellbar, scheiterte diese Denkmöglichkeit an Byzanz: Das gesamte, schriftlich wie archäologisch gut belegte Bauvolumen von Iustinian I. (527-565) müsste – vielleicht mitsamt der ebenfalls von Prokop beschriebenen Wandalen-, Ostgoten-, Westgoten- und Perserkriege – auf andere Schultern überwältzt werden; und auch nach Iustini-an hören wir noch bis ca. 612 von Bauvorhaben.

Die Spannung zwischen der archäologisch viel kleineren Lücke und der großen innerhalb der Überlieferungsgeschichte von Bibel und der christlichen Schriften rechtfertigt selbstverständlich eine Suche wie die von Winzeler oder auch die von Francesco Carotta. Dieser hat eigentlich keinen Zeiteinsatz festgestellt (vgl. S. 48), sondern eine weitere, um 100 Jahre auf -100 (Geburt Cäsars) versetzte Kalenderbezugsgröße. Eine in Wahrheit auf Cäsar ausgerichtete n.-Chr.-Rechnung könnte sich in einer anderen Zeit als Phantomzeit auswirken, wurde aber in dieser Dimension noch nicht beobachtet. Ähnlich sieht Winzeler neue Bezugsgrößen in einer Konstantins-Rechnung ab +300 oder +330. Mit der Zahl solcher Querbezüge steigt aber zugleich die Gefahr, dass das einstige System überdeterminiert gewesen wäre.

Heribert Illig

Profanierung ?

Eine Antwort auf Angelika Müller

von Francesco Carotta

Die Rezensentin trifft den Nerv, wenn sie sagt, dass Historiker mehr Probleme mit der Aufdeckung Jesus als Divus Julius, haben dürften, als Gläubige [Müller 3/2000, 519-531]. Dies deckt sich mit meiner Erfahrung. Es kommt sicher nicht von ungefähr, dass Prof. Erika Simon als Autorin des Nachwortes meines Buchs nicht nur eine couragierte Archäologin ist, sondern auch eine gläubige Katholikin. Allgemein kann ich bestätigen, dass ich in den Universitäten Religionshistoriker oder auch Theologen eher gesprächsbereit fand als Historiker. Gläubige scheinen in der Tat freier zu sein, auch intellektuell, denn sie beziehen ihre Sicherheit wo anders her.

Ob es darüber hinaus stimmt, dass die Kirchen Angst vor der Aufklärung haben, vermag ich so wenig zu bejahen, wie die damit verbundene Behauptung, dass die Wissenschaft auf Aufklärung setzt. Denn es gibt Aufklärung und Aufklärung, und wie es mir scheint, wird sowohl in der sogenannten wissenschaftlichen Theologie als auch bei manchen kritischen Historikern unter dem Mantel der Aufklärung bisweilen mehr an Phantastischem und Erleuchtetem wieder hineingeschmuggelt, als das, was man angeblich bereinigt. Und dass die Kirche immer versucht hat, die Tradition vor den Angriffen selbsternannter Aufklärer zu schützen, ist nicht in allen Fällen falsch, wie wir immer wieder, und auch in diesem Fall konstatieren. Und das ist nicht zu beheben. Wissenschaft ist immer perfektibel, das Absolute aber nicht. Die Gefahr der Verschlimmbesserung ist daher immer gegeben. Am Ende könnten doch jene recht behalten, die keinen Aggiornamento mitgemacht, sich nicht „up to date“ gebracht haben. In unserem Fall: Die Protestanten, die fortschrittlich auf *sola scriptura*, auf die Schrift allein gesetzt haben, stehen ganz dumm da, wenn sie feststellen müssen, dass gerade die Schrift verfälscht ist. Während die altmodisch Zurückgebliebenen, die die Tradition nicht opfern wollten, plötzlich rehabilitiertes Gut in der Hand haben: Selig die Armen im Geist ...?

Der Hauptverdienst dieser sehr eingehenden und durchdachten Rezension besteht in der Beobachtung, dass hier „zwei Leute auf unterschiedlichen Wegen zu ähnlichen, von der Lehrmeinung abweichenden Ergebnissen kommen“ – nämlich dass sowohl das Neue als auch das Alte Testament ursprünglich die Taten des „Herrn“ berichteten, die da waren zuerst die politisch-militärischen – und dass dadurch „die Forschung ganz neu gefordert“ ist.

Allerdings sieht die Rezensentin darin eine „Profanierung“ und scheint damit in unserem Fall eine doppelte zu meinen: Jesus auf Caesar zurückzuführen als die spezifische, das Christentum auf die Römer als die allgemeine.

Dies bedeutet natürlich zuerst die Tatsachen auf den Kopf zu stellen. Wenn die Evangelisten aus den Taten des „Therapeuten der Republik“ (Plutarch über Caesar) die Handlungen eines Wunderheilers machen, wer profaniert da was? Der Evangelist, der das tat, oder wir, die wir das aufdecken? Und zweitens: Ist der Therapeut der Republik profaner als ein vulgärer Wunderheiler? Wenn Caesars Taten darin bestanden, den egoistischen und unheilvollen „Senat“ zu bekämpfen, der Evangelist aber daraus den Streit Jesu gegen „Satan“ macht – was ist profaner: Der Pontifex maximus im Streit gegen den Senat, oder ein Nullachtfünfzehn-Exorzist gegen Satan?

Ich darf außerdem darauf aufmerksam machen, dass zur ersten Annahme – Jesus sei laut These Caesar –, der Titel des Buches verleitet: „War Jesus Caesar?“. Titel sind aber bekanntlich Sache der Verlage. Im Text steht aber ausdrücklich [351 f.], Ergebnis der Untersuchung sei, dass Jesus Divus Julius ist. Das ist nicht dasselbe. Menschen können zu Göttern werden: wie Alexander zu Zeus Amon, wie Romulus zu Quirinus, so Caesar zu Divus Julius. Aber Götter werden nicht: Gott ist, war und wird sein, ewiglich. Dem Prinzip nach wenigstens, denn auch die Götter scheinen ihre Lebenszeit zu haben: Amon und Quirinus, leben sie noch? Jedenfalls, dem Prinzip nach, gehören die Götter zur Ewigkeit. Stirbt der Mensch, der zum Gott wird, so wird er ipso facto für die Ewigkeit als Gott geboren. Was der Atheist Vespasian mit schwarzem Humor ausdrückte, indem er gesagt haben soll, als er sich dem Tode nahe fühlte: „Ich fürchte, ich werde Gott“.

Zwischen dem Menschen, der zu Gott wird, und dem Gott, zu dem er wird, besteht ein ähnliches Verhältnis, wie zwischen der Raupe und dem Schmetterling: Die Raupe wird zum Schmetterling, aber welches Kind wird wirklich glauben, der Schmetterling sei je eine Raupe gewesen? So etwas kann man wissen, aber glauben? Das Gefühl der Profanierung setzt ein, sobald man sich vorstellt, Jesus sei Caesar gewesen, denn man setzt einen lebendigen Gott mit einem toten Mann gleich: Es riecht nach Verwesung. Man setzt Jesus herunter zu Lazarus: Herr, er riecht schon! Wenn man aber sagt, Divus Julius ist zu Jesus mutiert, wo bleibt da die Profanierung?

Die Frage ist dann eine andere: Können Götter mutieren? Und sie ist leicht mit ja zu beantworten. Um ein anderes, technischeres Bild, als das vielleicht allzu poetische der Raupe und des Schmetterlings zu verwenden: Der Mensch, der zu Gott wird, ist wie die Trägerrakete, die den Satelliten auf Orbit schießt. Sie fällt wieder herunter, zerglüht in der Atmosphäre oder versinkt in den Ozean. Und wenn der Satellit kreist, wen kümmert es, welche Trägerrakete ihn hochgeschossen hat? Die Identität des Satellits bestimmt die

Fahne, die darauf gehisst wird – und die kann wechseln, wie die Flaggen der Öltanker auf hoher See.

In der Antike mutierten die Götter ganz normal und legal, aufgrund der „interpretatio“: Die *interpretatio romana* formte Zeus, Ares, Aphrodite und *compagnia bella* zu Jupiter, Mars und Venus – die *interpretatio graeca* tat es umgekehrt. Divus Julius scheint zu Jesus im Zuge zweier sukzessiver Interpretationen geworden zu sein: zunächst eine *interpretatio graeca*, worauf eine *judaica* folgte. Divus Julius Pontifex maximus wurde erst zu Jesus Christus, um dann als der erwartete Messias gesehen zu werden.

Warum sollte nun – um auf unsere Ausgangsfrage zurückzukommen – das Aufdecken dieses Prozesses eine Profanierung darstellen? Etwa deswegen, weil man den Römern als sogenannten Heiden jegliche Religiosität abspricht?

In Wirklichkeit aber war es umgekehrt, erkannte man doch den Römern eine besonders tiefe und allumfassende Religiosität zu, die jedenfalls allen anderen Volksgenossen auffällig war. So schrieb Polybios [6, 53]:

„Was aber das römische Gemeinwesen am meisten von allen anderen unterscheidet, scheint mir in ihrer Ansicht von den Göttern zu liegen, und was bei anderen Völkern ein Vorwurf ist, eben dies die Grundlage des römischen Staates zu bilden: Ich meine die Gottesfurcht. Die Religion spielt dort im privaten wie im öffentlichen Leben eine solche Rolle und es wird so viel Wesens darum gemacht, wie man es sich kaum vorstellen kann.“

Umgekehrt vermochten die Römer bei manchem anderen Volk, namentlich bei den Juden, höchstens Aberglauben (*superstitio*) zu erkennen:

„Judaicosque ritus ... qui superstitione ea tenebantur ...“ [Sueton, *Tib.* 36,1];

„Christiani, genus hominum superstitionis nouae ac maleficae“ [Nero 16,2].

Nicht zufällig wurden den Juden, und in dem Sog bisweilen auch den Christen, den Prozess wegen Gottlosigkeit gemacht. Könnte es aber sein, dass unsere Vorstellungen eher von Hollywood (*Quo vadis?* Ben Hur, etc.) geprägt wurden, und unbewusst vielleicht noch werden, als von historischem Wissen?

Oder hat es mit der modernen Trennung von Religion und Staat zu tun, dass uns die Vorstellung, bei den Römern regierte die Religion nicht nur das private, sondern auch und vor allem das öffentliche Leben, völlig fremd geworden ist?

Vielleicht weiß man aber auch, dass Caesar, nicht anders als genannter Vespasian, selbst sehr skeptisch gegenüber abergläubischen und wohl auch religiösen Vorstellungen war. Sogar einem Leben nach dem Tod schenkte er keinen Glauben, empfahl er doch laut Sallust, die Catilinarier u.a. deswegen

nicht hinzurichten, weil der Tod das Ende nicht nur aller Freuden, sondern auch aller Leiden sei. Besteht die Profanierung etwa darin, dass man mit Caesar, als dem menschlichen Ursprung für Divus Julius und Jesus, einen Atheisten zum Gotte machte?

Nun, so naiv dürfen wir aber nicht sein. Denn um Gott zu werden, muss der Mensch Atheist sein. Mindestens. Denn Gott selbst ist „athee“. Würde er nämlich an Gott glauben, so wäre ein anderer Gott, nicht er. Was übrigens Caesar selbst im Munde führte, als er laut Cicero Euripides zitierend, zu sagen pflegte:

„Brichst Du das Gesetz, dann aber um den Preis der schönsten Tyrannei, ansonsten sei fromm und beachte die Gesetze“ [Suet. *Div. Jul.* 30].

Ist der Atheismus aber Voraussetzung für die Gottwerdung, so vermag man auch hierin keine Profanierung auszumachen.

Worin soll sie also bestehen? Etwa darin, dass Divus Julius ein falscher Gott gewesen sei, wie etwa die sich selbst vergötternden Caligula, Nero oder Domitian, Jesus dagegen ein wahrer? Und doch weiß man, dass genannte Kaiser nur deswegen Fluch und Schimpf ausgesetzt wurden und sind, weil sie der *damnatio memoriae*, der Verfluchung des Andenkens verfielen. Caesar aber ist das nicht widerfahren, im Gegenteil: Durch den Willen des Volkes, das bei seiner Beisetzung sich gegen seine Mörder empörte, wurde er zum Gott erhoben. Das Volk erwirkte es und zwang es dem widerspenstigen und gespaltenen Senat auf. Darum ist Divus Julius ohne Zweifel und wie kein anderer ein wahrer Gott, denn wer entscheidet über den wahren und falschen Gott, wenn nicht das Volk, in seiner tiefsten Überzeugung?

Ist etwa der Volksaufstand bei Caesars Beisetzung ein minderer Zeuge für die Himmelfahrt des Divus Julius als das leere Grab für jene seines *alter ego* Jesus? Hier ein Volk, bestehend aus allen Nationen des Weltreichs, das wie ein Mann aufsteht und seinen Gott in den Himmel hebt, dort ein paar Frauen, die ein leeres Grab feststellen; hier ein positiver, ja universeller, öffentlicher Akt, dort eine negative, individuelle, private Wahrnehmung: Wer profaniert hier was? Auf welche Seite wird die Waage, die Religiöses und Profanes aufzuwiegen hätte, wohl fallen?

Und doch hat die Rezensentin Profanierung ausgemacht, und irgendwo wird sie wohl liegen.

Vielleicht liegt sie ganz bei uns. Seitdem sich Erasmus und Luther untereinander ihr Gut aufgeteilt haben, dem einen das Wissen, dem anderen der Glaube, dem einen die Universität, dem anderen die Kirche, gehen Wissenschaft und Theologie getrennte Wege – und schon von wissenschaftlicher Theologie zu sprechen ist eine Profanierung. Wie kann Theologisches

Gegenstand von Wissenschaft sein, wenn Theologie selbst den Anfang der Wissenschaft darstellt?

Um hier nicht ins Philosophische auszufern, sei statt dessen an ein Phänomen erinnert. Jene angesprochene moderne Trennung des laizistischen und sakralen Gebiets hat dazu geführt, dass der Caesar, den die heutigen Althistoriker meinen, nur der Diktator, der Feldherr und höchstens noch der Schriftsteller sein kann und darf: Der Pontifex maximus, Sohn der Venus und selbst Gott wird zum Gegenstand isolierter Sonderuntersuchungen gemacht – etwa im Zusammenhang mit dem Kaiserkult – und als solcher weggeblendet. Man braucht nur die letztbeste Veröffentlichung über Caesar in die Hand zu nehmen oder ein Seminar über ihn in einer Universität zu besuchen, um festzustellen, dass die historische Betrachtung Caesars mit dessen Ermordung endet: Die Beisetzung wird vorsichtshalber weggelassen, um nicht in die Verlegenheit zu kommen, Sakrales ansprechen zu müssen – obwohl es eine gute Frage wäre, ob die Beisetzung eines Menschen nicht zu dessen Leben gehört. Nie, in keiner Biographie der Antike oder auch unserer Zeit, wird das Funeral weggelassen: Nur für Caesar tut man das, wohl mit Methode. Warum wohl? Und: Ist das keine Profanierung?

Nun, worin liegt die Profanierung, die man hier wittert? Wir sind auf eine inhaltliche Antwort zurückgeworfen. Wenn Gott der lange Schatten des Weltherrschers ist, wenn Gott nicht zufällig der Allmächtige genannt wird, weil er bereits der All-Mächtige war, bevor er Gott wurde, mit und durch seine Macht zum Gott geboren, dann ist ER allein berechtigt, über sich selbst zu sprechen – das heißt: Die Macht allein ist berechtigt, über die Macht zu sprechen. Dass die Verkündung seiner irdischen Identität nicht von ganz oben verordnet ist, besteht darin die Profanierung? Macht sich der, der das sagt und schreibt, und jeder, der es hört und liest, vor allem jeder, der es weitersagt und -schreibt, der Sünde schuldig, gottgleich zu sein, indem er dessen Identität preisgibt? Wenn ER nicht zufällig zu einem *deus absconditus*, einem *agnostos theos*, einem verdeckten, unbekanntem Gott geworden ist, wer autorisiert einen, ihn zum bekannten machen zu wollen? Ist das Wissen über ihn erlaubt? Wenn darin die Profanierung bestünde, dann stünden wir vor der Frage, ob Theologie, mehr noch, ob Religion auf Wissen gründen kann, und nicht auf Glauben. Eine zwar nicht neue Frage, denn die Kultoren des Divus Julius taten es anfänglich nicht als Unwissende, und ihnen war eher die *fides*, die Treue ein Leitsatz als das *credo*, das Glauben.

Für uns aber, die seit jener ominösen Einführung des *credo* von Glaubenskrieg zu Glaubenskrieg immer tiefer in das Mittelalter des Wissens versunken sind, ist es zweifelsohne eine ganz unübliche Vorstellung und ein unheimliches Gefühl. Das Wissen darüber jedoch, dass in puncto Skepsis und

Autonomie des Geistes Caesar keinem nachstand, kann Divus Julius für uns Nach-Wissen-Strebenden einen Ankerpunkt bieten.

Parallelen

Die Rezensentin hat die Parallelstellungen von Carotta und Bromme als „mehr“ und „weniger“ überzeugend jeweils hingestellt. Ich danke für die vorzügliche Behandlung, aber darauf kommt es nicht an, denn sonst würde das entfallen, was am Anfang der Rezension als positives Ergebnis dargestellt wurde, nämlich, dass den Historikern eine neue Sicherheit daraus erwächst, und man würde bei all den Hypothesen, die am Schluss derselben aufgelistet werden, sich nicht mehr entscheiden können – wie es der Rezensentin dann auch tatsächlich ergeht.

In dieser Art von Dingen geht es nicht um mehr oder weniger, sondern um ja oder nein. Ein bisschen schwanger gibt es nicht. Entweder ist Jesus Divus Julius, oder nicht. Es geht nicht um ein weiteres Mosaiksteinchen im Synkretismus-Puzzle als Gesellschaftsspiel der mehr oder minder Gelehrten, bzw. aller Möchtegernlöser des Jahrtausend-Geheimnisses. Es ist wie mit Champollions Lösung des Hieroglyphen-Problems: Entweder stimmte die Lösung – sie sind eine Schrift und keine Bilder – oder sie stimmte nicht. Sie stimmte, offensichtlich – den Hieroglyphendeutern zum Leid, die mit ihren allegorischen Interpretationen bis dahin die Salons ganz Europas ergötzt hatten.

In diesem Fall muss man also sehen, ob die beobachteten Parallelen zwischen dem Evangelium Marci und den ältesten die Vita Caesaris überliefernden Quellen – i.e. im wesentlichen Appian, Plutarch und teilweise Sueton – auf Zufall zurückzuführen sind oder auf eine Filiation hindeuten, auf einen Ursprung aus einer gemeinsamen Quelle. Welche in erster Annäherung in den verlorenen Historien des Asinius Pollio vermutet werden darf, sofern es stimmt, was allgemein angenommen wird, nämlich dass Plutarch und Appian, dort wo sie miteinander konform gehen, Asinius Pollio benutzen [cf. u.a. E. Gabba, *Appiano e la storia delle guerre civili*, Firenze 1956, sowie seine *Introduzione zu Appiani bellorum civilium liber primus*, Firenze 1958]. Es stellte sich nach Überprüfung heraus, dass dies der Fall ist.

Dies einmal festgestellt, hilft es dann nicht mehr, die Quellen selbst in Zweifel zu ziehen, etwa nach dem Motto, da manch einer die Authentizität der Annalen des Tacitus in Frage stellt, manch anderer jene der Kaiserviten des Sueton, warum dann nicht alle verfügbaren antiken Quellen zu Fälschungen zu erklären und sagen, dass sie samt und sonders etwa von Poggio Bracciolini fabriziert wurden? Das hilft insofern nicht mehr, weil immer noch

zu erklären bleibt, warum die beobachteten Parallelen zwischen Appian und Plutarch einerseits und Markus andererseits vorkommen. Wenn der Hyperkritiker als ultima ratio dahin zurückgeworfen ist, die historische Existenz Caesars in Frage zu stellen, dann ist er buchstäblich am Ende seines Lateins angekommen. Denn dann wird er in der Folge auch Rom selbst als Erfindung hinstellen, konsequenterweise vielleicht die lateinische Sprache als von den Humanisten geschaffen, und wenn schon denn schon das Christentum selbst als eine Behauptung der Medien und die Kirchen als eine Theaterkulisse. Dasselbe dann für Islam und Moscheen. Fragt sich dann nur, warum es Religionskriege gab und gibt: Streitigkeiten unter Zuschauern, die in den falschen Film geraten sind?

Dass die Hyperkritiker am Ende ihres Lateins sind, zeigen die verzweifelten Versuche, mit Hilfe abenteuerlicher Etymologien etwa Asinius Pollio zum Schatten eines Orientalen zu machen oder, damit es besser passt, von zwei verschiedenen, und ihn schlussendlich in Luft aufzulösen – wie es z.B., um dort vorzugreifen, Peter Winzeler in *Zeitensprünge* 4/2000 tut:

„Asinius Pollio (der mir eher einem verballhornten Assurnasirpal = Pulu/Pollio oder allenfalls Bileam und seinem Esel gliche) [608, Endnote 6].

Aber, bitte schön, wenn schon beliebig, warum nicht Vergils Mutter bemühen, die *Magia Pollia* hieß, warum nicht mit dem norditalienischen *pollia* (Aussprache poja), was Bussard bedeutet, vergleichen? Und gibt es nicht ähnliche Namen auch in anderen Sprachen? Ist man sicher, dass jener Name nicht auch auf Armenisch, Ägyptisch, Syrisch oder Punisch in irgend einer Form vorkommt? Warum machen derartige zufällige Ähnlichkeiten allesamt keinen Sinn, während der Vergleich zwischen dem *Asinius Pollio* der Caesarbiographie mit dem *Eselsfohlen* des Evangelium Marci einen macht? Weil hier eben ein Kontext gegeben ist, die jeweiligen Namen an den strukturell sich entsprechenden Stellen vorkommen, weil dieser nicht der einzige Fall ist (er steht in einer Reihe mit *Caecilii* > *Blinde* und *Claudii* > *Lahme*) und weil die Tatsache, dass der eine Evangelist *Eselsfohlen* hat, der andere nur *Esel*, sich einfach dadurch erklären lässt, dass der eine in seiner Vorlage *Asinius* hatte, der andere stattdessen *Asinius Pollio*.

Last but not least: Der Hauptunterschied liegt darin, dass im letzten Fall es ausreicht, dem Evangelisten zu unterstellen, eine Verballhornung gemacht zu haben (was bei Kopisten und Übersetzern nicht unüblich war, zumal angesichts des miserablen Niveaus der evangelischen Koinê), während in den anderen Fällen man selber welche produzieren muss – was nicht gerade die Aufgabe eines Wissenschaftlers bzw. Philologen sein sollte. Oder?

Kreuzigung et alia

Die Rezensentin hat weiterhin kritisiert, dass der Vergleich zwischen Caesars Ermordung und Jesu Kreuzigung nicht überzeugend gelungen sei, trotz mehrerer Anläufe.

Es stimmt zwar, dass dieser Komplex von verschiedenen Gesichtspunkten beleuchtet wurde. Aber der Vergleich hinkt nur dann, wenn man die Kreuzigung Jesu als gesichert annimmt. Sie ist aber in Zweifel gestellt von gewaltigen Zeugen, nämlich u.a. vom Koran – 4.157: „Sie ... kreuzigten ihn ... nicht, sondern es wurde ihnen nur vorgespitt“ –, während die Erdolchung Jesu u.a. von der Offenbarung des Johannes belegt wird, die 1,7 anführt: „... und alle, die ihn *durchbohrt* haben“ – die *graeca veritas* hat hier *exekéntēsan*, was zwar gängig mit *durchbohrten* übersetzt wird, aber korrekt mit *erdolchten* übersetzt werden müsste, wie die Vulgata bestätigt, die *pupugerunt* sagt [von *pungo*, (er)stechen, cf. *pugio*, *pugionis*, Dolch].

Andere Fragen, etwa, wo der Mithras-Kult bleibe, sind nicht so relevant, und auch leichter zu beantworten: Besagter Kult breitete sich in den Legionen später aus, ab dem 2. Jahrhundert, als in Folge der Orientfeldzüge auch im Osten rekrutiert wurde. Da stand der Divus-Julius-Kult bereits, und dessen Variante Christentum wohl auch schon.

Ähnliches ließe sich über den Messias-Gedanke sagen. Dieser taucht für die Römer erst mit Herodes auf, der als Messias angesehen wurde. Von Bedeutung wurde er mit dem jüdischen Krieg, als die Aufständischen sich auf die Prophezeiung beriefen, dass in jenen Tagen aus Judäa der Herr der Welt ausgehen werde. Diese Prophezeiung übertrug der zu den Römern übergelaufene Josephus auf Vespasian (womit er zum „Flavius“ Josephus avancierte und die Geschichte dann schreiben durfte). Zu dem Zeitpunkt, ab 70 post, soll die Endredaktion der Evangelien stattgefunden haben, und auf diese eben letzte Fassung hat der Messiasgedanke Einfluss gehabt, nicht jedoch beim Entstehen der dahinter liegenden Vita Divi Julii.

Bei der sollte man eher an original römische Vorstellungen denken – Präzedenzfall für Rom: Himmelfahrt des Romulus (auch von den Senatoren ermordet); oder für das julische Haus: Äneas, der aus Troja fliehend nach einer Fahrt in die Unterwelt den Grundstein Roms legt –, bzw. an ägyptische Assoziationen – Anwesenheit der Kleopatra in Rom: Caesar als neuer Osiris (und folglich Kleopatra als neue Isis, das gemeinsame Kind Ptolemaios Kaisarion als neuer Horus).

Dass der Messias-Gedanke dem hellenistischen Heros etwas verdankt, verwundert nicht, zumal er, wie es scheint, erst nach der Gleichsetzung Jesus-Christus-Messias die Bedeutung angenommen hat, die er seitdem hat.

Schließlich gibt es einige Missverständnisse. Zum Beispiel habe ich nie *Christen* aus *chrêstês* = Wucherer, Spekulant, erklärt. Ich habe nur gesagt, dass in den besagten Quellen über den dem Nero zugeschobenen Brand von Rom die Kopisten, nicht zuletzt auch die kritischen Editoren, die von Nero bestraften *chrêstoi* = Wucherer, Spekulanten irrigerweise für von ihm gemarterten *Christen* gehalten haben. Das ist nicht dasselbe, eigentlich das Gegenteil. Ich will aber nicht alle Missverständnisse durchgehen, denn sie werden jenen schon aufgefallen sein, die das Buch gelesen haben.

Zeitsprung

Am meisten hat mich gewundert, was in der Rezension fehlt, nämlich der Hinweis: Wenn Jesus auf Caesar zurückgeht, ist unsere Zeitrechnung um 100 Jahre verschoben (Caesar geboren 100 vor Christus) – was eigentlich die Leser einer Zeitschrift namens *Zeitensprünge* interessieren müsste (oder sind 100 Jahre eine Bagatelle?).

Der Mönch Dionysius Exiguus, der im 6. Jahrhundert das Jahr 1 rund 100 Jahre nach Caesars Geburt setzte, tat es bekanntlich als Nebenprodukt seiner Hauptaufgabe, die darin bestand, das Datum des historischen Ostern – d.h. des Todes und der Auferstehung Jesu – festzulegen. Wenig gewürdigt ist bis jetzt geblieben, dass er es auf das Jahr 31 festlegte, d.h. 76 Jahre nach der Einführung des Kalenders durch Caesar, 45 ante. Diese 76 Jahre sind im spezifischen Fall, d.h. bei der Komputation der mobilen Osterfeste, eine noch rundere Zahl als jene 100, ja sie sind *die* runde Zahl überhaupt, fallen doch nach Berechnung der Alexandriner nach 76 Jahre alle Osterfeste wieder in derselben Reihenfolge, weil der Mondzyklus rekurriert. Man braucht also, um alle Osterfeste in aller Ewigkeit festzulegen, nur eine Tabelle mit 76 berechneten Jahrestermen und einem Anfangspunkt: das – kalendarisch ermittelte – „historische“ Osterdatum. Das heißt, Dionysius Exiguus hat sowohl Todes- als auch Geburtsdatum Jesu nach Caesar gerichtet: Das Todesdatum einen 76jährigen Osterzyklus nach Einführung von Caesars Kalender im Vorjahr seines Todes, das Geburtsdatum 100 Jahre nach Caesars Geburt. Im Ergebnis starb Jesus jünger als Caesar (30 statt 56 Jahre alt), was aber zum ideellen Alter eines göttlichen und daher immer jungen Heros besser passte; vor allem war der inzwischen unterstellte Tod unter Pontius Pilatus möglich. Dass dadurch der betlehemitische Kindermord chronologisch unmöglich wurde, weil der angebliche Täter Herodes vier Jahre vor Christi Geburt zum Sterben kam, war anscheinend weniger wichtig als die Verankerung von Geburts- und Todesdatum Jesu bei Caesar. Die Kontinuität mit Caesar war Dionysius und den ihn beauftragenden Papst und Patriarchen

wichtiger als das Plausibelmachen der erdachten Delokalisierung von Rom nach Jerusalem. Die Jahre konnte man weiterzählen wie gehabt, nur bei den Jahrhunderten hatte man einen Sprung, was aber sechs Jahrhunderte später kaum auffiel, zumal Ostern weiterhin nach dem Julianischen Kalender komputiert werden durfte.

Für die Zeiteinsprünge interessant: Nimmt man an, dass die alte Zählung nach Caesars Geburt von manchen „Häretikern“ nicht aufgegeben wurde, koexistierten dann ab dem 6. Jahrhundert zwei Zeitrechnungen, die um ein Jahrhundert von einander abwichen. Wie lange? Verlor man einfach im Laufe der Zeit die Erinnerung daran, oder wurde dies irgendwann abgeglichen? Und wann? Etwa bei der Kalenderreform des Gregor? Dem nachzugehen überlasse ich den – sicher kompetenteren – Mediävisten.

Francesco Carotta 79196 Kirchzarten, PF 1224

E-mail: info@carotta.de

<http://www.carotta.de>

Nibelungenlied und Phantomzeit im Donaauraum

Fiktives Awarenreich zwischen Hunnen- und Ungarnsturm

Volker Friedrich

Dietrich-von-Bern-Sage, Nibelungenlied, ungarische Volksüberlieferung und protobulgarische Fürstenliste als geschichtliche Kupplungsstücke zwischen zeitnaher hunnischer und ungarischer Expansion.

Zwei 1996 in Budapest erschienene Quellenbücher zur ungarischen Vorgeschichte [László; Fodor et. al.] geben Anlass, sich erneut mit dem Zeitraum 400 - 950 zu befassen. Hierbei wird an die erstmaligen Forschungsergebnisse M. Zellers angeknüpft [1993, 7], der die Illigische Phantomzeit in der ungarischen Geschichte in den Zeitraum 598 - 895 plazierte [Zeller 1996, 186].

Das Ergebnis sei vorweg genommen: Zwischen dem Kriegszug Attilas nach Gallien ab 451 und der Niederlage der Ungarn auf dem Lechfeld bei Augsburg 955 liegen tatsächlich nicht 504 Jahre Zeitunterschied, sondern allenfalls einige Generationen Abstand, wie eine ungarische Chronik belegt.

Anders formuliert: Das Eindringen der Hunnen unter Attilas Großvater auf den Balkan und in die Donau-Theiß-Tiefebene ab ca. 377, die zahlreichen hunnischen Kriegszüge in das römische Reichsgebiet und die zweite Eroberung Pannoniens um 890/5, meist vorsichtig umschrieben als „Landnahme“, unter dem ungarischen Heerführer Álmos mit seinem Sohn Árpád, beide der Attila-Linie entstammend [ung. Quelle Anonymus 11./12. Jh. lt. László, 1996, 221], sind die letzte Phase der zeitlich zusammen gehörenden hunnisch-ungarischen Westexpansion im Rahmen der Völkerwanderung.

Zum geschichtlichen Ablauf: Die hunnisch-ungarische Westwanderung war nur rund 200 Jahre lang nach dem Tode Attilas 453 unterbrochen: Die Gepiden unter ihrem König Ardarich, bis dahin Vasall und engster Vertrauter des Halb-Gepiden Attila, brachten zusammen mit den Ostgoten 455 dem Attila-Sohn und -Nachfolger Ellak eine schwere Niederlage bei. Ellak fiel. Sein Bruder und Nachfolger Ernak flüchtete nach einer Reihe verlorener Kämpfe gegen die Ostgoten 469 mit den übrig gebliebenen Hunnen über die Donau nach Südosten, wo diese „Ernak-Hunnen“ im Bereich der heutigen Dobrukscha, dem antiken „Klein-Skythien“, durch Byzanz Förderatenstatus erhielten [Häussig 1958, 11]. Um 567 vertrieben „Awaren“, wahrscheinlich Nachfahren o. a. „Ernak-Hunnen“ als frühe Bulgaren die nördlich der Donau insbesondere im Karpatenbecken siedelnden Gepiden, welche anschließend zusammen mit den Langobarden nach Italien flüchteten (s. u.).

Verbindungsstück zwischen frühbyzantinischer Geschichte und deutschem Hochmittelalter: Das Nibelungenlied

Das geschichtliche Kupplungsstück zwischen den zusammen gehörigen Ereignissen in frühbyzantinischer Zeit und europäischem Hochmittelalter, getrennt durch das künstlich dazwischen geschobene Frühmittelalter, findet sich beim ungarischen Geschichtsschreiber Kézai um 1283 [László 1996, 221]:

„Der Anführer der siebten Armee wird Verbulchu (Vérbulchú) genannt. Er soll in Zala, nahe dem Plattensee, gesiedelt haben. Er wurde Werbulchu genannt, weil sein Großvater in der Schlacht der Crimhild von den Germanen getötet worden war. Weil er das genau wusste, wollte er Rache an ihnen, röstete viele Germanen am Spieß und wütete mit solcher Grausamkeit gegen sie, dass er sogar ihr Blut trank, als wäre es Wein.“

Dieser Vérbulchú der ungarischen Überlieferung ist nach Lage der Dinge gleichzusetzen mit dem historisch verbürgten ungarischen Würdenträger (Horka) namens Bulcsu, dem Sohne des Horka Kal(i) aus dem 10. Jh. [Barta et al. 1990, 119 f.]. Er dürfte ebenfalls identisch sein mit dem vom ungarischen Geschichtsschreiber Thuróczy 1488 genannten Stammes- und Heerführer „Bulchu“, der während der Schlacht auf dem Lechfeld gefangen genommen und einem deutschen Fürsten vorgeführt wurde [László 1996, 226].

Widukind von Corvey weiß in seiner Sächsengeschichte zu berichten, dass drei gefangen genommene Anführer der Ungarn nach ihrer Vorführung bei Herzog Heinrich gehängt wurden [Widukind III, Ziff. 48]. Wahrscheinlich befand sich Bulchu unter den Hingerichteten, weil sein Todesjahr mit 955 angegeben ist, wie Joannes Skylitzes in der zweiten Hälfte des 11. Jh. berichtet [Barta 1990]; er wird erwähnt von Kaiser Konstantin VII. Porphyrogenetos (912-959), mit dem er 948 verhandelt hat [Moravcsik 1943, 102]. Der deutsche Historiker Holtzmann [1955, 159, 162, 165] schrieb, der ungarische Anführer, Horka Bulcsu, wäre 955 am Galgen geendet.

Zusammenfassend kann somit festgestellt werden, dass der „Vérbulchú“ der ungarischen Überlieferung mit dem „Bulchu“ oder „Vultsus“ o. ä byzantinischer Quellen identifiziert werden kann. Aus diesem Grunde gewinnt auch Kézais Behauptung, Bulchu hätte wegen seines anlässlich der „Crimhild“-Schlacht getöteten Großvaters an den Germanen blutige Rache genommen, für die Berechnung des geschichtlichen Kupplungsstückes zwischen Hunnen- und Ungarnzeit erheblich an Wert: Die Textstelle belegt, dass die Erinnerung an den Ahnen Attila im Hochmittelalter bei den Ungarn noch sehr lebendig war.

Die sogenannte „Crimhild“- oder „Krimhilda“-Schlacht wird im Wiener *Chronicon Pictum Vindobonense* um 1350 erwähnt [László 1996, Ziff. 21]: Ihr

genauer Zeitpunkt sowie der Schlachtort sind allerdings weder bei Kézai noch im Wiener Chronicon erwähnt. Dennoch ist es nicht zu gewagt zu behaupten, dass mit diesem Ereignis augenscheinlich die Vernichtung von Burgundern mit ihrem König Gunter durch Attilas Frau Kriemhild des Nibelungenliedes gemeint ist.

Exkurs: Burgunder – Waren sie Germanen oder Hunnen ?

War man noch vor einigen Jahren geneigt, mangels Wissensmasse die Handlung als ethisch überhöhtes Heldenepos, fußend auf Sage und Volksmärchen, als historisch irrelevant abzutun, sie entstehungsgeschichtlich immerhin dem 8. Jh. zuzurechnen [Brockhaus, 4 Bde., Leipzig, 1924, 24], ist man heute von Historikerseite bereit, für das Nibelungenlied einen echten Handlungshintergrund anzuerkennen [Fischer 1999, 52]. Der König Gunter des Nibelungenliedes wird inzwischen gleichgesetzt mit dem Burgunderkönig Guntariarius [Kunow 1987, 107] bzw. Gunticarius [Bernhard 1990, 157]. Dieser hatte 407 zusammen mit iranischen Alanen und germanischen Stammeseinheiten vom Rhein-Main-Gebiet aus nach Westen den Rhein überschritten und sich in der römischen Provinz Germania II (niederrheinisches Gebiet nordwestlich der Linie Jünkerath-Remagen) festgesetzt.

Die Frage, ob sie sich tatsächlich am Niederrhein, wo die Franken dominierend waren, niederlassen konnten, ist allgemein strittig. Wahrscheinlich fassten sie im klimatisch-landwirtschaftlich begünstigten Grenzbereich zwischen den Provinzen Belgica I, Germania I und Germania II Fuß. Für diese Auffassung sprechen spätere Raubzüge der Burgunder nach Belgica I: Gemäß Sidonius Apollinaris (ca. 430-482, Schwiegersohn des Kaisers Avitus und Bischof von Clermont-Ferrand ab 472) sollen die Burgunder 435/6 sogar Trier erobert haben [carm. 7/230 lt.. Altheim 1956, 41]. Weiterhin gibt es außer dem Nibelungenlied keinen Beweis für eine Ansiedlung der Burgunder bei Worms/Provinz Germania I [ebd., 41]. Wohl aber könnte der Ort „Gunderath“ in der südlichen Eifel zwischen Mayen und Daun, im Grenzgebiet zwischen Germania I und II, einen Hinweis auf burgundische Anwesenheit geben, auch wenn diese Ortschaft im *Historischen Lexikon der Siedlungs- und Flurnamen des Mosellandes* nicht enthalten ist [Jungandreas 1963].

Als Reaktion setzte der römische Feldherr Aetius 436 im Moselgebiet Hunnen gegen die Burgunder ein [König 1997, 296]. Diese sollen hierbei 20.000 Mann Verluste [Harries 1994, 71] erlitten haben. Bernhard [1990, 160] verneint einen militärischen Alleingang der Hunnen, da sie als „Chuni auxiliares“ noch bis 437 Aufständische in der Bretagne und Westgoten bekämpften.

Die „Burgunder“ werden erstmals dokumentiert als „Buroungundoï“ [Moravcsik 1943, 102] bei Zosimos, einem der letzten heidnischen byzantinischen

Geschichtsschreiber des 6. Jhs., dessen Geschichte bis 410 reicht [Beck 1975, 427].

Der byzantinische Geschichtsschreiber Agathias (ca. 536-582), der über die Zeit von 552 bis 558 berichtete, bezeichnete sie als „Bourougoundoi“ und schrieb unter Bezugnahme auf Prokopius (ca. 500-542), dass sie zu den ersten aus den Mäotischen Sümpfen (nördlich des Schwarzen Meeres) hervorbrechenden „hunnischen“ Völkerschaften zählten und bis in die Zeit von Kaiser Leo d. I (457-474) eine Rolle spielten [Moravcsik 1943, 102].

Auch wenn man herkömmlich der Auffassung ist, dass die „hunnischen“ Bourougoundoi mit den „germanischen“ Burgundern nicht zu verwechseln sind, so K. Zeuss [1837], Zlatarski [1919-1940] und Diculescu [Moravcsik 1943, 102], ist die Schlussfolgerung wohl nicht abwegig, dass beide identisch sind: Hierfür sprechen ihr frühes Erscheinen bis 410, also zusammen oder bereits vor den Hunnen, welche schon 409 Pannonien anfangen zu besetzen [Moravcsik 1958, 57], und die Tatsache, dass sie bereits um 407 bis zum Rhein, dem damaligen Grenzfluss zum freien Germanien, vorgedrungen waren. Ihr Verschwinden aus der Sicht von Byzanz in der zweiten Hälfte des 5. Jhs. lässt nur den Schluss zu, dass ihr westlicher Zweig, möglicherweise mit den iranischen Alanen, den Vorstoß bis zum Limes bereits um 400 geschafft hatte und nach seiner Zwangsübersiedlung nach Sapaudia (späteres Savoyen bzw. Burgund) um 443 [Bernhard 1990, 159; Harries 1994, 65] dort bis zur endgültigen Niederlage gegen die Franken im 5. Jh. überlebte.

Hinter Kézais „Crimhilda“-Schlacht stehen also wahrscheinlich echte historische Begebenheiten: Es fragt sich nur, wo und mit welchen Beteiligten sie konkret stattfanden. Ins Auge sticht zunächst das Nibelungenlied, in dem die „germanische“ Kriemhild und Frau Attilas (im ritterlichen Kampf) ihr Geschlecht samt Ritterschaft auslöschen lässt [Vers 1921 ff., 32. Avent.]. Eine historisch belegte „Kriemhild“ oder „Crimhilda“ hat es zwar nicht gegeben, jedoch existierte eine Gespielin Attilas namens Ildiko [Jordanes, *Get.* XLIX, u. Beruf. auf Priskos von Panion] oder Ildico, mit der er seine letzte Nacht verbrachte, bis er infolge eines Blutsturzes 453 verstarb [vgl. Moravcsik 1967, 93]. Zwar ist der Name Ildico germanisch, jedoch waren bei den Hunnen germanische Namen verbreitet, so dass er kein zwingender Beweis für eine germanische Herkunft der Ildico ist [Moravcsik 1967, 95]. Der byzantinisch-syrische Kirchen-schriftsteller Malalas (mutmaßlich Patriarch Johannes III. von Konstantinopel, 565–577) bezeichnete sie – ohne Namensnennung – als eine „hunnische“ Konkubine [XIV, Ziff. 359]. Man kann daher einen hunnischen Ursprung der nach Westen gewanderten Burgunder nicht von vornherein ausschließen, zumal die wenigen bekannten Fakten mehr eine hunnische als eine germanische Herkunft indizieren.

Die von den Burgundern Mitte des 5. Jhs. gesprochene Sprache ist hier von unabhängig zu sehen. Womöglich sprachen sie damals bereits mehrheitlich einen germanischen Dialekt, weil die zwischen hunnischen Männern und germanischen Frauen gezeugten Kinder von ihren Müttern germanischsprachig aufgezogen wurden. Im Slawischen ist ein analoger Vorgang bei den iranischstämmigen Kroaten belegt und bei den hunnischstämmigen Bulgaren bezüglich des Slawischen zu vermuten.

Dietrich von Bern und der Hunnenkönig Attila

Man kann daher aus guten Gründen schlussfolgern, dass Kézais „Crimhilda-Schlacht“ mit Kriemhilds Rache im Nibelungenlied identisch ist. Zur Frage, wann dieses Ereignis stattgefunden hat, finden sich im Nibelungenlied sowie in der niederfränkischen Dietrich-von-Bern-Sage und deren ältester erhaltener Fassung, der altschwedisch-dänischen Didrik-Saga, eine Reihe von Antworten. Sie rücken das Nibelungenlied wieder in einen konkreten historischen Zusammenhang: Die Didrik-Saga stellt in ihrer ältesten Fassung, der *Svava* [Hg. Ritter-Schaumburg 1989], die Heldensagen um Dietrich von Bern als durchgehende Doppelhandlung um ihn und Attila dar. Das Nibelungenlied ist hierbei in der *Svava* in einer wesentlich kürzeren, jedoch aussagekräftigeren Grundfassung als integraler Bestandteil enthalten [vgl. Ritter-Schaumburg 1989, 269 ff.].

Sehr aufschlussreich ist in der *Svava* die Chronologie der Geschehnisse und die Positionierung der Handlung des Nibelungenliedes: Es liegt zeitlich hinter einer vernichtenden Niederlage Dietrich von Berns samt hunnischer Hilfstruppen gegen den König von „Rom“ (= Trier gem. Ritter-Schaumburg) und vor dem mythischen Tode König „Attalas“ [Ritter-Schaumburg 1982, 245 f.].

Mit diesem in der Didrik-Saga erscheinenden König „Attala“ ist offensichtlich der Hunnenkönig Attila gemeint, auch wenn der bisher beste deutsche Kenner der Didriks-Saga, Ritter-Schaumburg, kategorisch eine Identität zwischen beiden verneinte [1982, 50]. Jedoch erscheint dessen Behauptung wenig plausibel: Wer außer dem historischen Attila hätte denn das geschichtliche Vorbild für die zunächst mündliche fränkische Überlieferung aus der bewegten Völkerwanderungszeit abgeben sollen als der Hunnenkönig Attila und ein mit ihm verbündeter fränkischer Kleinkönig aus der Moselgegend, die Attila anlässlich seines Gallienfeldzuges 451/2 mindestens einmal durchquerte?

Ritter-Schaumburg gehört m. E. das Verdienst, Trier als das „Rom“ der Didriks-Saga geortet zu haben, wo Dietrich von Bern später als König regierte. Trier wurde gemäß der *Gestae Treverorum* durch Attila in seine

Gewalt gebracht und schwer verwüstet [XXII; Zenz 1955, 46], was Ewig [1987, 48] aufgrund der archäologischen Befunde ebenfalls vermutete. Auch hieraus kann schlüssig gefolgert werden, dass der „Attala“ der Didriks-Saga der „Etzel“ des Nibelungenliedes und der „Attila“ der Geschichte ein und dieselbe Person sind.

Folglich kann es sich bei der vom ungarischen Geschichtsschreiber Kézai genannten „Crimhilda“-Schlacht nur um ein hunnisches Massaker an Burgundern gehandelt haben, wahrscheinlich während des Gallien-Feldzuges 451/2. Dies dürfte zeitlich nach der für Attila verlorenen Schlacht auf den Katalaunischen Feldern (7. 9. 451 [Schreiber 1990, 247]) gewesen sein, womöglich vor dem Rückzug Attilas nach Pannonien nach dem Ende des Winterlagers 451/2. Das Nibelungenlied gibt sogar den Zeitpunkt an, zu dem die Burgunder am Hofe Etzels ankamen, nämlich den „Sonnwendabend“ [Vers 1816; Bartsch/de Boor 1997, 547]. Demnach hätte es sich um den 21. Juni 452 gehandelt. In der Didrik-Saga wird jedoch lediglich von „schönem Sonnenschein“ [Vers 319] und einem „schönen grünen Sommer“ gesprochen [Vers 315]. Örtlich kommt für das Geschehen m. E. aus klimatischen Gründen die begünstigte Moselgegend zwischen Metz, Trier, Wittlich und Mayen in Frage, ein Gebiet, in welchem zudem zahlreiche überlieferte Volksmärchen über Hunnen und Burgunden/Nibelungen von der bewegten Völkerwanderung künden.

Die verloren gegangenen Kriege der Hunnen gegen Römer, Westgoten, Alanen und Teile der Franken ab 451 (u. a. Schlacht auf den bis heute noch nicht lokalisierten Katalaunischen Feldern) haben sich tief ins ungarische Volksbewusstsein eingepägt, da sie die hunnische Expansion nach Westen entscheidend zurückwarfen und Baiern, Alamannen/Suawen, Thüringern, Rugiern und Franken, aber auch slawischen Stämmen erst den Zugang nach Rätien, Norikum und Pannonien eröffnete, wenn man zunächst von den befestigten römischen Städten absieht, deren Bevölkerung z.B. in Noricum durch den heiligen Severin planvoll nach Italien evakuiert wurde [z.B. Eugippius Kap. 25 ff.].

Schreibers Kritik [1981, 308] an den ungarischen Historienschreibern, die aus dem gegenseitigen Abschlachten von Hunnen und Burgundern des Nibelungenliedes gleich einen Krieg zwischen Deutschen und Ungarn gemacht hätten, wird nahezu gegenstandslos, wenn man die illigischen 297 Phantomjahre aussondert und auseinander gerissenen Ereignisse wieder zusammen schiebt [Illig 1999, 77 ff.].

Die Székeler – geflüchtete Attila-Hunnen

Im bereits oben erwähnten Wiener *Chronicon Pictum Vindobonense* von 1350 wurde notiert, dass die Überlebenden der „Schlacht der Krimhilda“, die Székeler oder Zekul (Székely), sich Richtung Osten nach Chilameze (= Csiglamező) und von da nach Erdély in Transsylvanien absetzten [Ziff.er 21]. Im Jahre 1488 schreibt der ungarische Geschichtsschreiber Thuróczy, die späteren „Zekel“ (= Székely), lateinisch „Siculi“, hätten sich aus Furcht vor westlichen Völkern nach Erdély in Transsylvanien geflüchtet [Kap. 26; László 1996, 188].

Gemäß Heltai (1520-1575) flohen damals 3.000 Hunnen vor den Franken nach Cegléd und von da nach Transsylvanien, wo sie aus Furcht vor dem „mächtigen Fürsten Dietrich“ ihren Namen in „Székeler“ umwandelten [László 1996, 190]. Dass der frühneuzeitliche Geschichtsschreiber Heltai zutreffend trotz der vielen dazwischen liegenden Jahrhunderte berichtet, belegt Konstantin VII. Porphyrogenetos in seinem Werk *De administrando imperio*, verfasst zwischen 948 und 952 [Kap. 38; László 1996, 207]: Die Székeler halfen Ende des 9. Jhs. – nach Abzug der illigischen Phantomjahre am Ende des 6. Jhs. – den Ungarn, sich über die verschneiten Karpaten nach Westen in Sicherheit zu bringen, als sie von Petschenegen und Ruthenen verfolgt wurden [Fodor 1996, 17]. Es handelte sich hierbei um die von Székelern besiedelte Gegend um Munkaács (= Muncas) [ungar. Historiograph Anonymus 11./12. Jh.; László 1996, 199], dem heutigen kleinrussischen Mukachevo im Vierländereck Kleinrussland, Slowakei, Ungarn und Rumänien nördlich der Theiß. Wohl aus Konsequenz hieraus genossen die Székeler bis ins späte Mittelalter in Ungarn Privilegien (von einer Ausnahme abgesehen, Steuerfreiheit) und konnten lange ihre kulturelle Eigenart bewahren [Kozma 1902, 267].

Zum Komplex „Protobulgaren“ und „Protobulgarische Fürstenliste“

Werfen wir nun einen Blick auf das weitere Schicksal der „südlichen“ Hunnen unter Ernak ab 455 nach der verloren gegangenen Schlacht am Nedao: Gemäß Jordanes [Kap. XLIX, Ziff. 263, 264, 266, 269] musste er nach weiteren Niederlagen der Hunnen 467 auf byzantinisches Gebiet flüchten [Haussig 1958, 11], wo sie, wie bereits erwähnt, in Kleinskythien, der heutigen Dobrudscha, als Förderaten angesiedelt wurden [ebd., 11]. Ob sie zum Ursprung der späteren Bulgaren wurden und/oder mit den „Awaren“ identisch oder ein Mischvolk aus beiden sind, ist bis jetzt noch unklar: Es herrscht Übereinstimmung, dass 567 „Awaren“ die Gepiden aus dem Karpatenbecken (Gepidia) vertrieben. Barta et alii [1990, 90] wiesen eindeutig darauf hin, dass archäologisch ab 567 abrupt alle gepidischen Gräber und die dazugehörigen

Siedlungsfunde enden, d.h. die Gepiden von dritter Seite vernichtet oder von dort vertrieben wurden.

Herkömmliche Auffassung ist, dass ausschließlich die „Awaren“ (vgl. u. Ausführungen zum Awarenbezug) für die Vertreibung der Gepiden verantwortlich waren. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass die in der ersten Hälfte des 6. Jhs. zugewanderten europäischen „Awaren“ in den Nachfahren der „Ernak-Hunnen“, den euphemistisch als „Protobulgaren“ umschriebenen Bulgaren, aufgingen, zunächst die verhassten Gepiden, danach die Langobarden schlugen.

Die so genannte *Protobulgarische Fürstenliste* [Dobrev 1995] gibt hierzu wertvolle Hinweise (vgl. S. 95-98): Sie nennt als ersten der 12 Bulgarenherrscher einen gewissen „Avitohol“ und als zweiten Herrscher seinen Sohn „Irnik“. Letzterer ist mit dem jüngsten Attila-Sohn, o.a. Ernak, identisch [Haussig 1958, 10]. Mithin handelt es sich also bei „Avitohol“ um den Hunnenkönig Attila [vgl. Moravcsik 1943, 81]. Beide gehörten dem Geschlechte Doulo an, ebenso wie die folgenden Herrscher, Nr. 4: Kourt, Nr. 5 Bezmer, Nr. 6: Isparih, Nr. 7: Tervel, und Nr. 8: Sevar [Dobrev 1995]. Lediglich Herrscher Nr. 3: Gostoun oder Gostun, ein Usurpator slawischen Namens aus dem Geschlecht der Ermi oder Jermi [Jericek 1876/1977, 127], unter Umständen aber Onkel des vierten Bulgarenherrschers Kourt [Moravcsik 1943, 190], machte hierbei eine Ausnahme. Es folgen Nr. 9: Kormisosh, Nr. 10: Vineh, Nr. 11: Telec und Nr. 12: Oumor.

Wertvoll ist insbesondere die konkrete Angabe der Fürstenliste, unter dem 6. Herrscher Isparih hätten die Bulgaren die Donau überschritten. Nach Jireček [1977, 128] sollen die Bulgaren den Strom von Norden nach Süden überschritten haben. Dies macht wenig Sinn, zumal eine Rückkehr der Hunnen/Protobulgaren in das Donau-Theiß-Gebiet zu einem früheren Zeitpunkt als 567 nirgendwo belegt ist.

Lehrmeinung ist [vgl. Moravcsik 1958, 70 ff.], dass 567 „Awaren“ die Gepiden aus Gepidia (Karpatenbecken, ungefähr späteres Siebenbürgen) unter ihrem Herrscher Baian vertrieben haben [Barta 1990, 92]. Nach Moravcsik sind sie der europäische Zweig der Awaren (die Zuan Zuan der Chinesen), die zuvor von den Türken in Westasien geschlagen worden waren.

Wahrscheinlicher ist jedoch, dass die nach Westen vorstoßenden europäischen Awaren sich mit den in der Dobrudscha/Kleinskythien siedelnden Nachkommen der „Ernak-Hunnen“ verbündeten und in diesen aufgingen. Auch aus dieser Sicht müssen die frühen Bulgaren die Donau von Süden nach Norden bzw. von Südosten nach Nordwesten, also von der Dobrudscha/Kleinskythien aus, überschritten haben. Gestützt wird diese Auffassung durch Zlatarsky, welcher bereits im 19. Jh. eine hunnische Herkunft der

Bulgaren vertreten und o. a. Bezmer mit dem „Awaren“-König Bajan/Baianos gleichgesetzt hatte [zit. n. Moravcsik 1943, 84]. Neuere bulgarische Untersuchungen bestätigen diese Auffassung [Donchev 1998, 1].

Die Herrscherzeit der frühbulgarischen Fürsten reicht vom Todesjahr Avitohols/Attilas 453 bis 765 [Dobrev 1995] bzw. 831 [Moravcsik 1943, 188]. Der fünfte Bulgarenherrscher Bezmer/Bajanos regierte gem. Moravcsik [1943, 84] von 568-582, nach Dobrevs Berechnung der protobulgarischen Fürstenliste erst ab 665, also rund hundert Jahre später. Nun hat der sechste Bulgarenherrscher Ispcrih, der erstmalig über die Donau setzte, laut Moravcsik [1943, 78] von 644 bis 702 regiert, nach den Berechnungen Dobrevs aber bereits ab 633, d. h. sogar noch vor seinem Vorgänger Bajanos, was schlechterdings nicht möglich ist. Offensichtlich stimmen weder Dobrevs Berechnungen der protobulgarischen Fürstenliste noch Moravcsiks Angaben.

Nehmen wir als Fixpunkt das Jahr 567 mit dem Eroberer Ispcrih, verkürzen sich die Zeitangaben der protobulgarischen Fürstenliste um gut einhundert Jahre: Ispcrih soll 61 Jahre regiert haben, was sehr unwahrscheinlich ist. Für seine sechs Nachfolger sind insgesamt 63 Jahre gemäß Fürstenliste angegeben, wobei allerdings diese Zahlen nicht spezifiziert sind, worauf schon Haussig hinwies. Addiert man gleichwohl diese 63 Jahre auf das Jahr 567, gelangt man ins Jahr 630, das sechzehn Jahre in die Phantomzeit hineinreicht und mit dem Jahr 927 identisch ist. Dies ist das erste Regierungsjahr von Zar Peter, dem Sohne Zar Symeons des Großen (889-927). Dessen Großvater, Krum, Khan der Bulgaren von 802-814 der üblichen Zeitzuordnung, ist nach allgemeiner Auffassung identisch mit dem „Kormisosh“ der bulgarischen Fürstenliste [Moravcsik 1943, 146; vgl. Dobrev 1995]. Kormisosh/Krum dürfte daher um 600 regiert haben (Überqueren der Donau 567, plus 21 J. für Tervel, plus 15 J. für Sevar = ca. 603). Er errichtete ein bulgarisches Großreich bis zur Theiß [Moravcsik 1958, 109].

Billigt man der protobulgarischen Fürstenliste Glaubwürdigkeit zu, kann es sich bei den Eroberern Gepidias nicht um „Awaren“ als Stamm oder Volk, sondern nur um (Proto-)Bulgaren als Nachfahren der geflüchteten Hunnen um den jüngsten Attila-Sohn Ernak gehandelt haben, in denen Ogurstämme vom Nordufer des Schwarzen Meeres aufgegangen waren [Moravcsik 1958, 108]. Dass der bulgarischen Geschichtsforschung bereits im 19. Jh. Bedenken wegen der zeitlichen Ungereimtheiten – auch ohne der Kenntnis der illigischen Phantomzeit – kamen, belegt folgende Textstelle bei Jirecek [128]:

„Nikephoros' [= Patriarch 806-815] Erzählung wurde von den späteren Byzantinern nachgeschrieben und bis auf unsere Tage auch wirklich geglaubt. Doch es liegt in ihr ein bedeutender Anachronismus. Die Tren-

nung der Bulgarenhorden fällt in eine viel frühere Zeit, als in das VII. Jahrhundert. Die Bulgaren nomadisierten viel früher in den Donauländern, weil ja darüber klare Berichte vorliegen. Um die Mitte des V. Jahrhunderts versetzt sie der gothische Geschichtsschreiber Jornandes (552) [Gemeint ist Jordanes] an die nordwestliche Ecke des Schwarzen Meeres als die östlichen Grenznachbarn der in Dakien wohnenden Slawen. Von dort machten sie frühzeitig Raubzüge in das Donaugebiet“.

Die früheste Erwähnungen der Bulgaren erfolgte laut Moravcsik [1943, 97] im 6. Jh. bei Kosmas Indikopleustes (*Christliche Topographie*, 547-549). Malalas, der die byzantinische Geschichte bis 565 herausgab und ebenfalls im 6. Jh. lebte, nannte sie erstmalig in seinem 16. Buch [Ziff. 403]. Beide Textstellen verweisen auf eine späte Genese der Bulgaren, allerdings in unmittelbarem Anschluss an die Zeit der Attila-Hunnen.

Geschichtliches Szenario 467-952 im Donaubecken ohne Phantomzeit

Zusammenfassend ergibt sich also folgendes geschichtliche Szenario: Die um 467/9 auf byzantinisches Gebiet südlich der Donau als Föderaten verschlagenen Hunnen des jüngsten Attila-Sohnes Ernak waren die Vorfahren der frühen „Bulgaren“, die zusammen mit aus Westasien zugewanderten und in ihnen aufgegangenen „Awaren“ ab 567 Gepidia im südlichen Teil des Karpatenbeckens eroberten und später die Langobarden aus der Donau-Theiß-Ebene vertrieben. Der nördliche Teil der Hunnenreste, die Székeler, setzten sich im Raum zwischen Theiß und nordöstlichem Karpatenbecken fest. Die aus den südlichen Hunnen, Slawen und bulgarischen Namengebern hervorgegangenen „Bulgaren“ verbündeten sich am Ende des 9. Jhs. (= Ende des 6. Jhs nach Abzug der illigischen Phantomzeit) mit den Petschenegen gegen die nach Westen flüchtenden Ungarn, wie dies Konstantin VII. Porphyrogenetos in Kap. 14 seines Werks *De administrando imperio* plastisch beschreibt [vgl. László 1996].

Wer waren die Awaren eigentlich ?

Wie man die Phantomzeit zwischen 614 und 911 im Donau-Theiß-Gebiet, der Not folgend, mit der Chimäre eines Awarenreiches künstlich füllte, kann man exemplarisch am Aufsatz Pohls über die Awarenkriege Karls des Großen [1988] darstellen: Gemäß Pohl eroberten die „Awaren“ unter ihrem Khagan Baian, der, wie oben dargestellt, ein hunnischer Attila-Spross war, binnen zehn Jahren u. a. alle Barbarenvölker nördlich der Donau nach Abschluss eines Vertrages mit Byzanz um 558/9. Sie besiegten sogar die

Tabelle 1: Geschichte des Awarenreiches nach Pohl

Zeit	Ereignis	Quelle
552	Turkstämme siegen über chin. Juan Juan	Pohl
558	Awarensiege nördlich des Kaukasus	keine
558/59	Awarengesandtschaft in Byzanz	Theophanes, Confessor und Memander Protektor
559/69	Unterwerfung aller Barbarenstämme nördl. d. Donau / Sieg über Franken an der Elbe	keine
567	Kampf gegen die Gepiden	keine
ab 574	Byzantinische Tributzahlungen	Pohl
595	Sieg gegen die Baiern an der Donau	keine
599	Belagerung von Viminacium / Brückenkopf	Theophylaktos Simokattes
600	Einfall ins byzantinische Istrien	keine
611	Ermordung Herzog Gisulfs von Friaul	keine
614	Beginn der Phantomzeit gem. Illig	
618	Belagerung Thessalonikis gescheitert	keine
623	Entführungsversuch bei Kaiser Herakleios	keine
626	Ende Awarenexpansion; Belagerung von Konstantinopel und langobardischem Cividale	keine
630	Bulgare versucht, Awarenkhan zu werden	keine
633	Erneuter Angriff auf Cividale/Italien	keine
713	Angriff auf Lorch in Österreich	keine
741/42	Angriff auf karpatische Slawen	keine
776	Flucht langobard. Auführer zu den Awaren	keine
782	Awarengesandtschaft zu Karl d. Gr.	keine
788	Angriff auf Friaul	Annales Mettenses u. a
796	Fränk. Eroberung des Awaren-Ringes	Einhard; Paulus Diakonus; Annales Regni Frankorum
803/04	Bulgaren vernichten Awarenreich	Vaczy: Bóna; Toth u.a.
911	Ende der Phantomzeit gem. Illig	

Franken an der Elbe! Pohl postuliert ein Awarenreich zwischen 562 und 803/4, also einen Zeitraum von 242 Jahren. Plausible Gründe für den Niedergang dieses kraftvollen Reiches, das mit den Awarenzügen Karls des Großen endete, werden nicht genannt [ebd. 3, 9, 90].

Eine Zusammenstellung der von Pohl genannten Kernereignisse des Awarenreiches ergibt folgendes Quellenbild (vgl. Tabelle 1). Offensichtlich ist bei Pohl das völlige Fehlen von Quellen aus der Zeit zwischen 600 und 788. Eine Kurzbesprechung der genannten byzantinischen Quellen erbringt zudem folgendes Ergebnis (vgl. Tab. 1)

- * Theophanes Confessor soll gelebt haben zwischen 750 und 818. Er hat die Jahre 284-813 bearbeitet. Die älteste erhaltene Handschrift, Paris. Gr. 1710, stammt aus dem 10. Jh. [Hunger et al. 1975, 603].
- * Menandros Protector berichtete über die Jahre 558 bis 582. [Beck 1975, 430].
- * Theophylaktos Simokattes lebte im 6./7. Jh. und schrieb über die Regierungszeit des Kaisers Maurikios (582-602). Älteste erhaltene Handschrift stellt der Vat. Gr. 977 aus dem 11./12. Jh. dar [Hunger et al. 1975, 604].

Die Schriften der drei o. g. byzantinischen Verfasser sind nur verstreut bei anderen Autoren erhalten. Nur dank Kaiser Konstantin VII. Porphyrogenetos, 10. Jh., fügen sich die Fragmente zu einem leidlichen Gesamtbild zusammen [Beck 1961/75, 430].

Bezüglich der von Pohl genannten fränkischen Urkunden wird auf das Problem von Fälschungen und Vordatierungen verwiesen [Illig 1998, 227]. Auch wird bei Pohls Aufsatz das Problem der Verdoppelung von Ereignissen deutlich: Beim Sieg der „Awaren“ über die „Franken“ an der Elbe zwischen 558/9 und 559/69 dürfte es sich tatsächlich um den ungarischen Kriegszug ins Frankenreich im Jahre 862 zur Zeit Ludwig des Deutschen gehandelt haben. [Hinkmar von Reims, lt. P.R. 1902, 210]. Hier wird die Phantomzeit mit 297 Jahren Zeitunterschied exakt getroffen. Dass der bei Pohl angegebene Kaiser Herakleios (610-641) womöglich Vater von Konstantin VII. Porphyrogenetos (912-959) gewesen ist, sei angemerkt [Illig 1999, 165].

In Moravcsiks Abhandlung über die „Awaren“ in *Byzantinoturcica I* findet sich eine frühere Kurzdarstellung des „Awaren-Reiches“ [1957, 70-76]: Es hatte seinen Höhepunkt zwischen 566 und 626 (gescheiterter persisch-avarischer Angriff auf Konstantinopel). Danach Niedergang: 680 bulgarischer Aufstand und Reichsgründung. 796-803: Niederlage gegen Karl den Gr. Es sei Moravcsik [72] zitiert:

„Kurz danach gerät der östliche Teil der Awaren unter die Herrschaft des Bulgarenfürsten Krum, und wir finden in seinem gegen Byzanz kämpfenden Heer auch Awaren. Der Rest der Awaren geht teilweise in den

Slaven, teilweise in den ländlichen Ungarn auf. Die kleine Anzahl der Sprachreste, die uns von den Avarn erhalten blieb, weist darauf hin, daß die Sprache der herrschenden Klasse türkischen Charakters war.“

Pohl [1988, 3] stellt allerdings bezüglich der archäologischen Befunde nüchtern fest:

„Ausgrabungen haben im Wiener Becken und in der Gegend um den Neusiedler See eine dichte awarische Besiedlung festgestellt. Dennoch ist diese Epoche wohl der unbekannteste Abschnitt in der Geschichte des österreichischen Raumes in historischer Zeit geblieben.“

Augenscheinlich wird das Dilemma der Phantomzeit auch in der ungarischen Archäologie: Um die Leerzeit zu „füllen“, erfanden ungarische Archäologen das „Volk der Greifen- und Rankenkultur“, das man mangels Schriftdenkmälern einfach den wenig greifbaren „Awaren“ innerhalb der illigischen Phantomzeit zurechnete [Zeller 1993, 69]. Dass ungarischen Historikern der archäologische Befund ihrer Wissenschaftskollegen gar nicht behagt, kann man am Beispiel des Karpatenbeckens nachlesen [Barta 1990, 97]:

„Soweit die wenigen awarischen Funde des 8. Jahrhunderts eine Beurteilung erlauben, weist die Hinterlassenschaft der geistigen (Riten) und materiellen Kultur der Awaren Siebenbürgens keine transsylvanischen Eigenarten auf. Die gegossenen Gürtelbeschläge, Phalern, Waffen und Pferdegeschirre hätten an jedwedem Punkt des Awarenreiches zum Vorschein kommen können. Somit hielt also die Entwicklung der Awaren Siebenbürgens mit der allgemeinen inneren awarischen Entwicklung Schritt. Gleichzeitig sind aber die Details der Entwicklung aufgrund der wenigen zur Verfügung stehenden Funde und Befunde vorerst noch unklar“.

Die Textstelle spricht für sich. Dass es auch anderen Autoren schwer fällt, die Leerzeit des Karpatenbeckens zu füllen, belegt Roth mit seiner 1996 erschienenen *Kleine(n) Geschichte Siebenbürgens*. Seine Beschreibung der Slawisierung des Karpatenbogens zur Zeit der so mächtigen „Awaren“ erscheint ziemlich diffus [Roth 23 f.]:

„Was für eine Bevölkerung den Donau-Karpatenraum bewohnte, als ab dem 6. Jahrhundert unter awarischer Herrschaft slavische Stämme einzudringen begannen, ist angesichts der bunten Völkerschar, die durch die Region zog und ihre Spuren hinterließ, schwer auszumachen. Die unter awarischer Herrschaft einsetzende slavische Besiedlung kann angesichts der zahlreichen auf das Slavische zurückgehenden geographischen Namen nicht unerheblich gewesen sein, einige Archäologen gehen gar von einer völligen Slawisierung der Region aus. Der bulgarische Einfluß zumindest über den südlichen Teil Siebenbürgens zu Beginn des 9. Jahr-

hunderts, der der Vernichtung des Reiches der Awaren durch Karoliger und Bulgaren folgte, stand damit nur mittelbar in Zusammenhang. Kleinräumige slavische Herrschaftsgebiete dürften im 9. Jahrhundert, als der westliche Teil Siebenbürgens sehr wahrscheinlich unter Herrschaft des Großmährischen Reiches stand, vorherrschend gewesen sein. Mit den ersten Feldzügen ungarischer Stämme nach Europa kündigte sich ein weiterer Wechsel an“.

Die widersprüchlichen Aussagen springen ins Auge: Ein mächtiges Awarereich hätte eine Zuwanderung von ebenfalls landhungrigen Slawen nie zugelassen. Vielmehr dürfte das von den Hunnen ab etwa 455 hinterlassene Machtvakuum nichtgermanischen Stämmen wie z. B. den Mähnern erst ermöglicht haben, ins Donaubecken und zur Mährischen Pforte vorzustoßen und das Großmährische Reich zu gründen, bis sie die Ungarn vom Ende des 9. Jhs. an (tatsächlich ab Ende des 6. Jhs. nach Abzug der 297 illigischen Phantomjahre) als sogenannte „Awaren“ dort an einer weiteren Expansion hinderten und durch ihren Sieg über Swatopluk entscheidend zurück drängten.

Konstantin VII. Porphyrogenetos gibt in seinem Werk *de administrando imperio* (geschr. zw. 948 und 952) eine anschauliche und plausible Darstellung über die Siedlungsgebiete des Donaubeckens nach dem Sieg der Ungarn über Swatopluks Großmährisches Reich [Kap. 40; abgedruckt in László 1996]: nördlich des Donaubogens im Bereich der

Flüsse Temes, Bega, Maros, Körös und Tisza: die Ungarn,
östlich der Ungarn, „wo die Donau zwischen ihnen verläuft“: Bulgaren,
nördlich der Ungarn: die Petschenegen,
westlich der Ungarn : die Franken,
südlich der Ungarn: die Kroaten.

Der baierisch-fränkische Einfluss reichte womöglich also auch nach der Niederlage der Baiern gegen die Ungarn bei Pressburg (907) noch um 950 bis ins südöstliche Slawonien, wo heute noch ein Gebirgszug zwischen Donau und Sawa den Namen „Fruska Gora“ = „Frankengebirge“ trägt.

Im Lichte o.a. Sachverhalte können die „Awarenkriege“ Karls d. Gr. zwischen 788 und 803 gar nicht stattgefunden haben: Er hätte einen Krieg in einem Gebiet geführt, das bereits seit 455 im wesentlichen durch germanische Stämme beherrscht gewesen war (Ostgoten, Gepiden, Langobarden, Skiren, Rugier, Baiern, Franken), wenn man von der bulgarischen Expansion ab 567 absieht. Er kostete auch keine Gefallenen, was sogar Karls Chronist Einhard [Kap. 13] verschämt zugeben musste:

„Sonst verlief der Krieg für die Franken verhältnismäßig unblutig und äußerst zufriedenstellend. Allerdings zog er sich wegen seiner Größe lange Zeit hin“.

Mit anderen Worten, es wäre überhaupt kein Krieg, sondern allenfalls eine Art Inspektionsreise oder Machtdemonstration des großen Karl gewesen. Denn nach dem Rückzug Attilas nach Pannonien hatten bereits Baiern, Franken, Thüringer, Rugier, Skiren und Alamannen das gesamte Noricum und Pannonien, d. h. alle Gebiete zwischen der Salzach und Donau/Theiß besetzt [Eugippius Kap. 18 ff.]. Das ist genau das Gebiet, in welchem gemäß Benno Hubensteiner [1967, 48] Karl der Große die „Awaren“ vernichtete und zwischen Donau und Theiß die berühmt-berüchtigte „Awarenwüste“ hinterließ, zu deren Besiedlung damals die Volkskraft (Baierns) nicht ausreichte.

Zum Begriff „Awaren“

Es ist geradezu frappierend, mit welcher Selbstverständlichkeit in der wissenschaftlichen Literatur von „Awaren“ als Volk und als Staatengründer gesprochen wird. Dabei ist seit byzantinischer Zeit klar, dass der Begriff „Awaren“ kein Stammesname, sondern grundsätzlich stets ein Sammelbegriff für turksprachige Völkerschaften gewesen ist. Er wurde gemäß Moravcsik durchgehend synonym für „Hunnen“ verwandt, so z.B. zwischen 491 und dem 6./7. Jh. durch frühbyzantinische sowie durch mittel- und spätbyzantinische Autoren zwischen dem 10. und 14. Jh. Erstmals dürfte der Begriff „Awaren“ durch Priskos von Panion, einem byzantinischen Diplomaten, der zu Verhandlungen am Hofe Attilas weilte, erwähnt worden sein [vgl. Moravcsik 1943, 5]. Vom syrischstämmigen Kirchenschriftsteller Malalas (6. Jh.) ist eine wichtige, die Moravcsik-These belegende Textstelle über die Awaren erhalten:

„In diesem Jahr [gemeint ist das Jahr 558; vgl. Moravcsik 1943, 70] kam ein fremdländischer Stamm der Hunnen, als Avaren bekannt, nach Konstantinopel“ [Buch 18, Ziff 489; Übers. V.F.].

Gregor von Tours nannte im 6. Jh. die Hunnen ebenfalls „Awaren“, genauso wie langobardische Geschichtsschreiber [Maennchen-Helfen 1997, 96 f.]. Im 10. Jh. bezeichnete Kaiser Konstantin VII. Porphyrogenetos im nachhinein den Hunnen-König Attila als „König der Awaren“ [zit. n. Moravcsik, 1943, 28, Anm. 1]. Im gleichen Jahrhundert kennt Widukind von Corvey [I, Ziff. 17] „Awaren, die wir nun Ungarn nennen“.

Die Unterscheidung zwischen „Hunnen“ und „Awaren“ war demnach ein nachträglicher Kunstgriff, um in die illigische Leerzeit ein konturenloses „Awaren“-Großreich in den Donau- und Karpatenraum zu bugsieren. Das Reich der „Awaren“ kann man also getrost als Fiktion streichen: Ein Reich ohne die Namen von Herrschern, Ereignissen, Hinterlassenschaften etc. kann nicht existiert haben. Auch kann die angeblich menschenleere „Awarenwü-

ste“ Pannoniens nur eine Fiktion gewesen sein, da es in geschichtlicher Zeit aufgrund der Zunahme der Bevölkerung und häufig auftretender Hungersnöte stets und überall einen erheblichen Wanderungsdruck in dünn besiedelte Gebiete gegeben hat.

Als Ergebnis aus o. a. Tatbeständen kann man notwendigerweise nur einen Schluss ziehen: Nicht die Awaren gründeten ein Großreich, das über die Donau hinaus nach Norden reichte, sondern die frühen Bulgaren, welche von außen stehenden Dritten pauschal als „Awaren“, ebenso wie die späteren Ungarn, bezeichnet wurden. Im Gegensatz zum „Awarenreich“ ist das Reich der Bulgaren gut belegt: Die protobulgarische Fürstenliste überbrückt die gesamte Zeit zwischen Attila und den frühesten Bulgarenzaren, wenn man die Phantomjahre abzieht. Die „Awarenkriege“ Karls d. Gr. waren demnach nichts anderes als Auseinandersetzungen der Merowinger mit dem expandierenden Reich der frühen (Proto-)Bulgaren am Ende des 6. Jhs. Es handelt sich bei den „Awaren“ folglich ebenfalls um einen klassischen Fall der Verdoppelung der Geschichte.

Die spärlichen archäologischen „Awaren“-Funde sollte man aus den dargestellten Gründen zeitlich auf Hunnen, Bulgaren (=Awaren) und Ungarn verteilen. Interessanterweise hatte G. László [56 ff.] bereits 1970 Zweifel angemeldet, ob nicht die spätawarische Kunst der ungarischen zuzuordnen wäre.

Moravcsik hatte sich bereits 1943 [28 f.], in Unkenntnis der 297 jährigen Phantomzeit, in seinen Ausführungen über „Archaisieren“, d.h. die Verwendung älterer Namen für zeitlich rezenterer Völker durch Dritte, hier durch westliche und byzantinische Geschichtsschreiber, seine Gedanken gemacht:

„Die Tatsache, daß auch die westlichen Quellen die Magyaren Hunnen nennen, und daß auch im Magyarentum das Bewußtsein der Identität von Hunnen und Magyaren lebendig geblieben war, deutet darauf, daß dieser Gebrauch des Hunnennamens auch bei den Byzantinern aus anderen Motiven als aus dem Archaisieren zu erklären ist“ .

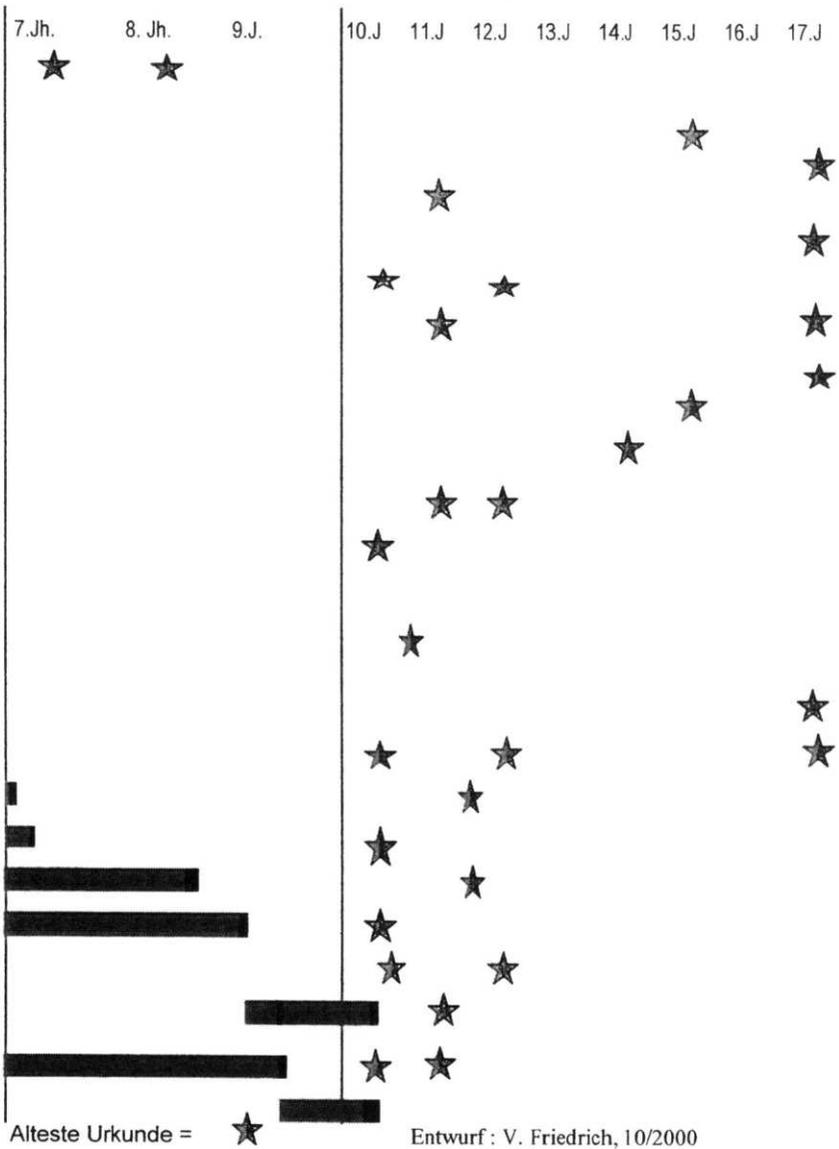
Byzantinische Literatur und Zeitlücke

Eine Kurzanalyse der byzantinischen Literatur als zeitgenössischer Schriftquelle für die eigene und fremde Geschichte zeigt, dass es praktisch keine Autoren gegeben hat, die zwischen 600 und 900 gelebt und über die Zeit bis 614 berichtet haben [vgl. Tab. 2, im wesentlichen fußend auf Beck 1975, 423-577, einschl. Katalog und Sachregister, 583-605]: Die Werke dieser Geschichtsschreiber sind darüber hinaus frühestens in Dokumenten ab dem 10. Jh. erhalten. Die beiden Ausnahmen, Bischof Eusebio und Olympiodoros, sind irrelevant, weil bei der Zuordnung der Eusebios-Schriften Unklarheit herrscht und Olympiodoros

Tabelle 2 : Die Phantomzeit im Spiegel byzantinischer Autoren

Autor	4.Jh.	5. Jh.	6. Jh.
Bisch. Eusebios , + 339, Ber.- 317	■	★	★
Hieronymos, ca . 340 – 420, Vulgata-Übers.		★	
Ammianus Marcellinus, 4.Jh.	■		
Joannes Chrysostomos, 344/45-407	■		
Zosimos, um 500, Ber. bis 410	■		
Eunapios v. Sardei, überliefert durch Konstantin VII	■		
Porphyr. Bericht. –270-404 u. 345-420	■		
Philistorgios, überlief. durch Photios, Ber. - 425	■		
Olympiodoros von Theben, überlief. durch Photios, Bericht. 407-442		■	
Priskos von Panion, via Konst. VII, Ber. - 472,	■		
Cassiodoros, Bericht. bis 519	■		
Prokopios von Kaisrareia, Historiker Kaiser Justinians, Ber. ca. 527-542			■
Malalas, (u. U. Patriarch Johannes III v. Konstantinopel, 565-577), Bericht. bis 565	■		
Hesechios Illustrios, Ber. .6. Jh.			■
Zacharias Rhetor (syr., Quelle über Kirchengesch.), Bericht. über 6. Jh.			■
Agathias, (536-582),überl. durch Konst. VII Porphyr., Bericht. ca. 527-565			■
Menandros Protektor,überl. durch Konst. VII Porphyr., Bericht., 558-582			■
Theophanes Byzantios(6.Jh.), Ber. -590	■		
Theophylaktos Simokattes, (6./7. Jh.) , überlief. D. Konst. VII Porphyr., Ber. 582-602			■
Chronikon Paschale, bis 627	■		
Nikephoros, gest. 829, Bericht. bis 769	■		
Theophanes Confessor (750 818), Ber. 284 - 813	■		
Photios (Patriarch, 858-886)			
Theophanes Continuatus, schrieb i. A. von Konst. VII Porphyr., Ber. ab 813	■		
Georgios Monachos, verf. Mönchschroniken, Ber., von Adam bis 842	■		
Georgios Monachos Kontinuat., Ber. 842-948			
LEGENDE:	BERICHTSZEITRAUM	= ■	

Tabelle 2 : Die Phantomzeit im Spiegel byzantinischer Autoren



nicht direkt, sondern nur durch Photios überliefert ist, von dem man nun wieder nicht genau weiß, ob er im 9. oder 10. Jh. gelebt hat. Theophanes Confessor soll der mit Abstand seriöseste mittelbyzantinische Weltchronik-Schreiber gewesen sein [Beck 1975, 436 ff.]. Er soll zwischen 750 und 818 gelebt haben, aber seine älteste erhaltene Handschrift datiert aus dem 10. Jh. [Paris. Gr. 1710].

Es gibt im übrigen bei den bekanntesten frühbyzantinischen Schriften nur eine, das *Chronikon Paschale*, das bis 627 berichtet, d. h. um 13 Jahre in die Phantomzeit hineinreicht. Alle anderen enden berichtsmäßig vor dem Jahre 614, dem Beginn der illigischen Phantomzeit. Wenn die Zeit von 614 bis 911 existierte, dann müsste von der Wahrscheinlichkeit und Logik her das eine oder andere Dokument aus dem 7., 8. oder 9. Jh. erhalten geblieben sein. Dies ist jedoch nicht der Fall. Vielmehr datieren die ältesten über diese Zeit erhaltenen Dokumente grundsätzlich erst ab dem 10. Jh. Wir haben somit nun auch einen eindrucksvollen literarischen Beweis für die rund dreihundertjährige Zeitlücke vor uns. Beck [466 f.] schreibt zur Überlieferungslücke zwischen dem 7./8. und 10. Jh.:

„Es handelt sich um jene dunklen Jahrhunderte der byzantinischen Geistesgeschichte, die zwar Ausnahmen wie Photios hervorgebracht haben, die aber im großen und ganzen derart in den Lebenskampf gegen die Araber und auch in die schwersten inneren Auseinandersetzungen (Bilderstreit und seine Folgen) verstrickt waren, daß wenig Platz für Schreibstuben und Kopisten blieb.“

Resümee

Es konnten zwei geschichtliche Kupplungsstücke gefunden werden, welche die 297 Jahre Phantomzeit überspannen:

1.) Nibelungenlied / ungarische Volksüberlieferung:

Angesichts der geschichtlichen Tatsachen und mutmaßlichen Abläufe sowie des rund 300 Jahre währenden Zeitloches der frühbyzantinischen Literatur klingt die Aussage des ungarischen Geschichtsschreibers Kézai von 1283, der 955 bei Augsburg gehenkte ungarische Feldherr Bulchu wäre Enkel eines Attila-Gefolgsmannes gewesen, nicht mehr abwegig. Zwar kann es sich bei Bulchu nicht um einen Enkel des Attila-Kriegers gehandelt haben, da zwischen 955 und 451/2 ca. 504 Jahre, gekürzt um die 297 Phantom-Jahre, immerhin noch 207 Jahre liegen. Wahrscheinlicher ist, dass Bulchu ein Urenkel oder Ururenkel des getöteten Ahns gewesen ist.

Gleichwohl kommt dem Kézai-Bericht die Funktion eines geschichtlichen Kupplungsstückes zu, das die Ereignisse vor 614 mit denen nach 911

wieder verzahnt. Er verbindet die Ereignisse um die Rache der Kriemhilde des Nibelungenliedes bzw. der noch älteren Didrik (Dietrich von Bern)-Sage an den Burgundern um 451 mit der ungarischen Volksüberlieferung ab dem 11./12. Jh., in denen die Erinnerung an Kriemhilds Rache sich traumatisch in der sogenannten „Crimhilda-Schlacht“ erhalten hat.

Mit Hilfe des Handlungsablaufes der Didrik-Saga gelang es, das isolierte Nibelungenlied historisch dem Gallien-Feldzug des Hunnen-König Attilas 451/2 zuzuordnen. Maßgeblich war hierbei die Übernahme der von Ritter-Schaumburg stringent entwickelten Auffassung, dass die Didrik-Saga ein wesentlich höheres Alter als das Nibelungenlied und die anderen um Dietrich von Bern gruppierten Sagen haben muss, weil sie u.a. kürzer, präziser und inhaltsreicher als jene ist. Das (philologische) Argument, gerade wegen der größeren Faktenfülle müsse die Didrik-Sage jünger als z.B. das Nibelungenlied sein, weil man Namen und Ereignisse hinzu gedichtet habe, ist m. E. deswegen nicht schlüssig, weil die Didrik-Saga viele Hinweise auf die ausgehende weströmische Antike (bis 476) enthält [Friedrich; bisher nicht veröffentlichte Untersuchungsergebnisse].

Dass die Erzählungen der ungarischen Chroniken als Sagen glaubwürdig sind, wurde bereits 1902 betont [vgl. P.R. 218]. Die Neuherausgabe ungarischer Quellentexte 1996 durch László bestätigt im übrigen mittelbar diese alte ungarische Auffassung.

2.) Protobulgarische Fürstenliste und erstes bulgarisches Kaiserreich:

Die nach bisheriger Lesart bis zum Jahre 765/7 reichende Fürstenliste erstreckt sich tatsächlich bis zum Jahre 831 der übliche Zeitrechnung.

Die Phantomzeit konnte exemplarisch zweifach belegt werden:

a) Das Reich der „Awaren“ in Pannonien existierte offensichtlich nicht. Es handelt sich um eine Verdoppelung der Geschichte.

b) Anhand einfacher Mengestatistik konnte nachgewiesen werden, dass zwischen 602/627 und dem 10. Jh. in Byzanz keine schriftlichen Dokumente gefertigt wurden, was angesichts der hohen byzantinischen Kultur, ungeachtet Wirtschafts- und Kriegsnoten sowie des sogenannten Bildersturmes, wenig vorstellbar ist.

Methodologisch konnte hinreichend belegt werden, dass neben geschriebener Geschichte und funktional aufgefasster Archäologie auch alte Sagen Ansatzpunkte für die Präzisierung historischer Ereignisse sein können.

Prof. Dr. Volker Friedrich 82178 Puchheim, Winterstr. 27

Literaturverzeichnis

- Altheim, Franz (1958): „Archäologie des Attila-Reiches“; in: Altheim/Haussig 1958, 30-56
- Altheim, Franz/ Haussig, Hans-Wilhelm (1958): *Die Hunnen in Osteuropa. Ein Forschungsbericht*; Baden-Baden
- Barta, G./ Bóna, I./ Kőpeczy, B./ Makkai, L./ Miskolczy, A./ Moósy A./ Péter, K./ Szász, Z./ Tóth, E./ Trócsányi, Z./ Várkonyi, A.R./ Vékony, G. (1990): *Kurze Geschichte Siebenbürgens*; Budapest
- Bartsch, Karl/ Boor, Helmut de (1997): *Das Nibelungenlied*, ins Neuhochdeutsche übersetzt und kommentiert von Siegfried Grosse, Reclam, Nr. 644; Stuttgart
- Beck, Hans-Georg (1975): „Überlieferungsgeschichte der byzantinischen Literatur“; in: Hunger et al. 1975, 423-510
- Bernhard, Helmut (1990): „Die römische Geschichte in Rheinland-Pfalz“; in: Heinz Küpper (Hg.): *Die Römer in Rheinland-Pfalz*; Stuttgart, 39-168
- Dobrev, Peter: „Inscriptions and Alphabet of the proto-Bulgarians. Nominalia of the Bulgarian Princes“, [http // In doubleclick. Net / adi / tr. In / member](http://Indoubleclick.Net/adi/tr.in/member)
- Donchev, Slavi: „On the name, the family and the succession of some protobulgarian rulers“; in: Tangra TanNakRa. All Bulgarian Foundation, [http // www members. Bitex. Com / tangra / ekal text / may 98 eng. Htm](http://www.members.Bitex.Com/tangra/ekaltext/may98.eng.Htm) – zwei Seiten
- Hunger, Herbert et al. (1975): *Geschichte der Textüberlieferung der antiken und mittelalterlichen Literatur*; München (¹1961)
- Einhard (1995): *Vita Karoli Magni. Das Leben Karls des Großen*; Stuttgart
- Eugippius (1986): *Vita Sancti Severini. Das Leben des heiligen Severin*; Stuttgart
- Ewig, Eugen (1987): *Trier im Merowingerreich. Civitas, Stadt, Bistum*; Aalen (2. Neudruck der Ausgabe Trier, 1954; Habilitationsschrift)
- Fischer, Thomas (1999): *Die Römer in Deutschland*; Stuttgart
- Fodor, Istvan (1996): „The Hungarian Conquest“; in: Hungarian National Museum: *The ancient Hungarians*, Ausstellungsführer; Budapest, 11-18
- Harries, Jill (1994): *Sidonius Apollinaris and the fall of Rome A. D. 407- 485*; Oxford
- Haussig, Hans-Wilhelm (1958): „Die protobulgarische Fürstenliste“; in: Altheim/ Haussig (1958), 9-29
- Holtzmann, Robert (1955): *Geschichte der sächsischen Kaiserzeit (900-1024)*; München
- Hubensteiner, Benno (⁵1967): *Bayerische Geschichte*; München
- Hungarian National Museum (Hg., 1996): *The ancient Hungarian. s. Exhibition Catalogue*; Budapest
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?*; München
- (2000): „Brennpunkt Phantomzeit. Ein Situationsbericht“; in: *ZS* 12 (1) 126-150
- Jeffreys, Michael u. Elizabeth/ Scott, Roger (1986): *The Chronicle of John Malalas*; Melbourne (engl. Übersetzung)
- Jireček, Konstantin Jos. (1977): *Geschichte der Bulgaren*; Hildesheim · New York, (Nachdruck der Ausgabe von Prag, 1876)
- Jordanes s. W. Martens

- Jungandreas, W. (1963): „Historisches Lexikon der Siedlungs- und Flurnamen des Mosellandes“; in: *Schriftenreihe zur Trierischen Landesgeschichte und Volkskunst*, Bd. 8
- König, Ingemar (1997): *Der römische Staat. II, Die Kaiserzeit*; Stuttgart
- Koestler, Arthur (1991): *Der dreizehnte Stamm. Das Reich der Khasaren und sein Erbe*; Herrsching
- Kozma, Franz (1902): „Die Székeler“; in: *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, VI. Bd., Ungarn*; Wien, 265-287
- Kunow, Jürgen (1987): „Die Militärgeschichte Niedergermaniens“; in H.G. Horn (Hg., 1987): *Die Römer in Nordrhein-Westfalen*; Stuttgart, 27-109
- László, Gyula (1970): *Steppenvölker und Germanen. Kunst der Völkerwanderungszeit*; Wien · München
- (1996): *The Magyars. Their Life and Civilization*; Budapest 1996
- Maennchen-Helfen, Otto J. (1997): *Die Welt der Hunnen*; Wiesbaden
- Makedonski, Angel Michael (1987): „Bulgarische Familiennamen in der Bundesrepublik Deutschland einschließlich Berlin (West)“; in: *Typoskript. Edition Hieronymus, Slavische Sprachen und Literatur*; Bd. 13, Neuried
- Martens, Wilhelm (1913): *Jordanis Gotengeschichte nebst Auszügen aus seiner Römischen Geschichte*; Leipzig
- Moravczik, Gyula (1958): *Byzantinoturcica I* (Bd. 10, Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin), Berlin [Ost], (Red. Eberhard Rechenberg)
- (1943): *Byzantinoturcica II: Sprachreste der Türkvölker in den byzantinischen Quellen*; Budapest
- Moravczik, Julius (1967): „Attilas Tod in Geschichte und Sage“; in: *KÖRÖSI Csoma-Archivum Kötet [1926-1932]*, Ed. E.J. Brill, Leiden / Niederlande, 83 ff.
- Pohl, Walter (1988): „Die Awarenkriege Karls des Großen 788-803“; in: *Militärhistorische Schriftenreihe* (Hg. Heeresgeschichtliches Museum); Wien
- P.R. (1902): „Die histor. Quellen der ungarischen Landeinnahme“ (Besprechung des Buches „Die historischen Quellen der ungarischen Landeinnahme, Budapest, 1900; in: *Keleti Szemele - Revue Orientale* III (1) 208-230
- Ritter-Schaumburg, Heinz (1981): *Die Nibelungen zogen nordwärts*; Berlin
- (1982): *Dietrich von Bern. König zu Bonn*; München · Berlin
- (Hg., 1989): *Die Didriks-Chronik oder die Svava*. Erstmals vollständig aus der altschwedischen Handschrift der Thidrekssaga übersetzt und mit geographischen Anmerkungen versehen; St. Goar
- Roth, Harald (1996): *Kleine Geschichte Siebenbürgens*; Köln · Weimar · Wien
- Schreiber, Hermann (1990): *Die Hunnen. Attila probt den Weltuntergang*; Wien
- Widukind von Corvey (1981): *Res Gestae Saxonicae. Die Sachsen Geschichte*; Reclam Nr. 7699, Stuttgart
- Zeller, Manfred (1993): „Die Steppenvölker Südost-Europas in der Spätantike und im Mittelalter“; in: *VFG V* (1) 55
- (1996): „Die Landnahme der Ungarn in Pannonien. 895 findet dasselbe statt wie 598“; in: *ZS VIII* (2) 186
- Zenz, Emil (Hg., 1955): *Die Taten der Trierer. Gestae Treverorum*. Bd. 1; Trier



— Grenze des Reiches
 Iserperichs um 680
 — Grenze des Reiches
 Krumis und Omurtags um 814
 — Grenze des Reiches
 Symeons (893–927)

Das bulgarische Reich, mit herkömmlichen Darstellungen [Beschreibung 1981]

Zur bulgarischen Phantomzeit I

von Klaus Weissgerber

1. Vorbemerkungen

Um Illigs These zu erhärten, dass auf Grund des archäologischen und architektonischen Befundes eine Zeitspanne von ca. 297 Jahren (614 - 911) als erfunden gelten muss, ist es auch nötig, die Geschichte möglichst vieler Länder und Völker auf Basis der Primärquellen gründlich zu analysieren. Dies ist natürlich nicht möglich ohne allseitige Berücksichtigung der gegenwärtigen wissenschaftliche Literatur, die aber auch ständig, insbesondere wenn es um chronologische Fragen geht, kritisch hinterfragt werden muss.

Als Modellfall bietet sich hierfür das „Erste Bulgarische Reich“ an, das 679 von Asparuch/Isperich begründet worden sein soll und bis zur byzantinischen Eroberung (972) bestanden hat. Es besteht eine lückenlose Herrscherliste. Die Groß-Chane – wie Terwel, Krum, Omurtag und Malamir – wurden nicht nur in byzantinischen Schriftquellen genannt, ihre Existenz wird auch durch altbulgarische Steininschriften bestätigt. Die Widerlegung des konventionellen Geschichtsbildes ist somit keineswegs einfach.

Zunächst halte ich einige grundsätzliche Bemerkungen zu den *byzantinischen Schriftquellen*, auf denen letztlich die konventionelle Chronologie beruht, für erforderlich. Zunächst möchte ich darauf hinweisen, dass es für die Zeitspanne von 626 bis 813 überhaupt keine einzige zeitgenössische byzantinische Schriftquelle gibt. Fast zweihundert Jahre angeblicher Geschichte werden (wenn man von noch späteren Schriften absieht) ausschließlich auf zwei Werke gestützt, die Anfang des 9. Jh. verfasst worden sein sollen: die *Chronographia* des Abtes *Theophanes Confessor* (für den Zeitraum von 242 bis 813) und das *Breviarium* des Patriarchen *Nikephoros* (für den Zeitraum von 602 bis 769), die weithin inhaltlich übereinstimmen. Das, was wir über die Folgezeit bis in die Mitte des 10. Jhs. zu wissen glauben, wird fast ausschließlich nur durch eine einzige Schriftquelle „belegt“, den *Theophanes Continuatus*, ein mehrbändiges Werk. Den fünften Band dieser Sammlung, *Vita Basilii*, hat Kaiser Konstantinos VII. Porphyrogenetos (reg. 913-959) verfasst.

Illig [z.B. 1992b; 1999, 157ff.] hat überzeugend nachgewiesen, dass alle diese Werke Fälschungen des 10. Jhs. sind. Kaiser *Konstantinos VII.* war Initiator und Organisator einer der größten Fälschungsaktionen der Weltgeschichte.

Für diesen Beitrag sind insbesondere die Werke des Theophanes und Nikephoros von Bedeutung. Sie repräsentieren noch eine frühe Stufe der

Fälschungsaktion. Ihre Zeitangaben gelten als verworren und widersprechen sich [vgl. Schoell III, 251 ff.], ich betrachte sie schlicht als erfunden. Trotz aller Erfindungen sind diese Schriften aber auch noch stark von Quellen des 6. Jhs. abhängig. Ich habe schon mehrfach [W. 1999, 497 ff., 611 ff.; 2000a, 80 ff.; 2000b, 423] meine Auffassung zum Ausdruck gebracht und konkret begründet, dass nicht alles, was zwischen 614 und 911 geschehen sein soll, erfunden ist. Die Fälscher haben oft (irgendwoher mussten sie ja ihren Stoff nehmen) reale Ereignisse des 6. Jhs. den erfundenen Jahrhunderten zugeordnet. Deshalb kann ich in meiner Untersuchung diese byzantinischen Schriftsteller nicht unberücksichtigt lassen.

Aber auch die Zeiten vor 614 und nach 911 sind keineswegs quellenmäßig gesichert. Die Fälschungsaktion konnte nur deshalb gelingen, weil gleichzeitig auch fließende „Übergänge“ von der historischen zur Phantomzeit und von der Phantomzeit in die seinerzeitige Gegenwart geschaffen worden sind. Der Kaiser verschwieg keineswegs, dass er Werke vor seiner Zeit vernichten ließ, bestenfalls blieben *Exzerpte* erhalten:

„Über Zweck und Entstehungsweise der geschichtlichen Exzerptensammlung gibt das Vorwort des einen Teiles des Werkes Auskunft. Danach hat sich der Kaiser entschlossen, da der Umfang der geschichtlichen Werke im Laufe der Zeit ins Uferlose angewachsen und unüberschbar geworden ist, diesem Übelstand durch Anfertigung von Auszügen aus älteren Werken abzuhelpen. [...] Die Auszüge wurden von den Mitarbeitern des Kaisers in der Weise hergestellt, daß die ausgesuchten Stellen abgeschrieben wurden. [...] Am Text selbst wurden nur dann Veränderungen vorgenommen, wenn darin Exkurse vorkamen, die zu weit vom jeweiligen Gegenstand der Sammlung abführten. In solchen Fällen wurde gekürzt oder ausgelassen“ [M. I, 359]

Aus dem erhalten gebliebenen Bibliotheksverzeichnis (*Myriobiblon*) des *Photios* können wir uns ein Bild machen, welche Werke auf diese Weise vernichtet worden sind [vgl. Schoell III, 208]. Besonders schmerzlich ist der Verlust des Werkes des *Theophanes Byzantios*, der die Zeit von 566 bis 581 behandelt hatte [M. I, 529]. Von diesem blieb nicht einmal ein Fragment erhalten.

Die Fälscher scheuten sich auch nicht, die Endkapitel von Werken bedeutender Historiker zu vernichten. Die 18-bändige Weltchronik (*Chronographia*) des *Ioannes Malalas* behandelte den Zeitraum bis 574; die Handschrift bricht mit dem Jahr 563 ab [M. I, 329]. Das Geschichtswerk des *Agathias* schloss unmittelbar an das Werk des Prokopios von Kaisarea an (dieses endete 552) und behandelte die Zeit bis 582. Die überlieferte Darstellung endete jedoch mit dem Jahr 558 [Schoell III, 262].

Für meine Thematik ist besonders bedauernswert der Verlust der Werke des *Priskos Rhetor* (6. Jh.) und des *Menandros Protector*, das ebenfalls die Zeit bis 582 behandelt haben soll. Es blieben lediglich Fragmente (EL = *Excerpta de legationibus*) erhalten, auf die ich noch ausführlich eingehe.

Vernichtet wurde auch die Weltchronik des *Ioannes Antiochenos* (Ende des 6. Jhs.), die auch die Geschichte der Bulgaren behandelte. Erhalten geblieben sind nur Fragmente zur Zeit Attilas und ein Fragment über den Aufstand des Vitalianos 514/5 [M. I, 313 f.].

Ich gehe wohl kaum fehl in der Annahme, dass alle Schriftquellen, die die Geschichte Südosteuropas etwa ab 560 behandelten, bewusst vernichtet und durch das dem Theophanes Confessor zugeschriebene Werk ersetzt worden sind. Um so erstaunlicher ist, dass ein einziges Werk vollständig erhalten geblieben ist: Die *Universalgeschichte* des *Theophylaktos Simokattes*, in der die Geschichte von 582 bis 602 beschrieben wird. Diese Schrift gilt als Grundlage des Werkes des Theophanes; ihr Inhalt unterscheidet sich kaum, Theophylaktos ist nur ausführlicher. Ich halte es jedoch für wahrscheinlicher, dass das Werk des Theophylaktos bewusst von der Konstantinos-Schule geschaffen wurde, um dem Werk des Theophanes mehr Glaubwürdigkeit zu verschaffen. (Theophylaktos schrieb auch den umstrittenen Exkurs über die „Pseudo-Awaren“.)

Wegen der Dubiosität der byzantinischen Schriftquellen werde ich mich hauptsächlich auf bulgarische Schriftquellen stützen, insbesondere auf die *Bulgarische Fürstenliste* und die vielen protobulgarischen *Inschriften*. Diese wurden bis jetzt stets im Sinne der byzantinischen Schriftquellen gedeutet. Ich werde dagegen aufzeigen, dass gerade diese bulgarischen Primärquellen den Schlüssel für die Rekonstruktion der realen Geschichte Bulgariens im frühen Mittelalter bilden. Die Suche nach konkreten Einzelbelegen hat mich viel Zeit und Mühe gekostet; jeder Beleg ist unentbehrlich für meine Beweisführung. Dadurch wurde mein Beitrag umfangreicher, als ich ursprünglich beabsichtigt hatte. Ich bitte hierfür um Verständnis.

Noch ein *linguistischer Hinweis*: Im Mittelgriechischen wurde oft der Buchstabe „β“ (beta) als w-Laut gesprochen. Ich schreibe deshalb nicht Abaroi, Kubrat oder Kuber, sondern Awaroi, Kuwrat oder Kuwer. Das gilt nicht für die „Bulgaroi“ selbst [vgl. M. II, 32].

2. Die Alt-Bulgaren (Nördliches Schwarzmeergebiet)

Die *turksprachigen Alt-Bulgaren* (von bulgarischen Historikern *Protobulgaren* genannt, um sie von den heutigen slawischsprachigen Bulgaren eindeutig zu unterscheiden) siedelten sich, aus dem nördlichen Schwarzmeergebiet kommend, nach den Berichten des Theophanes Confessor [Th. 357] und des

Patriarchen Nikephoros [N. 34] im Jahr 679 unter Führung von Asparuch an der untere Donau an. In den folgenden Jahrhunderten sollen sie, im ständigen Kampf (aber auch in zeitweiliger Koexistenz) mit den schon vorher hier siedelnden slawischen Stämmen und vor allem mit dem Byzantinischen Reich das gesamte Territorium des heutigen Bulgarien, das nach ihnen benannt wurde, erobert haben, allerdings um den Preis, allmählich slawisiert zu werden.

Brätz [404] bezweifelte vor kurzem in dieser Zeitschrift, dass die Alt-Bulgaren überhaupt ein Turkvolk gewesen sind, ohne diese Behauptung zu belegen. Hierzu ist zu bemerken, dass zu dieser Frage schon in der 2. Hälfte des 19. Jh. ein erbitterter, allerdings politisch motivierter Streit tobte. Da die Bulgaren damals im harten Kampf gegen das (türkische) Osmanische Reich um ihre Freiheit und Unabhängigkeit standen, wollten sie nach Entdeckung der *Bulgarischen Fürstenliste* nicht wahrhaben, dass ihr Volks- und Landesname türkischen Ursprunges ist und ihr erster Staat von „Türken“ begründet worden war. (Das erinnert an den russischen „Normannen-Streit“.) In mehreren byzantinischen Schriftquellen wurde die Unterschiedlichkeit von Bulgaren und Slawen, auch in den Sprachen, betont (s. Abschnitt 3).

Vor allem wurden aber im heutigen Bulgarien mehrere *Steinschriften* gefunden, die zwar in griechischer Schrift, aber zur Gänze in protobulgarischer Sprache abgefasst sind [vgl. B. Nr. 47 - 53]. Es handelt sich durchweg um Bau- und Militärschriften, die zumeist als Fragmente erhalten blieben. Vollständig erhalten geblieben sind eine bei Preslaw gefundene Inschrift [B. Nr. 53], die ein Inventarverzeichnis (Harnische, Helme usw.) beinhaltet, und die 1952 in Preslaw gefundene Grabinschrift des Tschargubilja, des höchsten protobulgarischen Würdenträgers [B. Nr. 14]. Diese Inschriften lassen keinen Zweifel daran, dass die protobulgarische Sprache eine Turksprache war.

Die Alt-Bulgaren kamen zweifellos aus dem nördlichen *Schwarzmeergebiet*. In frühen Quellen, so in einer Chronik vom Jahre 354, der *Geschichte Armeniens* des Mowse Chorenatsi (bis 432) und in der durch Michael Syrus († 1199) wiedergegebenen Kirchengeschichte des Zacharias Rhetor (569) wurden sie als ein Volk nördlich des Kaukasus genannt [Angelov 41 ff.]. Der byzantinische Reisende Kostas Indikopleustes (Anf. 6. Jh.) erwähnte Bulgaren an der Schwarzmeerküste [M. I, 390]. Nach der *Gotengeschichte* des Jordanes [Get. 37], die auf Cassiodorus (frühes 6. Jh.) beruht, siedelten sie auch nördlich des Schwarzen Meeres. Jordanes identifizierte wie auch Ennodios diese Bulgaren mit den Hunnen [vgl. hierzu, gegen andere Auffassungen, die überzeugenden Ausführungen von Maenchen-Helfen 293]. Cassiodorus lag wohl eine Völkerliste aus dem 5. Jh. vor. In der Völkerliste des Zacharias Rhetor (569), von Michael Syrus überliefert, ist von „bwrgr“ die Rede [Pohl 24].

Soweit es um das 7., 8. und 9. Jh. geht, wurden Bulgaren nördlich des Schwarzen Meeres nur in den Werken des Theophanes und des Nikophores erwähnt, auf die ich in diesem Abschnitt noch gesondert eingehen werde.

Konstantinos VII. bemerkte in seiner Geheimschrift *De administrando imperio* [K. 42], dass zu seiner Zeit russische (warägische) Kaufleute durch „**Schwarzbulgarien**“ (mauri bulgaria) und Chasarien gezogen sind. In der altrussischen Nestor-Chronik ist in Bezug auf das 10. Jh. öfters von Bulgaren die Rede, die mit diesen „Schwarzbulgaren“ identisch gewesen sein müssen, so z.B. im Zusammenhang mit den Ereignissen im Jahr 944 [Nestorchronik 53].

Es besteht kein Zweifel daran, dass bis ins 13. Jh. ein bulgarischer Staat an der **mittleren Wolga** (an der Mündung der Kama) bestand, dessen Hauptstadt Bolgary, neben Festungen wie die von Tigaschewo, ausgegraben worden ist [hierzu ausführlich Smirnow und Genning/Chalkow]. Chan Almuch soll im 10. Jh. den Islam angenommen haben; Ibn Fadlan hat 922 diesen Staat besucht und einen anschaulichen Reisebericht hinterlassen [Marquardt 1903, 336 ff.; Togan 98 ff.].

Die heutigen **Tschuwaschen**, ein Turkvolk, leiten ihre Abstammung von diesen „Wolga-Bulgaren“ ab. Russische Forscher, beginnend mit Malow und Baskalow, haben die große Ähnlichkeit der tschuwaschischen Sprache mit den Resten des „protobulgarischen“ nachgewiesen. Heutige Linguisten ordnen die protobulgarische und die tschuwaschische Sprache dem westlichen Zweig der Turksprachen („Bulgarische Gruppe“) zu, der sich erheblich von den anderen Turksprachen, insbesondere vom Tatarischen, unterscheidet. Dieser Zweig wird auch als der der **Lirtürken** bezeichnet, da er sich von der Mehrheit der Turkvölker durch die oft verwendeten Laute l-i-r statt der üblichen Laute sch-a-z unterscheidet [Brentjes 127]. Es wird vermutet, dass auch die ausgestorbenen Sprachen der Awaren und Chasaren zu diesem Sprachzweig gehört haben [vgl. z.B. Wendt 327]. Wenn Brätz [404], wieder ohne Belege, behauptet, dass die Tataren die ursprünglich finnischstämmigen Tschuwaschen „turkisiert“ haben sollen, so steht er in Widerspruch zu diesen linguistischen Forschungsergebnissen.

Aus den frühen Schriftquellen ergibt sich, dass **Bulgaren, Awaren und Chasaren** sprachlich eng verwandt waren. Auch die Organisation dieser drei Stammesverbände wies auffallende Ähnlichkeiten auf [Pohl 163 ff.]. Ich verweise hierzu auch auf eine alte bulgarische Stammesgeschichte, die Michael Syrus [10.21], hier wohl nicht über Johannes von Ephesos, überliefert hat. Danach sollen diese Völker von drei Brüdern abstammen, die aus dem Land der „Skythen“ kamen und Bulgaris, Awaris und Chasarig hießen. (Die Namen werden durchweg als Bulgaros, Awaros und Chasaros wiedergegeben [vgl. M. 1958, II, 106; Pohl 81; Text des Michael Syrus s. Altheim I, 86 ff.; Marquardt 1903, 483 ff.].)

Wie ich noch zeigen werde, operierten die Awaren und Bulgaren im 6. Jh. in Pannonien noch zusammen. Ich lehne aber ihre von Zeller [1993, 73 f.] vermutete Identität ab, zumal sie in den Quellen zumeist als verschiedene Völker genannt wurden [vgl. Pohl 217]. Alle drei Völker wurden in den frühen Quellen auch als „Hunnen“ bezeichnet. Aus der *Bulgarischen Fürstenliste*, auf die ich noch zu sprechen komme, ist zu schließen, dass die Bulgaren im *Reich Attilas* eine führende Rolle innegehabt haben müssen. Ihre Chane leiteten danach ihre Abstammung von Attila (über Irnik, Kouurt und Ispetric) ab. Alle diese frühen Herrscher gehörten der Duolo-Sippe an.

Kuwrat und seine Söhne

Theophanes [Th 357 f.] und Nikephoros [N. 33 f.] berichteten fast wortidentisch, dass in der Mitte des 7. Jhs. um die Maiotis (Asowsches Meer) und am Kuphis (Kuban) ein „*Großbulgarisches Reich*“ (palaia bulgaria i megal) bestanden hat, mit dem Herrscher *Kuwratos* [so Th. 357], auch Krowatos oder Kowratos gelesen [N. 33; N. 24 steht Kuwratos]. Er wird mit dem Chan Kuort der Bulgarischen Fürstenliste identifiziert. Theophanes [ebd.] weiter: In der

„Zeit Kaiser Konstantins, der in den Westen ging, starb Kuwratos, Herr der gesamten Bulgaria und der Kotragen, und hinterließ fünf Söhne.“

Im folgenden wurde vom Schicksal der *fünf Söhne* berichtet, die sich gegen den ausdrücklichen Wunsch des Vaters mit ihrem jeweiligen Gefolge voneinander trennten.

Der erste Sohn, *Batbaian*, Begbaian [a) lt. Th., b) lt. Marquardt 1903, 505] oder Baian [so N.], war der unmittelbare Nachfolger seines Vaters als Chan. Er blieb „bis auf den heutigen Tag“ im Land des Vaters, geriet aber unter die Abhängigkeit der Chasaren [Th. 358; N. 34]. Er wird mit dem Chan Besmer der *Bulgarischen Fürstenliste* identifiziert.

Der zweite, namens *Kotragos*, überschritt den Tanais (Don) und ließ sich mit seinem Gefolge am anderen, westlichen Ufer nieder. Moravcsik [M. II, 165] bezeichnete ihn als „namengebenden Urahn der Kutriguren“, die immerhin laut Prokopios, Agathias und Menandros schon in der Mitte des 6. Jhs. westlich des Don siedelten und nach Pannonien zogen. Kotragos gilt nach späteren Legenden auch als Begründer des Wolgabulgarischen Reiches.

Der dritte Sohn, *Asparuch*, überquerte mit seinem Gefolge Danaper (Dnepr) und Danaster (Dnestr) und setzte sich an der unteren Ister (Donau) in der heutigen Dobrudscha fest, wo er nach den Angaben von Theophanes und Nikephoros ein neues Bulgarisches Reich begründete.

Der vierte und der fünfte Sohn, deren Namen nicht genannt wurden, zogen ebenfalls nach Westen und siedelten sich (zeitweilig) in Pannonien an. Sie werden von manchen Historikern [z.B. Ognjanoff 40 ff.; Todorov u.a. 16] mit

Kuwer und Alzek (Alciocus, Alzeco) identifiziert, die aus anderen Quellen bekannt sind und auf die ich im nächsten Abschnitt näher eingehen werde.

Ich halte den Bericht über Kuwrat und seine Söhne nicht für eine Erfindung des Theophanes und Nikephoros. Diese haben eine alte bulgarische Stammmassage wiedergegeben, die inhaltlich mit dem ersten Teil der *Bulgarischen Fürstenliste* übereinstimmt. Ich halte auch Kuwrat und seine Söhne für historische Personen. Notwendig ist es aber, diese chronologisch richtig einzuordnen.

In dieser Hinsicht bereiteten Theophanes und Nikephoros den Historikern, die noch nichts von Illig ahnten, große Kopfschmerzen. Theophanes berichtete, dass Kuwrat zur Zeit des Kaisers Konstantin gestorben sei. In Frage kommt nach konventionellem Verständnis nur Konstantin III. (641), der Sohn und Nachfolger des Herakleios I. Pohl [270 ff.] datierte deshalb den Tod Kuwrats auf 641. Theophanes selbst datierte diesen Tod aber auf 6171 n. Sch., was nach offizieller byzantinischer Zeitrechnung dem Jahr 663 u. Z. entspricht. Damals regierte Kaiser Konstans II. (641-668), der sich tatsächlich seit 658 im „Westen“ (Balkanhalbinsel und Italien) aufhielt [Ostrogorsky 95 ff.]. Nikephoros sprach an anderer Stelle seines Werkes [N. 24] von einem „Kuwratos, Herr der Onogunduren, Neffe des Organa“, der die Awaren aus seinem Land vertrieben und Freund von Kaiser Herakleios I. gewesen sein soll. Er soll sogar als Jüngling in Konstantinopel erzogen und 619 getauft worden sein [Pritsak 35 f.]. Diese Nachschrift ist schon deshalb unglaublich, weil es nach allen anderen Quellen um diese Zeit keine Awaren mehr im nördlichen Schwarzmeergebiet gegeben hat [Avenarius 156].

In frühen Quellen wurden Bulgaren und Onogunduren noch getrennt genannt. Nach Theophanes [356] bildeten Onogunduren und Bulgaren aber bereits eine Stammesföderation:

„Es soll auch von der Vergangenheit der Onogunduren-Bulgaren und der Kotragen gesprochen werden.“

Konstantin VII. [De them. I.31] sprach ebenfalls von Onogunduren-Bulgaren. Auf die komplizierte Frage, ob und inwiefern diese Onogunduren mit den Oniguren/Huniguren identisch waren, kann ich hier noch nicht eingehen.

Entsprechend der Widersprüchlichkeit der Quellen werden in der Literatur auch verschiedene Todesjahre Kuwrats angegeben, z.B. 641 von Pohl [270 ff.], 651 von Tschilingirov [114] und 665 von Pritsak [36], wobei sich die Autoren mit der Begründung viel Mühe machten. Sie ahnten noch nichts von einer willkürlich geschaffenen Phantomzeit.

Nach meiner Überzeugung war **Kuwrat** ein Bulgarenherrscher des frühen 6. Jhs. Das ergibt sich schon aus der *Bulgarischen Fürstenliste*, in der er, unter dem Namen Kuort, als Nachfolger (und wahrscheinlich Sohn) des

Chans Irnik, des jüngsten Sohnes Attilas, bezeichnet wurde. (Ich werde diese These in den folgenden Abschnitten weiter vertiefen.)

Chronologisch interessant ist die *Armenische Geographie*, die mitunter als ein Werk des Mowes Chorenatsi (5. Jh. [vgl. Heinsohn 57 ff.]) bezeichnet wird und uns in der Überarbeitung des Poppas (6./7. Jh.) bekannt ist. In dieser wird berichtet, dass nach dem Zusammenbruch des Bulgarenreiches der Königsohn Aspar-bruk mit einem Teil der „Ogchondor-Blkar“ (einem der vier bulgarischen Stämme) nach Europa gezogen ist [Marquardt 1898, 89 ff.; 1903, 579 ff.; Avenarius 1974, 159 f.; Bescherlier 1981, 146 f.].

Offensichtlich ist hier von Asparuch und den Onogunduren die Rede, die demnach bereits im 6. Jh. nach Mösien gezogen sein müssen. Da dies der konventionellen Chronologie widerspricht, vermutete Pohl in dem Werk Ergänzungen bis aus dem 9. Jh.

Marquardt war anderer Meinung. Dessen Hauptwerk *Osteuropäische und ostasiatische Streifzüge* bildet – trotz des lockeren Titels – nach wie vor das Standardwerk zur frühmittelalterlichen Geschichte der eurasischen Steppenvölker, in dem auch armenische und arabische Quellen analysiert wurden. Leider wird dieses Werk zumeist totgeschwiegen oder nur beiläufig erwähnt. Einen Grund sehe ich darin, dass Marquardt nach eingehenden Analysen zu der Auffassung gekommen war, dass Kuwrat im 6. Jh. regiert haben muss. Er schrieb weiter:

„Auch die vom vierten Sohne des Kobrat abgeleitete Bulgarenhorde in Pannonien war ja thatsächlich bereits im Jahre 568 daselbst angesiedelt (Men. Prot. fr. 27)“ [Marquardt 1903, 579].

Ähnlich ‚ketzerische‘ Gedanken äußerte Marquardt auch zur Frühgeschichte der Chasaren und Magyaren, auf die ich in meinem geplanten Beitrag über die Steppenvölker näher eingehen werde [vgl. W. 2000c, Kap. 6 -8].

3. Frühe Bulgaren in Südosteuropa

Zeller [1993, 75; 1996, 189] vertrat vor Jahren die Auffassung, dass die „bulgarische Landnahme“ und die Gründung des „Ersten Bulgarischen Reiches“ nicht 679, sondern bereits 584 erfolgt sei. Er stützte sich hierbei auf die *Chronik* des **Michael Syrus**, ohne auf diese näher einzugehen. Es handelt sich hierbei um eine syrischsprachige Kompilationsschrift der Kreuzzugszeit (spätes 12. Jh.), in der u.a. Auszüge aus der *Kirchengeschichte* des Johannes von Ephesos (gest. um 585) erhalten geblieben sind.

In dieser ist von „Bulgaren“ die Rede, nachdem byzantinische Truppen angreifende Awaren nach Sirmium (Mitrovica) zurückgedrängt hatten. Dieser Passage folgt im Text die bereits erwähnte Stammesgeschichte von den drei

Brüdern (Bulgaris, Awaros und Chasarig), die Michael Syrus wohl einer anderen Quelle entnommen hat [so Pohl 81].

Es handelt sich hierbei nicht nur um eine späte, sondern auch recht unklare Quelle, die keineswegs geeignet ist, die bulgarische Landnahme besser zu datieren. Im Gegenteil: Geht man von der Phantomzeit-Konzeption aus, würde die Datierung der Landnahme auf 584 bedeuten, dass für die durch Inschriften gut belegten bulgarischen Herrscher nur die kurze Zeit von 584 bis 614 verbleiben würde. Deren Regierungszeiten können aber beim besten Willen nicht in eine Zeitspanne von 30 Jahren gepresst werden. Die Landnahme muss weitaus früher erfolgt sein! Auf diese Idee kam ich schon vor Jahren beim Studium der altrussischen *Nestorchronik* [hier 1986, 25 f.]. In dieser heißt es, dass die Bulgaren noch vor der Ankunft der Awaren („obry“) und der „Weißen Ungarn“ („ugry“) sich an der Donau niedergelassen hatten:

„Als das slawische Volk, wie wir bereits gesagt haben, noch an der Donau lebte, kamen aus dem Skythenlande, das heißt aus dem Chasarenlande, die sogenannten Bulgaren und ließen sich an der Donau nieder und wurden die Unterdrücker der Slawen. Danach kamen die Weißen Ungarn [...]. Zur gleichen Zeit traten auch die Awaren auf.“

Die Awaren besetzten bekanntlich 568 Pannonien (das heutige Ungarn) und bedrohten schon vorher das Frankenreich. Ich halte die Angaben der Nestor-Chronik für glaubwürdig, da sie noch auf alt-kirchenslawischen (=alt-slawobulgarischen) Überlieferungen beruhte.

Aus westlichen Quellen ergibt sich, dass die Bulgaren eine wichtige Rolle im Hunnenreich des Attila gespielt haben müssen.

Wie in meinem Thüringen-Beitrag [W. 1999, 584] dargelegt, halte ich die Angaben des Paulus Diaconus in seiner *Geschichte der Langobarden* über die früheste Geschichte seines Volkes, die auf frühen langobardischen Quellen beruhen, für glaubwürdig. Nach seiner Darstellung leisteten die **Langobarden**, die Mitte des 5. Jhs. noch nördlich der Donau in der heutigen Slowakei siedelten, unter König Agelmund den vordringenden Truppen Attilas erbitterten Widerstand. Diese wurden nicht als Hunnen, sondern als „**Vulgares**“ (in deutscher Übersetzung heißt es stets „Bulgaren“) bezeichnet:

„Zur Nachtzeit, als sie alle ruhten, in Nachlässigkeit erschlaft, stürzten sich die Vulgares über sie, erschlugen viele, verwundeten noch mehr und wüteten so in ihrem Lager, daß sie Agelmund, den König selbst, töteten und seine einzige Tochter in Gefangenschaft führten“ [Maenchen-Helfen 95].

Die Langobarden wählten dann Lamissio zu ihrem König. Diesem soll es gelungen sein, „unter dem Gegner ein großes Blutbad“ anzurichten [P.D. 1, 17]. Maenchen-Helfen [96] datierte nach einer gründlichen Analyse dieses Geschehnis auf etwa 439. Er bemerkte weiter:

„Die mächtigsten Feinde der Langobarden müssen die Hunnen gewesen sein. Das hat man schon vor langer Zeit vermutet, und man hätte nie daran zweifeln sollen. Warum aber nannte Paulus die Hunnen *Vulgares*? Das tat er, weil seine Leser gedacht haben mochten, er meinte die Awaren, wenn er von den Hunnen gesprochen hatte. In der ‚*Historia Langobardorum*‘ sind die ‚*Hunni*‘ immer die Awaren, die zuerst Hunnen, später aber nach dem Namen ihres eigenen Königs Awaren genannt wurden“ [Maenchen-Helfen 96 f.].

Nach dem Tode Attilas (453) und der Schlacht am Nedao (454), bei der mehrere Söhne Attilas (Ellak, Denghizib und Gheism) fielen, sollen die Hunnen unter *Attilas Sohn Ernach* nach Osten zurückgezogen und dann verschollen sein.

Ernach verschwand aber nicht ganz spurlos aus der Weltgeschichte. Laut Priskos Rhetor [EL 587] hatte er sich mit einem Teil seines Volkes an der unteren Donau niedergelassen. Zusammen mit seinem Bruder Dengizich schickte er Gesandte nach Byzanz, um – vergeblich – einen Friedensvertrag zu erwirken. Dengizich nahm darauf den Kampf auf und fiel nach der Osterchronik [Chronikon paschale] im Jahr 469 [Schreiber 469]. Ernach beteiligte sich nicht an den Kämpfen seines Bruders [EL 588].

Mit dieser Nachricht bricht das Priskos-Fragment ab. Ich halte das für keinen Zufall. Es müssen im folgenden Text Ereignisse geschildert worden sein, die der „bulgarischen Landnahme“ vorausgingen. Die Konstantinosschule erhielt vom Werk des Priskos nur die Teile, in denen die Ereignisse bis zum Tode Attilas geschildert wurden. Vom weiteren Text sind nur einige Fragmente (Zitate in anderen Werken) erhalten geblieben. Diese Vernichtung befremdet schon deshalb, weil Priskos ein Spezialist für hunnische Angelegenheiten war, immerhin byzantinischer Gesandter am Hofe Attilas. Bemerkenswert ist seine erhalten gebliebene Mitteilung von einem Orakel, wonach Ernach der Begründer eines neuen hunnischen Reiches werden sollte. Ernach wird von fast allen Historikern mit Irnik, dem Vorgänger Ispersichs in der *Bulgarischen Fürstenliste* identifiziert. Lediglich Altheim [1958, 9; 1959 I, 18 f.] hatte Bedenken chronologischer Art [vgl. Avenarius 1974, 231, Anm. 36].

Die Berichte über die Ansiedlung von Hunnen unter Ernach und von Bulgaren unter Asparuch an der unteren Donau ähneln sich auffallend. Trotzdem halte ich sie nicht für identisch, weil nach der *Bulgarischen Fürstenliste* Irnik (Ernach) und Ispersich (Asparuchj) zwei verschiedene Personen waren. Zeitlich muss zwischen ihnen die Regierungszeit des Kruwat/Kourt berücksichtigt werden.

Laut Zlatarski [1918, 46-54] und Angelov [47] haben die Protobulgaren in den Jahren 491, 499, 502, 530, 535, 540, 541 und 542 die Donau überschrit-

ten und sind in byzantinisches Gebiet eingedrungen. Angelov sieht das Gebiet nördlich der unteren Donau damals von Protobulgaren besiedelt:

„Bei diesen Stämmen, die Einfälle ins byzantinische Gebiet unternahmen, handelt es sich um Nachkommen jener Protobulgaren, die nach 454 von Attilas Sohn Ernach nach Scythia Minor geführt worden waren. Auf Grund der Schriftquellen und der archäologischen Funde ist anzunehmen, daß sich diese Gruppe in der ersten Hälfte des 6. Jh. zwischen Dnepr, Prut und unterer Donau aufgehalten hat.“ [Angelov 46]

Aus den Quellen ist aber nicht zu entnehmen, dass die Bulgaren in der Mitte des 6. Jhs. das untere Donauebiet verlassen haben. In dieser Hinsicht äußerten sich aber die bulgarischen Historiker bis jetzt äußerst unklar:

„Unter den Verbündeten der Hunnen waren auch die Ostgoten, Heruler und Alanen. Mit diesen Verbündeten zogen zum erstenmal auch die Protobulgaren in die Balkanprovinzen, wo sie sich nördlich des Donaudeltas niederließen und kaum zweihundert Jahre später ein neues Kapitel der Geschichte dieses Gebietes einleiten sollten.“ [Tschilingirov 101]

Da die Bulgaren aber sich nicht scheuten, immer wieder Feldzüge nach Mösien und Thrakien zu unternehmen, erscheint es sehr seltsam, wenn sie mit der Eroberung dieses Territoriums erst 200 Jahre später begonnen hätten.

Ioannes Malalas [619 f.], Ioannes Antiochenos und andere Autoren berichteten vom Aufstand des Thrakers *Vitalianos*, der mit einem Heer von der Donaumündung kam und 514/5 Konstantinopel bedroht hatte. In diesem Heer befanden sich neben Slawen viele Bulgaren [Angelov 47, Anm. 5; Avenarius 26 f.].

Ioannes Malalas [437 f., 451] berichtete von einem Einfall der Hunnen zwischen 528 und 529/30 in Thrakien [M. I, 332]. Marcellinus Comes [ad 530] berichtete auch von diesem Einfall, die Invasoren bezeichnete er als „vulgares“ [Avenarius 26; Beschieriev 1981, 81 f.]. Ich identifiziere diesen Zug mit der „Bulgarischen Landnahme unter Asparuch. Nach den beiden übereinstimmenden Berichten gelang es den Byzantinern unter ihrem Feldherrn Mundo, Thrakien (also das Gebiet südlich des Balkan-Gebirges) zu halten; die nördliche Provinz Moesia inferior blieb im Besitz der eindringendem Hunnen/Bulgaren, die nur geringfügige Verluste erlitten. Nach den späteren Berichten von Theophanes und Nikephoros gelang den Bulgaren unter Asparuch zunächst auch nur die Eroberung Mösiens. Thrakien fiel erst unter Chan Krum in ihre Hände!

In allgemeinen Darstellungen, nicht in wissenschaftlichen Spezialarbeiten beginnt die bulgarische Geschichte in Südosteuropa durchweg mit der Bulgarischen Landnahme, die 670 erfolgt sein soll. Meist wird verschwiegen, dass schon während des späten 5. Jhs. und des gesamten 6. Jhs. die Turk-Bulgaren auch eine bedeutende Rolle im westlichen Südosteuropa gespielt

hatten. Lateinschreibende germanische Autoren berichteten jedoch über Hunnen und Bulgaren, die nach Attilas Tod hauptsächlich in Pannonien und im späteren Jugoslawien operierten. In diesen Berichten wurden durchweg Hunnen und Bulgaren gleichgesetzt.

So erwähnte *Sidonius Appollinaris* 455 in seinem Panegyryus [carm. 471-480] an den weströmischen Kaiser Manorianus (451-464) eine hunnische Empörung. Diese erfolgte, nachdem die Hunnen „ihre Könige im Krieg verloren hatten“, also nach der Schlacht von Nedeo [vgl. Maenchen-Helfen 121 ff.].

Jordanes beschrieb in seiner *Gotengeschichte* [Get. 272 f.] die gotisch-hunnischen Kriege, die zwischen 463 und 466 stattfanden. Anführer der Hunnen war nach seiner Darstellung Dintzic, ein weiterer Sohn Attilas. Über diese Kämpfe wurde, wie bereits dargelegt, auch von Priscos [EL 17] berichtet. Nach Priscos kämpfte Dengezich allerdings gegen Byzanz. Die Ostgoten waren Verbündete der Byzantiner [vgl. Maenchen-Helfen 125 ff.].

Um 473 eroberte dann Theoderich der Große, damals noch Königssohn und 18 Jahre alt, die Stadt Singidunum (Belgrad), die von „Sarmaten“ unter Babai (ein türkischer Name) beherrscht wurde [Get. 277, 282]. Im Jahr 476 schrieb Sidonius Apollinaris in einem Brief an seinen Freund Lampridius davon, dass die Goten einen Sieg über die „Hunnen“ erzielt hätten [Maenchen-Helfen 123]. Nach byzantinischen Quellen rief 480 Kaiser Zenon (476-491) die „Bulgaren“ zur Hilfe gegen die Ostgoten auf. Die Kämpfe spielten sich um Sirmium (Mitrovica) ab [Angelov 47; M. I, 108]. Die „Sarmaten“ des Theoderich dürften somit mit den Bulgaren identisch gewesen sein.

Sehr ausführlich berichtete Magnus Felix *Ennodius*, 473 bis 521 Bischof von Ticinum (Pavia), in seinem *Panagyricus* auf Theoderich d. Gr. über die Kämpfe seines Königs gegen die Bulgaren („vulgares“), die sich in den Schluchten des Balkans abspielten. Ennodius betonte hierbei die Identität von Hunnen und Bulgaren. Er sprach mit großer Hochachtung von den Bulgaren:

„Das ist ein Volk, das alles, was es sich wünschte, vor dir schon hatte, ein Volk, bei dem sich derjenige Titel erwarb, der seinen Adel mit dem Blute des Feindes erkämpft hatte, bei dem das Schlachtfeld das Geschlecht verherrlicht, weil bei ihnen ohne Zögern jener als der Edlere betrachtet wird“ [Enn. Paneg. VIII; Übersetzung nach Ognjanoff 41; lateinischer Originaltext auch: Maenchen-Helfen 390, Anm. 50].

Laut *Paulus Diaconus* [*Historia Romana* 15] kam es 488 zur letzten Schlacht zwischen Goten auf der einen Seite und Bulgaren und Gepiden auf der anderen Seite am Fluss Ulca (Save?). Dabei fielen der Gepidenfürst Traustila und der Bulgarenfürst Busan („Busan quoque Vulgarorum regem“ [vgl. Angelov 47; Pohl 417, Anm. 21]). Danach verließen 488 die Ostgoten die Balkanhalbinsel, um Italien zu erobern.

Im Jahre 505 schlugen die Ostgoten unter Pitzia ein kaiserliches Heer unter Sabinian, dem auch angeblich 10.000 bulgarische Reiter angehörten [Paulus Diaconus, *Historia Romana* 15; vgl. Maenchen-Helfen 123]. Deren Anführer Mundo wurde von Ennodius ausdrücklich als Bulgare bezeichnet. Er soll ein Abkömmling Attilas gewesen sein [Textauszüge: Pritsak 63]. Es war der gleiche Mundo, der 529/530 als byzantinischer Heerführer Thrakien gegen eindringende Donau-Bulgaren verteidigt hatte.

In der *Weltchronik* des griechisch schreibenden Syrers **Ioannes Malalas** wurden einige weitere bulgarische Anführer genannt: um 520 Zilgiwis, um 527 Glomis und Sturas, um 534 Gordas und dann Mungeros.

Pritsak [63], dem ich diese Information verdanke, hatte sich Gedanken darüber gemacht, dass in der Bulgarischen Fürstenliste dem Irnik (nach einer Zwischenzeit von zwei Jahren unter Gostoum) unmittelbar Kourt und dann (nach einer weiteren Zwischenzeit von drei Jahren unter Besmer) Ispersch folgten. Da dies mit der konventionellen Chronologie nicht in Einklang zu bringen ist, behauptete er, sowohl Busan und Mundo als auch die von Johannes Malala erwähnten Bulgarenführer, der Kutrigurenführer Zabergan und sogar die Utigurenfürsten östlich des Don seien Abkömmlinge und Nachfolger des Irnik gewesen. Allerdings kam er hierbei auch nur bis zum Jahr 576. Für seine Vermutung konnte er natürlich keinerlei Beleg beibringen. Tatsächlich handelte es sich, soweit es um Südosteuropa geht, um Heerführer, deren Namen zufällig erhalten geblieben sind und die nichts mit Irnik und seinen tatsächlichen Nachfolgern zu tun hatten, die das nördliche Schwarzmeergebiet vom Kuban bis zur unteren Donau beherrschten.

Von den meisten Historikern wird der Zug der **Kutriguren** 558/9 unter Zabergan erwähnt, wobei diese sogar die Tore Konstantinopels erreicht haben sollen. Kaiser Justinian I. konnte diese Gefahr nur dadurch abwenden, dass er die gleichfalls hunnischen **Utiguren**, die östlich des Don siedelten und damals vom Chan Sandilch(os) beherrscht wurden, durch Geldgeschenke dazu bewog, die westlich des Don siedelnden Kutriguren anzugreifen. Diese Geschichte kam mir stets sehr seltsam vor. M.E. hat der slowakische Historiker Avenarius [1974, 48 ff.] die richtige Lösung gefunden: Es handelte sich nicht um einen einzigen Feldzug, sondern um zwei verschiedene Züge, die nichts miteinander zu tun hatten!

Der erste Feldzug, der 558 stattfand, wurde von Agathias [V, 11-23] und Menandros Protector [EL 170 f.] geschildert. Hierbei handelte es sich um den Feldzug der Kutriguren unter Zabergan (beide Autoren nannten den Volksnamen und den Führer), der sich aber nicht gegen Konstantinopel richtete. Diese Kutriguren siedelten sich in Pannonien an.

Der andere Feldzug, der sich gegen Konstantinopel richtete und 559 stattfand, wurde von Ioannes Malalas [490] und Theophanes [233 f.] geschil-

dert. In diesen Berichten ist weder von Kutriguren noch von Zabergan die Rede; geschildert wurde ein Feldzug der „Hunnoi“ und „Sklawenoi“ gegen Konstantinopel! Bei unkonventioneller Geschichtsbetrachtung kann es sich hierbei nur um einen Zug der in Mösien siedelnden Bulgaren und Slawen gehandelt haben. *Viktor von Tonenna*, ein römischer Chronist, bezeichnete diese Angreifer ausdrücklich als Bulgaren [Avenarius 1974, 49].

Da ich Asparuch zeitlich viel früher ansetze, dürfte dessen Nachfolger Terwel diesen Zug angeführt haben. Auch Theophanes [357] berichtete von einem Feldzug Terwels gegen Konstantinopel, den er allerdings mit der Legende über den fiktiven Kaiser Justianos II. verbunden hat.

Die *Kutriguren* waren m.E. ein Stamm des sich auflösenden „Großbulgarischen Reiches“. Schon ihr Name erinnert an die Kotragen, die laut Theophanes [357] zwar zum Bulgarenreich des Kuwrat gehörten und mit den Bulgaren eng verwandt, aber mit ihnen nicht identisch waren. Moravsik [M. II, 165] brachte sie in Beziehung zu Kotragos, dem zweiten Sohn Kuwrats. Prokopios v. Caesarea erhielt durch einen Gesandtschaftsbericht Informationen über Utiguren und Kutriguren. Danach bemerkte der auch von ihm erwähnte Utiguren-Chan Sandilchos über die Kutriguren:

„Sie sind mit uns nicht nur sprachverwandt und durch gleiche Wohnweise, Tracht und Lebensart verbunden, sondern auch blutsverwandt, wenn sie auch anderen Fürsten unterstellt sind.“ [Prokop II, 584]

Agathias [V, 25] berichtete von dem Bruderkampf der Kutriguren und Utiguren am Don, der mit der Vernichtung beider Stämme geendet haben soll:

„Denn in einen solchen Grad des Unglücks gerieten diese hunnischen Völker, dass sie, wenn allenfalls auch ein Teil von ihnen übrig geblieben ist, zerstreut andern dienen und den Namen jener eingetauscht haben. Allein die vollständige Zerstörung und Vernichtung dieser beiden Stämme trug sich später zu.“ [zit. nach Marquardt 1903, 504]

Jedenfalls tauchten ihre Namen in späteren Quellen, die sich auf das Schwarzmerergebiet beziehen, nicht mehr auf.

Konventionelle Historiker haben es sehr schwer, die Nachrichten über die Kutriguren und Utiguren des 6. Jhs. mit denen über das Großbulgarische Reich, das im 7. Jh. bestanden haben soll, in Übereinstimmung zu bringen. Ich möchte darauf verzichten, alle dazu geäußerten Auffassungen hier wiederzugeben. So meinte z.B. Avenarius [1974, 48 ff.], dass aus den Utiguren die staatstragenden Bulgaren entstanden sind. Lediglich Marquardt [1903, 503 ff.] kam zu der Erkenntnis, dass Kutriguren und Utiguren im Ergebnis der Auflösung des Großbulgarischen Reiches entstanden sein müssen. Immerhin hat Prokopios [VIII, 5] schon in der Mitte des 6. Jhs. geschrieben, dass die

Kutriguren und Utiguren einst ein Ganzes gebildet und von einem Herrscher regiert worden seien, ehe sie sich geteilt hätten [vgl. Angelov 49]. Ich selbst neige der Auffassung zu, dass aus den Utiguren die „Schwarzbulgaren“ des Konstantinos VII. entstanden, die später zur mittleren Wolga gezogen sind.

Menandros [EL II.9] erwähnte in einem anderen Fragment, dass 568 sich noch Kutriguren in Pannonien aufhielten, die unter die Herrschaft der einfallenden Awaren gerieten. Nach seiner Darstellung operierten diese Kutriguren jedoch relativ selbständig innerhalb des Awareneheeres:

„Der Chagan befahl Zehntausenden Hunnen, die Kutriguren genannt werden, die Save zu überschreiten, und Dalmatien zu verwüsten, während er selbst mit seinem ganzen Heer über den Ispër ging und sich im Gebiet der Gepiden aufhielt“ [EL II.14].

Da das Werk des Menandros nur in Fragmenten erhalten blieb, ist es nicht möglich, genauer zu analysieren, was dieser unter den Kutriguren verstand. Hier hilft uns *Theophylaktos Simokattes* [VI.4] weiter, der ausdrücklich von 1.000 bulgarischen Reitern sprach, die im Auftrag des Chagan nach Süden zogen und bei Novae auf Byzantiner stießen, die sie in die Flucht schlugen. Möglicherweise handelt es sich hierbei um die pannonischen Bulgaren unter Kormisoch/Krum, die nach meinen Berechnungen (s. Abschnitt 7) um 568 die Macht im Ersten Bulgarischen Reich übernahmen und die Duolo-Dynastie ablösten.

Möglicherweise befanden sich im Heer der nach Westen vordringenden *Awaren* auch bulgarische Krieger. Pohl [218] bezweifelte dies unter Hinweis auf fehlende Quellenangaben, obwohl schon die Angaben des Menandros dies wahrscheinlich machen.

Noch niemand ist auf den Gedanken gekommen, die Berichte über Alzek, der als fünfter Sohn Kuwrats gilt, mit dem Awareneinfall in Verbindung zu bringen, da Alzek konventionell in das 7. Jh. gesetzt wird. Ich habe diese Berichte entsprechend meiner Methode analysiert und bin dabei zu interessanten Ergebnissen gekommen.

In meinem Thüringen-Beitrag [W. 1999, 497 ff.] hatte ich schon zu beweisen versucht, dass Angaben des *Fredegar* über Ereignisse des 7. Jhs. tatsächlich dem 6. Jh. zuzuordnen sind. Dieser fränkische Autor [IV.72] kam auch auf Ereignisse bei den Awaren zu sprechen, die sich im 9. Regierungsjahr des Frankenkönigs Dagobert, konventionell also 631/2, ereignet hatten:

„In diesem Jahr erhob sich im Reich der Abaren, die den Beinamen Chunnen haben, in Pannonien ein heftiger Streit; es stritten nämlich ein Abare und ein Bulgare um die Thronfolge. Beide sammelten sich eine größere Streitmacht und kriegten dann miteinander.“ [Fredegar IV, 72]

Die Bulgaren nahmen somit eine solche bedeutende Rolle im Awaren-bund ein, dass sie das Amt des Oberhauptes beanspruchen konnten. Allerdings unterlag ihr Führer dem awarischen Prätendenten. Neuntausend Bulgaren („mit Weib und Kind“) flohen zu den Baiern. Dagobert befahl den Baiern, die Bulgaren in der Nacht umzubringen:

„Und das wurde von den Baiern auch sofort ausgeführt, nur Alciocus mit 700 Männern, Weibern und Kindern blieben von den Bulgaren am Leben und retteten sich nach der Wendenmark, wo er samt den Seinigen noch viele Jahre bei Wallucus, dem Herzog der Wenden, lebte.“ [ebd.]

In meinem Thüringen-Beitrag hatte ich dargelegt, dass der Aufstand der Slawen unter *Samo* (m.E. identisch mit Pfemysl, dem Begründer der böhmischen Přemysliden-Dynastie [vgl. W. 2000c, IV.4]) nicht 623/4, sondern 551 stattgefunden haben muss. Der Kampf der Franken gegen die Sorben fand im 8. Regierungsjahr des Dagobert statt, das ich entsprechend nicht auf 630/1, sondern auf 558 datierte. Die „bairische Bartholomäusnacht“ [so Illig 1992a, 99] fand somit nach meinen Berechnungen 559 statt. Insofern müssen die geschilderten awarisch-bulgarischen Auseinandersetzungen schon vor der Niederlassung der Awaren in Pannonien (568) stattgefunden haben. Wie ich dargelegt hatte, bedrohten die Awaren schon lange vor 568 die ostthüringische Grenze; sie wurden von *Gregor von Tours* [IV.29] als „Chunni“ bezeichnet. Hierunter verstand er zwei verbündete Völker, von denen das zweite eindeutig das der Awaren war, die von einem Kagan (Chagan) geführt wurden. Das erste wurde von Gregor nicht näher benannt [vgl. W. 1999, 502].

Es kann sich nur um Bulgaren gehandelt haben. Wie dargelegt, betrachteten sich sowohl die Awaren wie auch die Bulgaren als Hunnen, unterschieden sich aber auch voneinander. Der siegreiche Prätendent dürfte Baian gewesen sein, unter dessen Führung die Awaren 568 Pannonien eroberten. Dieser kann somit auch nicht mit Baian, dem ersten Sohn Kuwrats, identisch gewesen sein, wie Zeller [1993, 74] einmal vermutet hat. Der bulgarische Baian blieb nach dem Bericht des Nikephoros unter chasarischer Herrschaft im nördlichen Schwarzmeergebiet zurück.

Paulus Diaconus [V.29] berichtete, dass unter dem Langobardenkönig Grimoald (konv. 662-671) ein „bulgarum dux“ namens Alzeco sein Volk nach Italien geführt habe, das im entvölkerten Gebiet um Ravenna angesiedelt wurde. Aber in einem anderen Teil seines Werks legte er dar, dass sich im Heer von König Alboin, der 568 nach der Räumung Pannoniens große Teile Italiens eroberte, auch Bulgaren befanden, die bereits damals Italien mitbesiedelten:

„Daher nennen wir die Ortschaften, in denen sie wohnen, bis auf den heutigen Tag nach ihnen, gepidische, bulgarische, sarmatische, pannonische, suevische, norische und so fort.“ [Paulus Diaconus II, 26]

Anscheinend hielten sich die Bulgaren unter Alzek nach 559 zunächst in der Windischen Mark auf und zogen dann 568 mit Alboin nach Italien.

Chronologisch interessant ist auch der Bericht über **Kuwer**, den vierten Sohn von Chan Kuwrat. Über diesen wird in einer Schrift über die *Miracula Sancti Demetrii*, d.h. über die Wundertaten des Stadtheiligen von Thessaloniki, berichtet. Dem Hl. Demetrios ist es immer wieder gelungen, seine Stadt vor fremden Eroberern zu schützen. Einer von diesen war Kuwer, der von Osten kommend, mit seinen „Bulgaren“ zeitweilig in Pannonien lebte, dann aber gegen die Awaren rebellierte und als „Chagan“ seines Volkes nach Süden zog. Die geplante Eroberung von Thessaloniki gelang ihm aber nicht, da der Heilige wieder einmal einschritt. Die Bulgaren des Kuwer sollen sich dann in der Ebene von Bitolja (heutiges Makedonien) angesiedelt haben [Pohl 270 ff.]. Noch in einer Inschrift des bulgarischen Chans Omurtag wird in Makedonien der Stamm der „Kuwaris“ genannt [Pritsak 38; B. Nr. 59; B. 287].

Die „Miracula-Schrift“ wird von Historikern sehr geschätzt, weil sie viele Informationen über das damalige Alltagsleben bietet; sie gilt als zuverlässig [Pohl 8]. Verfasst wurde sie während der frühen Regierungszeit des Herakleios I., also noch vor der Phantomzeit. Nur die Kuwer-Episode soll nach Meinung einiger Historiker später verfasst worden sein, da sie davon ausgehen, dass Kuwer der Bruder Asparuchs war, der nach ihrer Auffassung nur im 7. Jh. gelebt haben kann. Gegenwärtige bulgarische Historiker [z.B. Christow 23] ordnen jedoch Kuwer m.E. zu Recht dem 6. Jh. zu, wie es schon Marquardt [1903, 579] tat.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich darauf aufmerksam machen, dass in dieser griechischen Schrift eindeutig zwischen Bulgaren und Slawen unterschieden wird. So ist in ihr davon die Rede, dass der Grieche Mawros „gut unsere Sprache ebenso wie die der Römer, der Slawen und der Bulgaren“ gesprochen hat [nach Pohl 224]. Die Alt-Bulgaren können somit keine Slawen gewesen sein. Das ergibt sich auch aus vielen anderen Schriftquellen.

Bis 622 finden wir in den Schriftquellen immer wieder Nachrichten über Bulgaren auf der Balkan-Halbinsel, die jedoch ab Mitte des 6. Jhs. immer mehr sporadischen Charakter annahmen. Ich betrachte das nicht als Zufall, da von der Konstantinos-Schule alle zusammenhängenden Berichte (bis auf das dubiose Werk des Theophylaktos) vernichtet worden sind. Nach meiner Überzeugung ist ihr Inhalt aber nicht verlorengegangen; er findet sich, zeitlich versetzt, in den Bemerkungen von Theophanes und Nikephoros über die Bulgaren ab 679 wieder.

Selbst Theophanes [236] sind insofern ‚Pannen‘ unterlaufen, als er über Donau-Bulgaren im 6. Jh. geschrieben hat. Er berichtete z.B., dass die „Bulgaren“ 562 Thrakien geplündert hätten. Genau dies taten nach seiner Darstellung auch die frühen Chane des „Ersten Bulgarischen Reiches“ im späten 7. Jh., ehe sie Thrakien eroberten,

Nach Theophylaktos Simokattes [VII.4] besiegten die Bulgaren 594 angreifende byzantinische Truppen unter Petros, die sich nicht an einen Waffenstillstandsvertrag gehalten hatten. Ein 30-jähriger Waffenstillstand bestand zur Zeit des Chans Omurtag (konv. 814-831), den ich in das späte 6. Jh. einordnen werde.

Laut Theophanes [315] haben 606 persische Gesandte sowohl „die Hunnen, die man Bulgaren nennt“, wie auch die Slawen und die Gepiden aufgefordert, gemeinsam Konstantinopel zu erstürmen. Zu diesem (erfolglosen) Sturm soll es 622 gekommen sein. Georgios Pisides schrieb in seinem Gedicht *Bellum Avaricum*:

„Der Slawe hatte sich mit dem Hunnen, der Skythe mit dem Bulgaren und der Meder mit dem Skythen verständigt.“ [nach Angelov 53]

In diesem Zusammenhang verstand Pisides unter den „Hunnen“ die Awaren [Pohl 249]. Nach meinen Forschungen muss diese Belagerung jedoch einige Jahre früher stattgefunden haben [vgl. W. 2000b, 423 ff.] (vgl. Abschnitt 11).

Bezeichnenderweise gibt es für die Zeit ab 622 (bis 679) keine Berichte mehr über Bulgaren in Südosteuropa. Die von Ditten [1978, 128] auf 631/2 datierte Rebellion der Bulgaren gegen die awarische Herrschaft fand schon in der Mitte des 6. Jhs. statt (s.o. zu Alzek).

4. Zum architektonischen und archäologischen Befund im heutigen Bulgarien

Nach byzantinischen und bulgarischen Quellen hatte das „Erste Bulgarische Reich“ nacheinander zwei Hauptstädte, zunächst *Pliska* und dann seit Zar Symeon (konv. seit 893) *Preslaw*. Beide Städte lagen im Nordosten des heutigen Bulgarien; ihre Ruinen blieben erhalten. Wenn meine These richtig sind, müssen die Gebäude dieser Städte in der zweiten Hälfte des 6. Jhs. und im 10. Jh. errichtet worden sein (dazwischen lag die Phantomzeit).

Zeller [1993, 64 ff.] hatte, gestützt auf den DuMont-Kunstreiseführer, schon einige interessanten Feststellungen gemacht. So verwies er auf die bemalten Kacheln des Patleja-Klosters bei Preslaw, deren Malstil die Tradition der frühchristlichen Malerei in Kleinasien fortsetzte. Zeller [66] bemerkte hierzu: „Eine bemerkenswerte Kontinuität über die Jahrhunderte hinweg“.

Beim Studium der Standardwerke von Tschilingirov und Döpmann habe ich weitere interessante Feststellungen gemacht. Tschilingirov [121 ff.] ver-

wies auf die besondere Bautechnik beider Städte. Als Baumaterial wurden riesige, bis zu 1,5 Meter lange, sorgfältig bearbeitete Kalksteinquader verwendet, deren Fundamente durch senkrecht in die Erde gerammte Pfähle und Mörtelguss die notwendige Festigkeit erhielten. Eine solche Bautechnik war sonst nirgends bekannt. In Byzanz, Syrien und Armenien stellte der Quaderbau lediglich eine Verkleidung der inneren Mauerfüllung dar. Dagegen wurde diese bulgarische Bautechnik auch an der nördlichen Schwarzmeerküste, der „protobulgarischen Urheimat“ verwendet. Diese Kontinuität

„bestätigen die mittelasiatischen Ideogramme an den Quadern, die sie von den römischen, syrischen und armenischen Stempeln und Zeichen grundsätzlich unterscheiden und nur auf bulgarischen Bauten auftreten.“

[Tschilingirow 123]

Die Bulgaren schrieben die Gründung der Stadt **Pliska** ihrem ersten Chan Isperich zu [vgl. apokryphe Chronik: Bescharlier 1981, 500 f.]. Nach konventioneller Geschichtsschreibung wurde Pliska 811 durch byzantinische Truppen unter Kaiser Nikephoros zerstört, alle Ruinen sollen aus späterer Zeit stammen. Das würde, konventionell gedacht, bedeuten, dass die Bulgaren von 679 bis 811 ihre traditionelle Bautechnik vergessen haben, um sie nach 911 wieder zu entdecken! Ich vertrete dagegen die These, dass die Zerstörung von 811 eine Legende ist und dass die Gebäude, deren Ruinen in Pliska zu sehen sind, in der zweiten Hälfte des 6. Jhs. errichtet worden sind. Immerhin waren die Alt-Bulgaren keineswegs nur Nomaden, sie kannten „ein hochentwickeltes Staatswesen mit zentralisierter Administration“ [Tschilingirow 123], verbunden mit Bauerfahrungen. Dem entspricht eine Bemerkung von Döpmann [35] zum „Großen Palast“ in Pliska:

„Manches erinnert an den Magnaura-Palast in Konstantinopel, an Vorbilder aus der römischen Antike und an Elemente sassanidischer Bauwerke“.

Andererseits wurden Pliska und Preslav durch christliche Bauten in der „Bauform der Kreuz-Kuppelkirche“ geprägt. Nach konventioneller Darstellung soll Bulgarien erst in der Mitte des 9. Jhs. unter Zar Boris I. christianisiert worden sein. Döpmann [36] bemerkte jedoch in Bezug auf die Große Basilika in Pliska:

„Ungeklärt bleibt ferner, warum im bulgarischen Kirchenbau der Basilikatyp wiederbelebt wurde zu einer Zeit, in der er im Byzantinischen Reich nicht mehr zur Anwendung kam.“

Er meinte natürlich den byzantinischen Basilika-Baustil des 6. Jhs., da aus der „Phantomzeit“ überhaupt keine Bauten bekannt sind [vgl. Illig 1997, 132 ff.]. Döpmann [36] bemerkte auch, dass es sich bautechnisch und stilistisch um ein „einfaches Anknüpfen an bekannte und vorhandene Vorbilder wie den

Großen Palast in Pliska“ gehandelt hat. Dies spricht dafür, dass diese Basilika nicht lange nach dem „Großen Palast“ errichtet worden ist und damit auch dafür, dass schon am Ende des 6. Jhs. die Christianisierung Bulgariens begonnen haben muss.

Es gibt nur wenige archäologische Ausgrabungsberichte zur spätantiken und frühmittelalterlichen Geschichte Bulgariens. Besonders ergiebig waren die Ausgrabungen, die 1966/1986 von DDR-Archäologen in Krivina/Donau erfolgt sind. Dort befand sich die römische Festungsanlage von Iatrus, deren weiteres Schicksal bis ins 10. Jh. verfolgt werden konnte. Der vierbändige Ausgrabungsbericht liegt vor [Herrmann 1979/1986]. Im folgenden stütze ich mich auf die Zusammenfassung, die Herrmann [1986] in der populärwissenschaftlichen DDR-Zeitschrift *Das Altertum* gegeben hat. Danach gab es in *Iatrus/Krivina* acht „Siedlungsperioden“:

- A 300-350 Römisches Limeskastell, errichtet nach dem Verlust der Provinz. „Es war nach Plan und in teilweise sorgfältiger Steinbauweise errichtet worden. Im Zentrum liegen die Principia“.
- B 350-400 „Umbauten und Erneuerungsbauten (...) führten zu einer Einschränkung der Repräsentationsbauten und zu einer gelockerten, individualisierenden Grundrißgestaltung. Die erste christliche Basilika entstand“.
- C 400-450 „Charakteristisch wurde die Verwendung von Lehmziegeln anstelle von Steinmauerwerk. Das einzige größere Steingebäude war die neue Basilika mit An[n]exanbauten. Diese Siedlung ist vor 450 völlig zerstört worden. Meterdicke Schutt- und Brandschichten gehen darauf zurück.“
- D 450-600 „Das Leben kam in Iatrus nur allmählich wieder in Gang (Periode D1). Es ließen sich hier und da einzelne Bauwerke nachweisen. Eine grundlegende Neubebauung, in deren Mittelpunkt eine größere Basilika stand, begann jedoch erst im zweiten Viertel des 6. Jh. (Periode D2). Abgesehen von der aus Steinen gebauten dritten Basilika herrschte auch in dieser Periode die Lehmziegel-Holzbauweise vor. Im letzten Viertel des 6. Jh. begann der Zerfall der Siedlung, zu Beginn des 7. Jh. ging sie in einer Brandkatastrophe unter.“
- E 600-700 „Noch in der ersten Hälfte des 7. Jh. sind in den Ruinen neue Gebäude angelegt worden [...]. Über dem Schutt der ehemaligen Principia, also im einstigem Zentrum des Ortes, entstand ein mehrräumiges Gebäude auf Fundamenten aus Stampflehm und Stein. Weiterhin wurden einige Reste von kleinen Häusern mit

Stampflehmwänden beobachtet. Diese Siedlung ging gegen Ende des 7. Jh. zugrunde.“

F 700-900 „Um 700 entstand eine neue, nach eigenständiger Grundrißkonzeption angelegte Siedlung [...] Sie fand etwa 200 Jahre später, um 900, ihr Ende.“

G 900-970 „Die letzte größere Siedlung von Iatrus gehört in das 10. Jh. [...] Um 970 wurde auch diese zerstört. [...] Drei Schatzfunde mit insgesamt 57 byzantinischen Goldsolidi der Kaiser Christophoros, Romanos I., Konstantinos VII. und Romanos II., Nikephoros II. und Basileios II. fanden sich im Brandschutt [...] Die jüngste Prägung war 963 in Konstantinopel erfolgt. Zwei der Schätze wurden im Schutt zerstörter Wohnhäuser entdeckt, der dritte in einer Grube [...] Eine größere Anzahl der Münzen aus dem Haus 46/21 N war prägefrisch.“

H 11. Jh. „Über den Schutt der Siedlung G fanden sich nur vereinzelte Spuren einer Geländenutzung aus späteren Jahrhunderten.“

[Alle Zitate aus Herrmann 1986, 70 f.]

Die Forschungsergebnisse sind bestimmt korrekt, ihre Datierung erfolgte aber eindeutig nach der konventionellen Chronologie. Das ergibt sich schon daraus, dass für die Siedlungsperioden A, B und C jeweils etwa 50 Jahre, für die Siedlungsperiode G etwa 70 Jahre angegeben werden, während für die Siedlungsperiode E etwa 100 Jahre, für die Siedlungsperiode F sogar etwa 200 Jahre angesetzt wurden, ohne dass die Funde es irgendwie rechtfertigten, solch lange Zeitspannen anzunehmen.

In den chronologischen Angaben über die Siedlungsperiode D fällt auf, dass das dritte Viertel ganz fehlt. Es wird nicht erklärt, warum der Untergang dieser Siedlung auf etwa 600, nicht aber auf 575 angesetzt wurde. Die Angaben zur Siedlungsperiode F sind völlig nichtssagend. Der archäologische Befund zeigt somit recht deutlich, dass auch in Bulgarien eine Phantomzeit von etwa 300 Jahren bestanden haben muss.

5. Zur konventionellen Herrscherabfolge

Zum besseren Verständnis der folgenden Ausführungen gebe ich tabellarisch eine Übersicht über die Herrscher des „Ersten Bulgarischen Reiches“ und ihrer Regierungsjahre aus konventioneller Sicht wieder, mit Hinweisen zu Belegen in Schriftquellen und Denkmälern. Die Abkürzungen können leicht aus dem Literaturverzeichnis entschlüsselt werden.

Ostr.	Name	Byz. Schriftquellen	BF	Inschriften B.Nr.
680-701	Asparuch (BF Iserich)	Th 357, N34	6	-
701-718	Terwelis (BFTervel)	Th 374, 400; N41-47	7	1 (Madara)
718-724	(Name unbekannt)	-	8	-
724-739	Sevar	-	9	-
739-756	Kormesios (BF: Kormisosch)	Th 433,497	10	1 (Madara)
756-762	Vinech		11	-
762-764	Teletsis (BF Teletz)	Th 432	12	-
764-766	Sawinos	Th 433, 436, N70	-	-
766	Umaros (BF Oumor)	N70	13	-
766-767	Toktu	N70,71	-	-
767-770	Paganos (Pagan)	Th 433, N71	-	-
770-777	Telerigos (Telerig)	Th 432, N69	-	-
777-803	Kardamos (Kardam)	Th 467, 470	-	-
803-814	Krumos (Krum)	Th 485-503,ThC 12,14	-	2, 3, 13
814	Dukumos	VM(B) 415	-	-
814-831	Omurtag (Murtagos)	VM(B) 415f, ThC 64f.; KBas 217	-	1, 55-63.
831-836	Malamir	ThAchr 193,196	-	13, 57, 67
836-852	Presiam (Persias)	K 154	-	14
852-889	Boris I. (Michail)	Genossios 97; ThC 162 f.; K 150,154; ThAchr 200; VitaClem.	-	15
889-893	Vladimir	ThAchr 210, 213	-	-
893-927	Symeon	K 158,160,176, 250	-	69
927-969	Petyr (Petros)	K 72 u.a.	-	69
969-972	Boris II.	Leon Diakonos; Nestor-Chronik 76ff.	-	-

Diese Abfolge beruht im wesentlichen auf Zlatarski [1918; 1927], der in seiner Liste alle Herrscher, die in Schriftquellen und in Inschriften erwähnt wurden, nacheinander aufführte, ohne überhaupt die Frage zu stellen, ob Herrscher auch nebeneinander regiert haben können. Die ermittelten Jahreszahlen beruhen auf den Daten byzantinischer Historiker (bis ins späte 8. Jh. allein auf Theophanes und Nikephoros), die mit den Angaben der *Bulgarischen Fürstenliste* (= BF) kombiniert wurden. Da diese Daten (wegen der Regierungszeiten der Fürstenliste) nicht ganz in Einklang gebracht werden konnten, wurden viele Kompromisse gemacht (am weitesten ging hierbei Pritsok).

Es wurde auch die Identität einzelner Herrscher, wie die von Vinech oder Teletzis mit Sabinos oder die von Malamir und Presiam erwogen. Grundsätzlich wurde aber die Richtigkeit dieser Herrscherabfolge von keinem Historiker in Frage gestellt. Im folgenden werde ich aufzeigen, auf welcher schwachen Grundlagen diese beruht und werde nach gründlicher Quellenanalyse eine Herrscherabfolge ohne Phantomzeit zur Diskussion stellen.

6. Die Bulgarische Fürstenliste

1866 entdeckte der Andrej Popow in der russischen Synodalbibliothek (bei Moskau) den handschriftlichen Sammelband *Ellinskij letopisez* (Griechische Chronik), in dem hintereinander Teile des Alten Testaments (Pentateuch und Buch der Könige), die *Bulgarische Fürstenliste* (die erst später diese Bezeichnung erhielt), Auszüge aus der Chronik des Georgios Monachos, dem Buch Esra und der Chronik des Ioannes Malalas († ca. 578) enthalten sind. Alle Texte waren in kirchenslawischer Sprache und Schrift niedergeschrieben; die *Bulgarische Fürstenliste* umfasste zwei Seiten des Manuskriptes. In der Folgezeit wurden noch zwei weitere Handschriften dieser Chronik aufgefunden, die sich kaum voneinander unterscheiden und die auch alle in der gleichen Reihenfolge (Bulgarische Fürstenliste nach dem Buch der Könige) gebunden waren.

Die älteste Handschrift A soll Ende des 15. Jhs., die beiden anderen im 16. Jh. entstanden sein. Trotzdem gingen alle Forscher (ich möchte ihnen folgen, weil ich keine Fälschungsabsicht erkennen kann) davon aus, dass die Bulgarische Fürstenliste schon während des Ersten Bulgarischen Reiches entstanden ist, weil in ihr viele Wörter in einer Turksprache enthalten sind, die nach weiteren Inschriftenfunden als die „protobulgarische Sprache“ identifiziert wurde. In der Liste folgen dem Namen des jeweiligen Herrschers Angaben über seine Regierungsdauer, seine Sippenzugehörigkeit und diese protobulgarischen Wörter. Letztere wurden zunächst für die Regierungsdevise des Herrschers gehalten, bis der finnische Wissenschaftler Mikkola entdeckte, dass es sich um die Bezeichnung des Jahres und des Monats des Regierungsantritts des Herrschers handelt.

Gerechnet wurde nach dem alttürkischen zwölfjährigen Tierzyklus, nach dem in einem Zyklus die Jahre nach Tieren benannt wurden. Bei den Altbulgaren hießen diese Jahre: Ratte, Rind, Wolf, Hase, Drachen, Schlange, Pferd, Widder, Affe, Hahn, Hund und Schwein.

Die Liste besteht aus zwei Teilen: Der erste nennt die Herrscher bis Isperich, der zweite die Herrscher von Esperich (sic!) bis Uomor. Der erste Teil nennt zunächst fünf Herrscher, denen der Vermerk folgt:

„Diese fünf Fürsten herrschten jenseits der Donau 515 Jahre mit geschorenen Köpfen. Und danach kam auf diese Seite der Donau Fürst Ispersch bis zum heutigen Tag.“

Aus der letzten Bemerkung wird allgemein geschlossen, dass dieser Teil der Liste die Übersetzung einer Inschrift sein muss, die noch zu Lebzeiten von Ispersch, wohl auf einer Steinsäule, angebracht worden ist, während der zweite Teil die Übersetzung einer späteren Inschrift ist. Hierfür spricht auch, dass im zweiten Teil der Liste der erste Herrscher diesseits der Donau nicht Ispersch, sondern Esperich genannt wird, so dass dieser Text wohl von einem anderen Autor stammt.

Im ersten Teil der Liste werden folgende Herrscher genannt (die Ordnungszahlen sind nicht im Text enthalten):

Name	Zeit (Jahre!)	Sippe	Regierungsbeginn
1 Awitochol	300	Doulo	9. Monat d. Schlangenjahren (dilom twirem)
2 Irnik	150	Doulo	9. M. d. Schlangenjahren
3 Gostoun	2	Ermi	9. M. d. Schweinejahren (dochs twirem)
4 Kourt	60	Doulo	3. M. d. Rindjahren (schegor wetschem)
5 Besmer	3	Doulo	3. M. d. Rindjahren

Vor den Jahresangaben des ersten und des zweiten Herrschers steht das Wort „shit“, was „leben“ bedeutet. Natürlich wurden solche langen Lebenszeiten erfunden, Vorbild waren zweifellos die langen Lebenszeiten der altbiblischen Patriarchen (die entsprechenden Teile des Alten Testaments stehen in der Handschrift vor der Fürstenliste).

Der zweite Herrscher der Liste, wird von allen Forschern (mit Ausnahme Altheims) mit *Ernach*, dem jüngsten Sohn Attilas, identifiziert. Dies entspricht auch meiner Überzeugung.

Dementsprechend wird zumeist auch *Awitochol* mit *Attila* identifiziert [z.B. Angelov 43]. Ich möchte daran erinnern, dass der Personennamen Attilas nicht bekannt ist. Das zweifellos germanische Wort „Attila“ bedeutet schlicht „Väterchen“ [vgl. Maenchen-Helfen 261] und stellt offensichtlich eine Achtungsbezeichnung dar, so wie im alten Russland der Zar als „Batjuschka“ (Väterchen) bezeichnet wurde.

Lediglich Pritsak hat diese Identität bestritten und die Chronologie des ersten Teiles der Fürstenliste recht eigenwillig interpretiert. Danach kamen Irnik 150 Jahre vor Gostoun und Awitochol 300 Jahre vor Irnik zur Macht. Pritsak datierte den Regierungsantritt Irniks auf 453 (das Todesjahr Attilas) und dementsprechend den Regierungsantritt Awitochols auf das Jahr 153. Dieser sei ein Führer der „Hiungnu“ gewesen, der sein Volk aus China nach

dem Westen geführt habe, in chinesischen Quellen aber nicht erwähnt worden sei. (Ich halte diese Spekulation für abseitig.)

Der dritte Herrscher, *Gostoun*, wird in der Liste als „namestnik“ bezeichnet. Dieses Wort kann „Statthalter“ bedeuten, weshalb mitunter vermutet wird, dass es sich um einen awarischen Statthalter gehandelt hat. Naheliegender ist aber, das Wort mit „Regent“ zu übersetzen. Gostoun war wohl zwei Jahre Regent für den noch nicht volljährigen Kourt/Kuwrat [Pritsak 41]. Kourt wird als Chan *Kuwrat* gesehen. Zlatarski [1918,85] identifizierte Gostoun mit Organa, der nach Nikephoros [N. 24] Onkel mütterlicherseits von Chan Kuwrat gewesen war.

Besmer wird allgemein mit Baian/Batbaian, dem ersten Sohn Kuwrats, identifiziert, den die Ispersch-Bulgaren bis zu ihrem Wegzug an die Donau noch als ihren Herrscher betrachtet hatten. Insofern waren zur Zeit der Niederschrift der Fürstenliste noch alt-bulgarische Traditionen lebendig. Chronologisch ist der erste Teil der Fürstenliste insofern von Bedeutung, da hiernach Ispersch der Enkel Irniks, des Sohnes Attilas, gewesen sein muss.

Für die Rekonstruktion der tatsächlichen Geschichte des Ersten bulgarischen Reiches ist – neben den Inschriften – der zweite Teil der Fürstenliste von besonderer Bedeutung, da er acht bulgarische Herrscher nennt:

Name	Reg.jahre	Sippe	Regierungsbeginn
6 Esperich	61	Doulo	1. Monat d. Wolfsjahrs
7 Terwel	21	Doulo	8. Monat d. Hasenjahrs
8 Tywirem	28	Doulo	7. Monat d. Widderjahrs
9 Sewar	17	Doulo	6. Monat d. Hahnjahres
10 Kormisosch	17	Wokil	9. Monat d. Rinderjahrs
11 Winech	7	Wokil	1. Monat d. Pferdejahrs
12 Teletz	3	Ougain	6. Monat d. Rattenjahrs
13 Oumor	40 Tage	Wokil	4. Monat d. Schlangenjahrs

Die Namen der beiden ersten Herrscher, Esperich und Terwel, wurden mit roter Tinte geschrieben, um ihre Bedeutung zu betonen. Der 8. Herrscher wird zumeist als „Anonymus“ (bzw. „Name unbekannt“) bezeichnet, weil an dieser Stelle der Text korrupt sei. Dort steht aber „Tyvirem“ (der Neunte). Wie Pritsak [49] – diesmal überzeugend – nachgewiesen hat, handelt es sich hierbei um einen Personennamen, also nicht um eine Monatsbezeichnung. Zu Kormisosch heißt es noch, er „löste die Sippe der Duolo oder Wachtoun ab“, zu Teletz: „Auch dieser aus einer anderen Sippe“ („rad“ = Sippe).

Wie aus meiner Tabelle (S. 94) hervorgeht, wurden von den byzantinischen Autoren die Herrscher Tyvirem, Sewar und Winech nicht genannt, dafür aber ein Sabinos, der in der Fürstenliste nicht vorkommt. Durch das Reiterrelief von Madara sind die Herrschernamen Terwel und Krumesis (nach üblicher Deutung: Kormisosch) inschriftlich gesichert. Sonst gibt es, jedenfalls nach konventioneller Lesart, keine inschriftlichen Belege für die anderen Herrscher der Fürstenliste. Ich möchte schon jetzt darauf hinweisen, dass dies von großer Bedeutung für meine weitere Beweisführung sein wird.

Den Historikern des 20. Jhs. fiel es sehr schwer, die absoluten Jahrestage des Theophanes Confessor und des Patriarchen Nikephoros mit den Regierungsjahren der Fürstenliste in Einklang zu bringen. So Beschevliev:

„Die Angaben der Fürstenliste sind, soweit das zu beurteilen ist, nicht immer genau, besonders, was die Chronologie betrifft.“ [B. 120]

Die konventionellen Historiker gingen deshalb durchweg von den byzantinischen Jahreszahlen aus und ignorierten im Zweifelsfall die Regierungsjahre der Fürstenliste. Pritsak suchte Übereinstimmung dadurch zu erzielen, dass er Falschschreibungen in der Liste annahm. So solle Terwel nicht 21, sondern 28 Jahre und Tyviren (bei ihm: Töviren) nicht 28, sondern nur 2 Jahre regiert haben. Aus seiner Neuberechnung der Regierungszeit Terwels schloss er, dass Ispersch schon 691 gestorben sei. So kam er zu einer Chronologie, die sich von der Zlatarskis und Ostrogorskys (der Zlatarski folgte) unterscheidet:

Pritsak	Seine Schreibg.	Liste	Ostrogorsky	Pritsak
679 - 691	Ispersch	61	21	12
691 - 719	Tervel	21	21	28
719 - 722	Tövirem	28	6	3
722 - 737	Sevar	17	15	15
737 - 754	Kormisosch	17	17	17
754 - 760	Vinech	7	6	6
760 - 763	Telec	3	2	3
763 - 765	Sabinos	-	2	2
765	Oumor	40 Tage	dito	dito

Literatur

- Agathias (1967): *Agathias Historiarum libri* (Hg.: Rudolf Keydell); Berlin
 Alföldi, Andras (1924/26): *Der Untergang der Römerherrschaft in Pannonien*. 1- 2; Berlin · Leipzig
 Altheim, Franz (Hg., ²1959/62): *Geschichte der Hunnen*. 1-5; Baden-Baden
 Altheim, Franz/ Haußig, H.-W. (1958): *Die Hunnen in Osteuropa. Ein Forschungsbericht*; Baden-Baden
 Angelov, Dimiter (1980): *Die Entstehung des bulgarischen Volkes*; Berlin
 Artamonow, Michail (1962): *Istorija chasar*; Leningrad (Geschichte der Chasaren)
 Avenarius, Alexander (1974): *Die Awaren in Europa*; Amsterdam · Bratislava

- (2000): *Die byzantinische Kultur und die Slawen. Zum Problem der Rezeption und Transformation (6. bis 12. Jahrhundert)*; München
- B. = Beschevliev (1963)
- Baskarow, N.A. (1960): *Tjurkskije jasyki*; Moskau (Die Turksprachen)
- Bekker, I. (Hg., 1838): *Theophanes Continuatus, Ioannes Cameniata, Symeon Mahister, Georgios Monachos*; Bonn
- Beschevliev (Beševliev), Veselin (1954): „Zur Deutung und Datierung der protobulgarischen Inschrift vor dem Reiterrelief Madara, Bulgarien“; in: *Byzantinische Zeitschrift*; München XLVII, 117
- (1963): *Die protobulgarischen Inschriften*; Berlin
- (1981): *Die protobulgarische Periode der bulgarischen Geschichte*; Amsterdam
- Beschevliev, Veselin/ Irmscher, Johannes (Hg., 1960): *Antike und Mittelalter in Bulgarien*; Berlin
- BF = *Bulgarische Fürstenliste* (Text: kirchenslaw.: B. Nr. 79; deutsch: P 76 f.)
- Bitschek, Milko (1961): *Die Architektur in Bulgarien*; Sofia
- Bóna, István (1991): *Das Hunnenreich*; Stuttgart
- Brätz, Herwig (2000): „Name, Herkunft und Wanderungen der Slawen“; in: *ZS XII* (3) 391
- Brentjes, Burchard (1988): *Die Erben Dschingis-Chans*; Berlin
- Byz. 7.Jh. = *Byzanz im 7. Jahrhundert* (Hg. Friedhelm Winkelmann; 1978); Berlin
- Christov, Christo (1980): *1300 Jahre Bulgarien*; Sofia
- Dershawin (Deržavin), Nikolai (1948): *Die Slaven im Altertum*; Weimar
- Ditten, H. (1978): „Zur Bedeutung der Einwanderung der Slawen“; in: *Byz. 7. Jh.* 73
- (1980): „Protobulgaren und Germanen im 5.-7. Jahrhundert (vor der Gründung des Ersten Bulgarischen Reiches)“; in: *Bulgarian Historical Review* (Sofia) VIII, 51
- Doblhofer, Ernst (Hg., 1955): *Byzantinische Diplomaten und östliche Barbaren. Ausgewählte Abschnitte des Priskos und des Menander Protektor*; Graz
- Döpmann, Hans-Dieter (1973): *Das alte Bulgarien. Ein kulturgeschichtlicher Abriss*; Leipzig
- Dunlop, Douglas Morton (1954): *The History of the Jewish Khasars*; Princeton/USA
- Eckert, Gerhard (1984): *DuMont-Kunstreiseführer Bulgarien. Kunstdenkmäler aus 4 Jahrtausenden von den Thrakern bis zur Gegenwart*; Köln
- EL = *Excerpta de legationibus* (Hg., Carl de Boor). 1-2; Berlin (u.a. die Fragmente von Priscos Rhetor und Menandros Protector)
- Ennodius (1885): „Ennodii Magni Felicis Panegyricus“; in: *Monumenta Germaniae Historica* AA, VII; Berlin
- Fehér, Geza (1928): *Die Inschriften des Reiterreliefs von Madara*; Sofia
- (1935): „Attilas Sohn Imik. Zur Frage der ungarischen und bulgarischen Hunnenüberlieferungen“; in: *Ungarische Jahrbücher*, Leipzig, XIX, 490
- Filov, Bogdan (1932): *Geschichte der albulgarischen Kunst bis zur Eroberung des bulgarischen Reiches durch die Türken*; Berlin · Leipzig
- Floericke, Kurt (1913): *Geschichte der Bulgaren*; Stuttgart
- Fredegar (1986): *Die Chronik Fredegars und der Frankenkönige* (Hg.: Alexander Hein); Essen · Stuttgart
- Genning, W.F./ Chalikov, A.Ch. (1964): *Rannie bolgary na Wolge*; Moskau (Frühe Bulgaren an der Wolga)

- Georgios Monachos s. Bekker (1838)
- Gjuzevlev, Vasil (1986): *Forschungen zur Geschichte Bulgariens im Mittelalter*; Wiesbaden
- Gold der Steppe - Archäologie der Ukraine (1991); Neumünster
- Gregorius v. Tours (1851): *Zehn Bücher fränkischer Geschichte* (Hg. Wilhelm Giesebrech), 1-2; Berlin
- Groh, Kurt (1889): *Geschichte des oströmischen Kaisers Justin II*; Leipzig
- Gumilew, L.N. (1965): *Drewnie Tjurki*; Moskau (Die alten Türken)
- (1966): *Otkrytie chasarij*; Moskau (Die Entdeckung der Chasaren)
 - (1967): „New Data on the History of the Khasars“; in: *Acta Archaeologica Academiae Scientiarum Hungarica*, Budapest, XIX, 61
- Hänsel, Bernhard (Hg., 1987): *Die Völker Südosteuropas im 6. - 8. Jahrhundert*. Symposium Tutzing, 1985 (Südosteuropa-Jahrbuch XVII), München
- Heinsohn, Gunnar (1996): „Die Wiederherstellung der Geschichte Armeniens und Kappadokiens; in: *ZS VIII* (1) 38
- Herrmann, Joachim (Hg., 1979/86): *Iatrus-Krúvina*. Spätantike Befestigung und frühmittelalterliche Festung an der unteren Donau. 1 - 4; Berlin
- (1986): „Iatrus und die frühe Geschichte Bulgariens“; in: *Das Altertum*, Berlin, XXXII (2) 69
- Illig, Heribert (1992a): „614/911 - der direkte Übergang vom 7. ins 10. Jahrhundert“; in: *VFG IV* (4-5) 70
- (1992b): „Vom Erzfälscher Konstantin VII. Eine ‚beglaubigte‘ Fälschungsaktion und ihre Folgen“; in: *VFG IV* (4-5) 132
 - (1996): *Das erfundene Mittelalter*. Die größte Zeitfälschung der Geschichte; Düsseldorf
 - (1997): „Zur Abgrenzung der Phantomzeit. Eine Architekturübersicht von Istanbul bis Wieselburg“; in: *ZS IX* (1) 132
 - (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*; München · Düsseldorf
- Ioannes Malalas (1831): *Ioannis Malalae Chronographicon* (Hg. L. Dindorf); Bonn
- Johannes v. Ephesos (1862): *Die Kirchengeschichte des Johannes von Ephesos* (Hg. I.M. Schönfeld); München
- (1935): *Johannis Ephesini Historiae ecclesiasticae* (Hg. E.W. Brooks); London
- Jordanes (1882): *Getica* (Hg. Theodor Mommsen); Berlin
- (1913): *Gotengeschichte* (Hg. Wilhelm Martens); Leipzig
- K. = Konstantin VII. (1967; zitiert nach Seitenzahl)
- KBas. = Konstantin VII.: *Vita Basilii* (s. Bekker)
- Koestler, Arthur (1991): *Der dreizehnte Stamm*. Das Reich der Khasaren und sein Erbe; Herrsching
- Konstantinos VII. Porphyrogenetos (1846): *De thematibus*. Constantinus Porphyrogenitus de provinciis regni Byzantini (Hg. L.F. Tafel); Tübingen
- (1967): *De administrando imperio* (Hg. Gyula Moravcsik); Washington/USA
- Krumbacher, Karl (1897): *Geschichte der byzantinischen Litteratur*; München
- Lauterbach, H. (1967): „Untersuchungen zur Vorgeschichte der Protobulgaren. Nach einem Bericht des Theophanes“; in: Altheim, Franz/ Stiehl, Ruth: *Die Araber in der Alten Welt*. Bd. 3; Berlin, S. 537

- M. = Moravcsik (1958)
- Maenchen-Helfen, Otto J. (1978): *Die Welt der Hunnen*; Wiesbaden
- Marquardt, Josef (1898): *Die Chronologie der alttürkischen Inschriften*; Leipzig (S. 372 ff.: Bulgarische Fürstenliste)
- (1903): *Osteuropäische und ostasiatische Streifzüge*. Ethnologische und historisch-topographische Studien zur Geschichte des 9. und 10. Jahrhunderts; Leipzig
 - (1912): *Die albulgarischen Ausdrücke*; Leipzig
- Mazal, Otto (1997): *Handbuch der Byzantinistik*; Wiesbaden
- Menandros Protector* (1903) s. EL und Doblhofer
- Michael Syrus (1963): *Michel le Syrien. Chronique* (Hg. J. Chabod); Brüssel (¹1901)
- Mikkola, Julius Jooseppe (1923): *Chronologija dunajskich bolgar*; Kasan (Die Chronologie der Donaubulgaren)
- Miracula Demetrii* (1879/81): 1-2; Paris
- Moravcsik, Gyula (1930): „Zur Geschichte der Onoguren“; in: *Ungarische Jahrbücher*, Leipzig, X, 73
- (¹1958): *Byzantinoturcica*; Berlin (I. Die byzantinischen Quellen der Geschichte der Türkvölker; II. Sprachreste der Türkvölker in den byzantinischen Quellen)
 - (1976): *Einführung in die Byzantologie*; München
- N. = Nikephoros (1880)
- Nestor-Chronik* (1985): Rauchspur der Tauben. Die Radfziwill-Chronik; Leipzig
- Nikephoros (1889): *Nicephoros Archiepi copi Constantinopolitani opuscula historica* (Hg. Karl de Boer); Leipzig
- Ognjanoff, Christo (1967): *Bulgarien*; Nürnberg
- Ostrogorsky, Georg (1952): *Geschichte des byzantinischen Staats*; München
- Pr. = Pritsak (1953)
- Pannonische Legenden* (1977): Das Leben der Slawenapostel Kyrill und Method; Berlin (Mit Übersetzungen der beiden Viten)
- Paulus Diaconus (1939): *Historia Langobardorum* (Hg. Otto Abel); Leipzig
- (1992): *Geschichte der Langobarden*; Kettwig (stark gekürzte Übersetzung)
- Pletnjowa, Swetlana (1978): *Die Chasaren*. Mittelalterliches Reich an Don und Wolga; Leipzig
- Pohl, Walter (1988): *Die Awaren*. Ein Steppenvolk in Mitteleuropa 567-822 n.Chr.; München
- Priskos Rhetor (1903): in EL und Doblhofer
- Pritsak, Omeljan (1953): *Die bulgarische Fürstenliste und die Sprache der Protobulgaren*; Wiesbaden
- Prokopios v. Caesarea (1961/71): *Werke* (Hg.: Otto Veh) 1-5; München
- Runciman, Steve (1930): *A History of The First Bulgarian Empire*; London
- Schoell, M.S. Friedrich (1830): *Geschichte der Griechischen Litteratur*. Bd. 3; Berlin
- Schreiber, Hermann (1990): *Die Hunnen*; Köln · Düsseldorf
- Schreiner, Peter (1986): *Studia byzantino-bulgarica*; Wien
- Simonyi, D. (1959): „Die Bulgaren des 5. Jahrhunderts im Karpatenbecken“; in: *Acta Archaeologica Academiae Scientiarum Hungarica*, Budapest, X, 227
- Smirmow, A.P. (1951): *Wolshskie bolgary*; Moskau (Die Wolgabulgaren)
- Stein, Ernst (1919a): *Studien zur Geschichte des byzantinischen Reiches, vornehmlich unter den Kaisern Justinus II. und Tiberius Constantinus*; Stuttgart

- (1919b): „Justianos 2“, 1310 ff.; 1330 ff. „Justinos“ (Söhne des Germanos); in RE = *Paulys Real-Encyclopädie* der classischen Altertumswissenschaft. X2; Stuttgart
 - Stratos, Andreas N. (1968/71): *Byzantium in the Seventh Century*. 1-3; Amsterdam
 - Szadecky-Kardoss, Samuel (1986): *Avarica - über die Avarengeschichte und ihre Quellen*; Szeged/Ungarn
 - Th. = Theophanes Confessor (1883): *Chronographia* (Hg. Karl de Boer); Leipzig
 - ThAchr. = Theophylaktos, Erzbischof von Achrida (Ohrid): *Passion der 15 Märtyrer*
 - ThC. = Theophanes Continuatus s. Bekker (1838)
 - Theophylactos Simocattes (1985): *Historiae* (Hg. Peter Schreiner); Stuttgart
 - Thieß, Frank (1959): *Die Griechischen Kaiser*. Die Kultur Europas; Hamburg · Wien
 - Thierry, Amadée S. D. (1855): *Die Söhne und Nachfolger Attilas*; Leipzig
 - Todorov, Nikolai/ Dinev, Ljubomir/ Melnischki, Ljuben (1969): *Bulgarien. Historisch-geographischer Überblick*; Sofia
 - Togun, Ahmed Zeki Validi (1939): *Ibn Fadlan's Reisebericht*; Leipzig
 - Tschilingirov, Assen (1986): *Bulgarien. Kulturgeschichte im Prisma. Vom Altertum bis 1978*; Leipzig
 - Vazarova, Z. (1976): *Slawen und Protobulgaren*; Sofia
 - VM(B) = *Vita Manuelli*; Handschrift B (zitiert n. Moravcsik) = Leben des Manuel, Bischof von Adrianopel (angebl. 10. Jh.)
 - Vökl, E. (1969): „Südosteuropa von 600 - 900 n.Chr. Ein Literaturbericht“; in: *Südost-Forschungen*, Bd. 28, S. 265
 - W. = Weissgerber, Klaus (1999): „Zur Phantomzeit in Thüringen“; in: *ZS* XI (3) 532; (4) 583
 - (2000a): „Zur Phantomzeit in Georgien“; in: *ZS* XII (1) 59; (2) 259
 - (2000b): „Zur islamischen Phantomzeit. Islamica I“; in: *ZS* XII (3) 419
 - (2000c): „Zur Phantomzeit in Osteuropa“ (Unveröffentlichtes Manuskript)
 - Wendt, Heinz F. (1961): *Das Fischer Lexikon Sprachen*; Frankfurt/Main
 - Zakynthinos, Dennis A. (1979): *Byzantinische Geschichte 324 - 1071*; Wien · Köln
 - Zeller, Manfred (1993): „Die Steppenvölker Südost-Europas in der Spätantike und im Frühmittelalter“; in: *VFG* V (1) 55
 - (1996): „Die Landnahme der Ungarn in Pannonien. 895 findet dasselbe statt wie 598“; in: *ZS* VIII (2) 196
 - Zlatarski, Vasil Nikolajev (1918): *Istorija na bylgarskata dyrshava pres' srednitje Wekowje*. Bd. I.1; Sofia (Geschichte des bulgarischen Staates im Mittelalter). Untertitel I.1: Epocha na chunoo-byлгаarskoto nadmoschtschije (Die Epoche der hunnisch-bulgarischen Landnahme)
 - (1927) Bd. I.2.: Ot slawisazijato na dyrshawato do pedanneto na pyrwoto zarstwo (Von der Slawisierung bis zum Untergang des Ersten Reiches); Sofia
 - (1940) Bd. I.3 (posthum; 972 bis 1398)
(Eine deutsche Vorab-Kurzausgabe aller drei Bände *Geschichte der Bulgaren. Von der Gründung des Bulgarischen Reiches bis zur Türkenzeit (679-1398)*; Leipzig 1918, wurde erst nach Fertigstellung meines MS ermittelt.)
- ZS* = *Zeitensprünge*, Gräfelting (Zeitschrift ab 1995; zuvor *VFG*)

Dr. Klaus Weissgerber 98693 Ilmenau, Herderstraße 6 (Teil II im Folgeheft)

Notizen zu Otto Pächts „Buchmalerei des Mittelalters“

Franz Siepe

Im Wintersemester 1967/68 hielt Otto Pächt († 1988), laut Einbandtext „Nestor der Handschriftenforscher“, an der Universität Wien die Vorlesung „Einführung in die mittelalterliche Buchmalerei“. Es handelte sich dabei durchaus nicht um

„eine Geschichte der Buchmalerei, Geschichte im üblichen Sinn, dem eines historischen Überblicks über Fakten und Epochen. Trotzdem“, so die Herausgeber,

„ist es, in einem anderen, tieferen Sinn, auch eine Geschichte der Buchmalerei geworden, erschließt es dem Leser doch grundlegende Einsichten in Genese, Entwicklung, innere Gesetzmäßigkeiten dieser genuin mittelalterlichen Kunstform [...]“ [P = Pächt 7].

Auf der Basis des Vorlesungsmanuskripts Otto Pächts entstand das Buch „*Buchmalerei des Mittelalters*“, 42000, München, hrsg. v. Dagmar Thoss und Ulrike Jenni, aus dem ich im folgenden ohne weitere Explikationen einige Funde und Befunde exzerptartig vorstellen möchte.

Karolingische Reproduktivität

Nachdem die christliche Bildungswelt mit der Tradierung griechischer und lateinischer Schriften verständlicherweise sehr selektiv verfahren war, kommt der karolingischen Renaissance das Verdienst zu,

„durch eine rege Abschreibetätigkeit antiker Texte nochmals vom antiken Erbe zu retten, was noch zu retten war“ [P 16].

Man muß aber sagen, daß dieser reproduktive Eifer der Hofschule Karls des Großen ein ganz und gar einzigartiges geschichtliches Ereignis war:

„Eine Kopiertätigkeit, wie sie zur Befriedigung von geistigen Interessen mit weiterem Bildungshorizont am Hofe Karls des Großen, also zur Bereicherung einer weltlichen Bibliothek ins Leben gerufen wurde, blieb die Ausnahme“ [P 17].

Eine Absicht der frühmittelalterlichen Abschreibaktionen lag darin, hohes Alter zu fingieren:

„Wenn man in karolingischer Zeit oder später noch mehrspaltig schrieb - man denke an den Utrecht-Psalter [um 830] -, so tat man es zweifellos

auch, um der Handschrift ein besonderes Dekor und ein altherwürdiges Aussehen zu geben“ [P 19].

Oder:

„Wir besitzen eine spätkarolingische, wahrscheinlich in St. Gallen entstandene Handschrift, in der auf 26 eigenen Bildseiten eine ganze Szenenfolge die Geschichte der Makkabäer erzählt. Es ist kein Zweifel, daß diese karolingische Folge nur die Kopie einer spätantiken Vorlage ist“ [P 30].

Die „T“-Initiale des Sakramentars von Gellone

In der katholischen „Ordo Missae“, den festen Bestandteilen der Messe, beginnt – innerhalb des eucharistischen Teils – der Canon mit den Worten: „Te igitur, clementissime Pater“ (Dich, gütiger Vater, bitten wir demütig). Es lag nahe, das „T“ des „Te igitur“ als Kreuz zu verbildlichen. Pächt führt dazu aus:

„Das T (griechisch Tau) war aber von urchristlicher Zeit her bedeutungsgeladen, es wurde automatisch als Zeichen des Kreuzes und des Gekreuzigten verstanden“ [P 42].

So auch im Sakramentar von Gellone (790-795), wobei dieser karolingische Kodex, „der Entwicklung weit vorauseilend“ [P 42], eine Sonderstellung einnimmt:

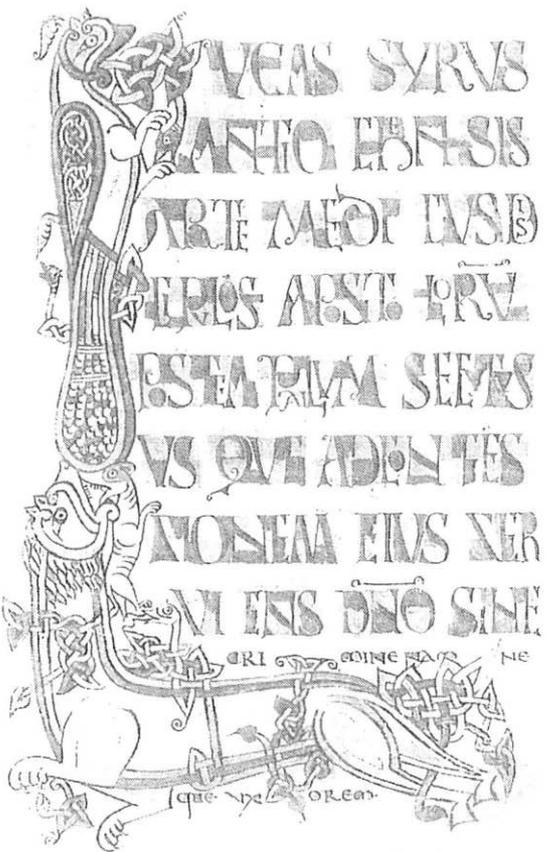
„Das Kruzifix-Tau des Sakramentars von Gellone blieb jedoch noch lange eine Ausnahme. Erst in ottonischer Zeit wurde die Gleichung T = Gekreuzigter eine geläufige Form des Sakramentarschmucks“ [P 42].

Zoomorphe Initialen

Die frühesten Initialen Italiens und Galliens waren häufig tiergestaltig. Besonders oft begegnet hier die Fisch-Vogel-Ornamentik,

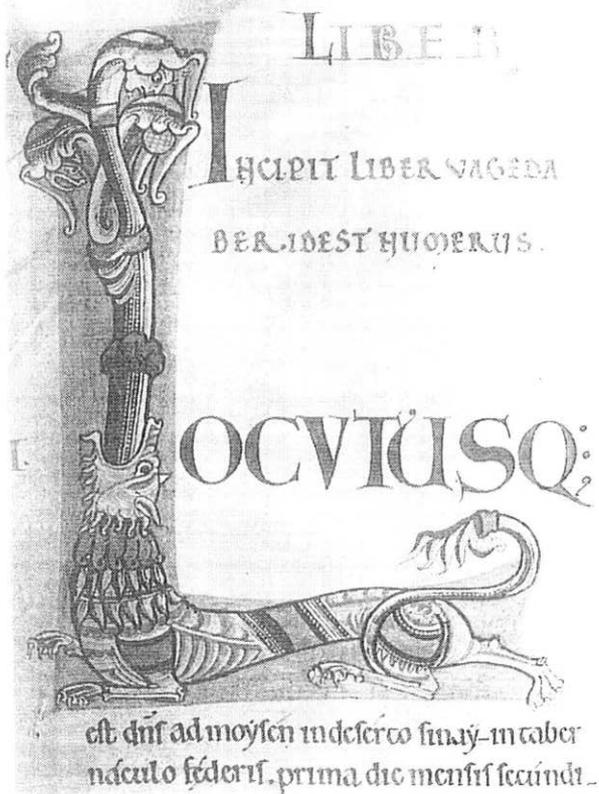
„über deren Herkunft und ursprüngliche Bedeutung man sich noch immer im Unklaren ist“ [P 50].

Strzygowski schien des Rätsels Lösung gefunden zu haben, als er die zoomorphen Initialen auf armenische Vorbilder zurückführte [P 50]. Doch so stringent sie auch zu sein scheint, scheitert bislang die Armenien-Hypothese Strzygowskis an der Tatsache, dass aus der Zeit vor dem 10. Jahrhundert keine armenischen Handschriften bekannt sind. „Das Rätsel [...] harrt noch der Lösung“ [P 50], meint Pächt. Im Falle einer Umdatierung der karolingischen Kodizes in ottonische oder vielleicht auch romanische Zeit aber würde Strzygowskis Lösungsansatz keine Probleme mehr aufwerfen.



Initiale L: Evangeliar, 8. Jh., Bibel, Winchester, Mitte 12. Jh. [Pächt 56 f.]

Zeitensprünge 1/2001 S. 105



Kaleidoskopische Initialen

Mit dieser eigenwilligen Begriffsprägung bezeichnet Pächt ein Buchstabengebilde zu Beginn eines Absatzes, das eine Bewegung aufzeigt, einen

„Gestaltungsvorgang, der ein Zeitmoment, wenn auch ein irreales, wesentlich miteinbegreift. Im Lesen des Buchstabens wohnen wir seiner Genese bei, beinahe als ob uns eine Geschichte erzählt würde“ [P 53].

Dies ist auch der Fall bei der – hier S. 105 abgebildeten – L-Initiale eines Evangeliars des 8. Jhs. aus dem Essener Münsterschatz [P Abb. 68]. Man sieht hier, wie die Bewegungshaltung des Raubtiers und die aus seinem Maul erwachsende bzw. von seinem Maul verschlungen werdende Figur den Buchstaben „L“ formen. Mit Pächt registrieren wir einen zweifachen Anachronismus:

„Obwohl in karolingischer Zeit entstanden, ist dieser Buchschmuck [die kaleidoskopische Initiale] seinem Wesen nach eine Manifestation vorkarolingischen Kunstwollens“ [P 54].

Dann jedoch findet sich diese „Manifestation vorkarolingischen Kunstwollens“ wie unvermittelt in der Mitte des 12. Jhs. in Gestalt der – ebenfalls hier abgebildeten – Initiale zum Buch Numeri einer Bibel aus Winchester wieder [P Abb. 69]. Pächt kommentiert:

„350 Jahre später hat sich die Phantasie eines englischen Buchmalers an dieser Idee entzündet und eine L-Initiale entstehen lassen, die fast mit demselben Motivschatz operiert“ [P 56].

Angesichts solcher gleichsam mysteriösen Isomorphien über die Jahrhunderte hinweg hat der Kunsthistoriker Pächt erstaunt zu konstatieren: „Unterirdische Kanäle verbinden die vorkarolingische und die romanische Kunst“ [P 54]. Wäre man bereit, die Phantomzeit-These zu akzeptieren, so würde das metaphysische Konstrukt der „unterirdischen Kanäle“ in der Kunstgeschichte obsolet, weil beide Phasen der Kunstgeschichte eng aneinanderdrücken würden.

Figureninitialen

Figureninitialen sind – der Name legt das Verständnis nahe – Anfangsbuchstaben, die aus Menschen, Tieren oder „Mischwesen“ [P Glossar] gestaltet sind. Unausweichlich gerät die Phantomzeit-These ins Bewußtsein des Pächt-Lesers, wenn der Autor diesen Typus mit den folgenden Worten einführt:

„Parallel zur kaleidoskopischen Initiale wird in fast denselben Zentren und zur selben Zeit, knapp vor und knapp nach 800 und um 1100, die spezifisch anthropomorphe, die reine Figureninitiale gepflegt“ [P 58].

Genau besehen ist es nur eine einzige karolingische Schrift, in welcher dieses illuminatorische Mittel verwandt wurde: der Corbie-Psalter (um 800). Fraglos war der Schöpfer dieser Figurenbuchstaben ein genialer und auch freier Geist; wagte er es doch, damit aus der Verkündigungsszene ein schönes „M“ werde, dem Engel nicht nur eine, sondern gleich zwei Marien zur Seite zu stellen. Allein, er fand für lange 300 Jahre keinen, der sein künstlerisches Erbe gepflegt hätte:

„Dann wurde es für Jahrhunderte recht still um die Figureninitiale, bis um die Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert dieses Initialkonzept aufs neue die künstlerische Phantasie packte und dem Corbie-Meister in den Buchmalern von Cîteaux und Burgund kongeniale Nachfolger erstanden“ [P 58].

Eine Variante der Figureninitiale apostrophiert Pächt als „Bestieninitiale“ [P 60] – in Anlehnung an Bestienpfeiler oder Bestiensäulen des 12. Jhs. wie z.B. im südfranzösischen Souillac. Als Initiale ist die endlose Formverschlingung etwa im Kodex „Gregor der Große, Moralia in Job“ (Anfang 12. Jh.) zu entdecken [P 61].

Dieses Gestaltungsprinzip aber ist die Wiederaufnahme eines – antizipatorischen – Formgedankens aus dem frühen Mittelalter, wenngleich es sich explizit als Initiale erst in der Buchmalerei des 12. Jhs. findet. Es stammt für Pächt „aus der barbarischen, und zwar der insularen Erbschaft der mittelalterlichen Kunst“ [P 60]. Und nun lesen wir – nicht mehr sonderlich überwältigt angesichts des nochmalig zu konstatierenden Zeiteinsatzs – weiter:

„In der romanischen Epoche feiert die barbarische Idee der Formverschlingung nach mehrhundertjähriger Pause plötzlich ihre Auferstehung, in der Monumentalskulptur wie in der Buchmalerei“ [P 60].

Fazit

Ein Resümee ist rasch gezogen: Die von Pächt zutage geförderten Anachronismen scheinen mir ein starkes Indiz für Plausibilität und Erklärungsträchtigkeit der Phantomzeit-These im allgemeinen zu sein. Im speziellen könnten sie als eine Ergänzung zu H. Illigs Bemerkungen zur Buchmalerei [*Das erfundene Mittelalter*; 1996, Düsseldorf, S. 305 ff.] angesehen werden.

Franz Siepe, 35039 Marburg, Wilhelm-Busch-Straße 25

Langobarden, Juden, Astronomen und auch Aachen

Zum Frühmittelalter und der einschlägigen Debatte

Heribert Illig

Im letzten Juni fand in Wien eine Podiumsdiskussion statt, bei der Prof. *Karl Brunner* und der Autor ihre konträren Positionen vortrugen. Brunner eröffnete auf einem ungewöhnlichen Feld, sprach er doch von Schweizer Gletscherbohrkernen, in denen auch Schichten rötlichen Saharastaubs enthalten sind. Ihre Auswertung und der Abgleich mit den Wetterschilderungen der alten Chroniken („Blutregen“) habe ergeben, dass sich Schichten und Berichte exakt einander zuordnen haben lassen. Wir wollen diesen Umstand auf sich beruhen lassen, auch wenn bekannt ist, dass die aus sich heraus keineswegs datierbaren Eis- und Staubschichten erst durch die Chroniken datiert wurden; wir wollen auch nicht untersuchen, ob es überhaupt in der sog. Karolingerzeit einschlägige Berichte gegeben hat. Es soll der Hinweis genügen, dass eine nur mit Urkunden hantierende Mediävistik mittlerweile ihre Datierungen naturwissenschaftlich untermauert sehen möchte.

Die Diskussion endigte, nachdem ich auch jene Argumente zugunsten einer Zeitverkürzung vorgestellt hatte, die wir auf jüdischer Seite finden: materielle und geistige Fundleere in Europa, die von den Kreuzfahrern zerstörten, aber gleichwohl archäologisch unauffindbaren Synagogen in Palästina, Mangel an eigenständiger Geistesproduktion auch in Nordafrika und vorderem Orient. Daraufhin sprach Brunner sein Schlusswort, wobei er betonte: Sein Kollege Michael Toch arbeite gerade an *dem* Buch über die jüdische Situation hinsichtlich Sozialgefüge und Wirtschaft in den dunklen Jahrhunderten, weshalb er dessen Resultate abwarten wolle, bevor er sich dazu äußere.

Jüdisches Frühmittelalter ?

Da traf es sich gut, dass Prof. *Michael Toch* Anfang Dezember 2000 an der Münchner Universität einen öffentlichen Vortrag zu diesem Thema hielt, mit dem elektrisierenden Titel: „Gab es ein jüdisches Frühmittelalter?“ Bei dieser Fragestellung konnte erwartet werden, dass es zur Auseinandersetzung mit der Phantomzeitthese komme, weshalb ihr Urheber gerade noch rechtzeitig aus dem Ausland anreiste.

Die Quintessenz lautete: Es gibt – wohlgemerkt in Europa – kein jüdisches Frühmittelalter; die nur in Süditalien reicheren Hinweise entstammen einer gewissermaßen verspäteten Antike. Nordafrika und vorderer Orient

waren kein Thema; genauso wenig wie die einschlägige These. Nun ist das Judentum im Europa des Frühmittelalters tatsächlich so schwach belegt, dass selbst bei Benny Peisers Attacke gegen Gunnar Heinsohn [vgl. Heinsohn 1999] die europäische ‚Brache‘ akzeptiert war, weshalb der Disput über die Synagogen in Palästina geführt wurde. Von hohem Interesse waren Tochs Ausführungen gleichwohl, weil sie klarstellten, warum bislang ein europäisches Judentum in der fraglichen Zeit gesehen worden ist.

Laut Toch hat sich die Auswertung zu später Quellen mit Phantasmagorien verbunden, um wenigstens den Hintergrund für die formative Periode des europäischen Judentums bereitstellen zu können. Zu exemplifizieren war das an den Fragen: Wo lebten Juden, in welcher sozialen Stellung und in welcher Konkurrenz zur Christenheit? Eine genaue zeitliche Abgrenzung erfolgte nur bedingt: Toch führte Belege an, die noch aus dem 4./5. Jh. und damit aus der Spätantike stammten; zum Mittelalter hin zog er anfänglich die Grenze im frühen 8. Jh., dann in der frühen Karolingerzeit, schließlich um 800 und sogar im späten 9. Jh.

Die Siedlungsgeschichte ist schütter genug. In Italien bürgen Grabinschriften, nicht Grabsteine; es gibt sie vor allem in Rom und im byzantinischen Unteritalien, dort am häufigsten in Venosa. Sie verlieren sich aber nach dem 6. Jh. rasch [Noy 1963]. Synagogen sind für Rom, Ravenna und Genua quellenmäßig überliefert; die hier erkennbare Kontinuität ist sonst nirgends in Europa gegeben.

Trotz vieler mit dem Zusammenleben von Juden und Christen befassten Synoden tritt in Spanien das Judentum erst mit den Arabern auf. Auf den britischen Inseln finden wir nur sinnlose Quellen, in Germanien reichen die materiellen Spuren nur in Köln bis ins 4. Jh., weshalb in diesem Land nur eine vorübergehende Anwesenheit konstatiert werden kann. Das gallofränkische Gebiet ist epigraphisch nur sehr spärlich vertreten; literarische Belegstücke liefert vor allem Gregor von Tours (573-594). Papst Gregor I. (590-604) oder Paulinus von Nola (um 353-431) stehen als Gewährsleute für Italien. Doch gerade bei diesen Quellen geraten wir an Schilderungen, die gemäß Toch als Topoi verstanden werden wollen. So lesen wir in der Vita des Bischofs Hilarius von Arles,

„daß die Juden der Stadt bei seinem Begräbnis um 449 in hebräischer Sprache Klagelieder gesungen und mit den Christen um die Wette getrauert hätten“ [L = Lotter 1999, 46; einige Quellenangaben, die Toch im mündlichen Vortrag nicht gab, konnten dank dieses Werks hier ergänzt werden].

Wenn der Bischof und spätere Heilige Gallus 551 in Clermont stirbt [L 53], dann beweinen auch ihn die Juden. Genau so wird es 1004 für Metz, danach im Norden und Osten wiederholt bis hin nach Magdeburg berichtet. Doch das ist nicht die Beschreibung realen Geschehens, sondern gehört zu der von

Augustinus angesprochenen Zeugenschaft der Juden. Sie müssen mit ihren Schriften bezeugen, dass die Christen die Weissagungen über Christus nicht erfunden haben [*Vom Gottesstaat* II, 437].

Auch der Jubel über einen (neuen) König – so bei König Tunthram 585 in Orléans [L 53] – ist nichts anderes als ein Topos, dessen fälschliche Übertragung in die damalige Realität dazu führte, jüdische Gemeinden zu erfinden. Wiederum ‚Standardsituation‘ bei Gregor v. Tours sind die für die Jahre 558, 576, 582 und 586 berichteten Zwangstaufen von Juden durch einen Bischof (mehrmals wird die runde Zahl 500 genannt). Daraus ist vor allem die Existenz einer jüdischen Gemeinde in Paris abgeleitet worden. Tatsächlich sind in Gallien, im Merowingerreich massive Abstriche von den bisherigen Vorstellungen vonnöten.

Die Wirtschaftsgeschichte spricht von einer Umschichtung hin zu jüdischen Kaufleuten und Bankiers. Doch auch sie lässt sich aus den Quellen nicht erhärten, sondern wirkt wie eine Rückprojektion aus dem Hoch- und Spätmittelalter. Sehr instruktiv war folgende Klarstellung. Bislang glaubte die Wissenschaft, dass es gerade im gallo-fränkischen und westgotischen Bereich große Latifundien einer jüdischen Oberschicht gegeben habe; als Päpste und Bischöfe den jüdischen Großgrundbesitzern das Halten christlicher Sklaven untersagten, waren diese Latifundien nicht mehr zu betreiben und wurden veräußert. Das so freigesetzte Kapital diente der Gründung jüdischer Banken; damals wäre jüdisches Bankwesen entstanden.

All das hängt an Hinweisen auf Latifundiensklaven. Da laut Toch der Kontext nur den Rückschluss auf Haushaltssklaven zulässt, erweist sich die soziale Analyse als ein Luftschloss: mangels Latifundiensklaven keine jüdischen Großgrundbesitzer, folglich auch keine jüdische Oberschicht und kein das Bankwesen konstituierendes jüdisches Kapital – für Toch ein unbelegtes Konstrukt, „reine Phantasie“ !

Ähnliches gilt für den von Henri Pirenne erdachten Aufschwung der frühmittelalterlichen Wirtschaft durch Syrer und/oder Juden. Tatsächlich sahen sich Juden des 19. Jhs. als „merchant adventures“ und projizierten ihr eigenes Idealbild ins frühe Mittelalter, während die Antisemiten der gleichen Zeit dasselbe taten, war doch Ahasver, der ewige Jude, ein Kaufmann.

Schließlich hält auch das vermeintliche Judentum unter den Westgoten keiner näheren Betrachtung stand. Die damaligen Konzilstexte können ebenso wenig wie die merowingerzeitlichen oder wie die verschiedenen Heiligenviten ein Judentum belegen, wie man bislang unterstellt hat. Vielmehr war das christliche Sklavendasein unter jüdischer Herrschaft die stärkste Metapher für die „verkehrte Welt“. Dieser in der Antike weitverbrei-

tete Topos lässt sich bei Archilochos fassen. Als er Zeuge einer Sonnenfinsternis wird – man schreibt ihm fälschlicherweise die vom 6.4. -648 zu [Peiser 1990, 20] – hält er nichts mehr für unmöglich, da Zeus sogar die Sonne verdunkeln könne (den Hinweis verdanke ich Franz Siepe, Marburg). Die „verkehrte Welt“ geistert auch durchs Mittelalter, greifbar in Kleinillustrationen zwischen den Zeilen oder in den Rätselwesen an den Kirchen und Kathedralen. Sie sind keine Abbildungen von Realität.

Und so sieht Toch keine Chance, an die fünf Jahrhunderte mit Konstrukten zu überbrücken. Der Begriff „jüdisches Frühmittelalter“ mache einfach keinen Sinn, denn nirgends gäbe es ein Gemeindeleben, bestenfalls einzelne Juden. Von einem europäischen Judentum könne erst ab der späten Karolingerzeit gesprochen werden. Das süditalienisches Judentum war ein hellenisiertes, spätantikes Judentum, das wohl im 7. Jh., vielleicht sogar im 8. Jh. noch griechisch, nicht hebräisch gebetet habe – „eine Insel“, auf der das rabbinische Judentum wohl gar nicht gekannt wurde. Da die ältesten erhaltenen Bibeltexte in Griechisch, nicht Hebräisch abgefasst sind, muss geschlossen werden, dass selbst die Sprache der Synagoge die griechische war.

In der anschließenden Diskussion brach Prof. *Rudolf Schieffer*, Präsident der *Monumenta Germaniae Historica*, eine Lanze für das jüdische Mittelalter. Vielleicht weil ich ihm im übertragenen Sinne wie leibhaftig im Nacken saß, argumentierte er dabei sogar gegen ‚seine‘ lateinischen Urkunden. Er verwies auf eine vergleichbare Situation im späten 11. Jh., vor Beginn des ersten Kreuzzugs. Damals berichteten die schriftlichen Quellen von einer Welle von Pogromen, die rheinaufwärts zog. Von vielen jüdischen Gemeinden haben wir bis zu diesem Zeitpunkt gar keine Kenntnis, weil sie in den Urkunden nie erwähnt worden sind. Genau so dürften wir uns die Situation im frühen Mittelalter vorstellen: Auch damals gab es keinen Grund für die christlichen Chronisten, die Juden ihrer Zeit zu erwähnen. Und so dürfe aus der Nichtnennung der Juden nicht auf ein inexistentes Judentum im frühen Mittelalter geschlossen werden!

Das konterte Toch leicht. Es gab selbst im 11. Jh. noch nicht viele jüdische Gemeinden im Rheinland, de facto nur in den Bischofsstädten. Pogrome gab es nur deshalb an so vielen Orten, weil die Bischöfe „ihre“ Juden vorsorglich in kleinere Orte geflüchtet hatten. Die Gemeinden aber kennen wir ab dem 10. Jh. aus hebräischen Texten – der Hauptgrund, warum die Situation im 11. Jh. und im Frühmittelalter unvergleichbar ist. Nur wer die hebräischen Urkunden ignoriert, findet im 11. Jh. kein Zeugnis der Urkunden! Im frühen Mittelalter sprechen dagegen weder lateinische noch hebräische Quellen von jüdischen Gemeinden, ganz zu schweigen von den fehlenden materiellen Spuren.

Schieffer hat hier nach bestem Wissen den bisherigen Stand der Lehre verteidigt, wie ihn Prof. *Friedrich Lotter* [L 1999] erst kürzlich dargestellt hat. Bei ihm finden wir den Protest griechischsprachiger Juden vor Kaiser Justinian I. gegen die ausschließliche Verwendung der hebräischen Bibel im synagogalen Gottesdienst, also die Bestätigung, dass erst im 6. Jh. Hebräisch zur Synagogensprache wird. Iustinian ordnete daraufhin die Freiheit der Sprache in Liturgie und Lesung an, was der weiteren Ausbreitung des Hebräischen mit Sicherheit hinderlich war [L 28]. Selbst die Rabbinen tragen keine jüdischen Namen; Ausnahmen bilden nur die spanischen Städte Tortosa im 5./6. Jh. und Mérida im 8./9. Jh.

Schon das sollte Zweifel säen. Viel mehr Zweifel sind bei einer Schilderung wie der folgenden angebracht:

„In der Vita des Bischofs Germanus von Paris (ca. 555-576) offenbart ein Befreiungswunder in der Nähe von Tours, daß es offenbar nicht ungewöhnlich war, wenn Juden – etwa als Sklavenhändler – Christen in Ketten durchs Land führten“ [L 54].

Genau hier trennt sich Tochs Weg vom „mainstream“. Er schließt keineswegs von einer singulären Schilderung auf einen „nicht ungewöhnlichen“ Vorgang in jener Zeit, sondern hinterfragt die Aussage auf ihre Plausibilität, um so zu dem Schluss zu gelangen, dass es auch hier um die „verkehrte Welt“ geht.

In einer anschließenden Passage kann Lotter von einem ersten jüdischen Geldverleiher berichten, der um 585 zusammen mit einem Glaubensgenossen und zwei Christen eine Art Handelsgesellschaft gründet. Diese Geldverleiher werden ermordet, das Gericht kann keinen Schuldigen überführen.

„Der Fall zeigt, welches Risiko der Beruf des Geldverleihers – ob Jude oder Christ – in dieser barbarischen Zeit bergen konnte. Die Frage erhebt sich, ob wir in der merklichen Zunahme des Warenhandels, zumal des Fernhandels, des Sklavenhandels und dem ersten Auftreten von Geldverleihern unter Juden Auswirkungen des byzantinischen Verbots, christliche Sklaven besitzen zu dürfen, zu sehen haben. Es könnte Juden zunehmend dazu genötigt haben, Grundbesitz abzustoßen und die freiwerdenden Kapitalien in Handel und Bankgeschäften anzulegen.“ [L 55]

Aus diesem vagen Verdacht kondensierte übereilt ‚Realität‘. Deutlicher lässt sich kaum exemplifizieren, auf welcher dünner Berichtslage – von einer Faktenlage kann gar nicht gesprochen werden – ein ganzes Zeitalter ausgestattet worden ist. Tochs Vorstoß ist demnach nicht nur für Schieffer ein harter Schlag gegen ein mühselig entworfenes Gespinnst. Dessen Feinheit, um nicht von Durchsichtigkeit zu sprechen, hat Lotter selbst zu Beginn seiner 60-seitigen Studie gewürdigt:

„Selten umfassen Abhandlungen so begrenzten Umfangs Entwicklungen in Räumen so großer geographischer und zeitlicher Ausdehnung, wie es der Fall ist, wenn wir uns mit der jüdischen Präsenz in den Städten des lateinischsprachigen Westen des römischen Reiches, d.h. in Italien, Gallien, Spanien, Pannonien und dem westlichen Nordafrika im Zeitraum vom 4. bis zum 7. Jahrhundert befassen. Hinzu kommt, daß gerade in dieser Epoche die tiefgreifendsten Veränderungen und Brüche in der politischen und sozialen Situation den Hintergrund der Lebensbedingungen der Juden ausmachen.“ [L 21]

Der Konflikt zwischen Faktischem und den Fiktionen der Lehrbücher wird auch in Italien sichtbar. Eingangs bedauert Lotter, dass es „jüdische Selbstzeugnisse fast nur in Form meist vereinzelter, nur gelegentlich sich häufender Inschriften“ gibt. „Es handelt sich dabei fast ausschließlich um Grabinschriften von oft nur geringer Aussagekraft“, weshalb

„sich die Erschließung der jüdischen Präsenz in diesem Raum und dieser Epoche vielfach auf Fremdzeugnisse der nichtjüdischen Außenwelt stützen [muß]. Untersuchungen dieser Art sind naturgemäß mit allen Mängeln der Fremdperspektive behaftet“ [L 21].

Es liegen für den gesamten Raum im Westen vom 1. bis zum 8. Jh. keine 800 Texte vor – über 500 davon aus Rom, 130 aus dem übrigen Italien, davon zwei Drittel aus Venosa und Tarent, wobei die von Rom „fast ausschließlich dem 3./4. Jahrhundert“, die von Venosa dem 4. bis 7. Jh., die von Tarent dem „4./5., vor allem aber 7./8.“ Jh. zugeschrieben werden [L 72 ff.]. Trotz all dieser Mängel gilt: Um

„die Wende des 6./7. Jahrhunderts findet sich in Italien noch immer eine zahlreiche jüdische Bevölkerung. Sie tritt uns in den Verfügungen Papst Gregors des Großen (590-604) ebenso in ihrer geographischen Verbreitung wie ihrer breiten gesellschaftlichen Fächerung anschaulich entgegen“ [L 67].

So rügt ein Brief des Papstes an den Bischof von Luni vom Mai 594, dass Juden dort noch immer mit christlichen Sklaven ihre Ländereien bestellen, obwohl dies mittlerweile der Codex Justinianus verbiete [L 67]. Zwei Schreiben dieses Papstes an den Bischof von Neapel belegen, dass damals Juden bereits Vermögen im Sklavenhandel anlegten [L 68]. Hier mag offenbleiben, ob diese Berichte nun eine „verkehrte“ Realität wiedergeben oder der hellenistischen Antike zuzurechnen sind.

Wenn wir die zahlreichen Verfügungen betrachten, die sich mit dem Verhältnis von Christen und Juden beschäftigen, so muss festgestellt werden,

dass die Christen weniger in einem diesseitigen Reich lebten, als in einem Reich, das nicht von dieser Welt ist. Offensichtlich regelten sie in immer neuen Erlassen ein Verhältnis zu den Juden, das in der damaligen Realität nicht gegeben war. Die hier zitierten Stimmen stammen nun alle aus der Zeit vor 614. Doch wie Lotter haben auch noch spätere Zeugnisse, wissen aber, dass sich die Quellsituation im 7. und 8. Jh. weiter verschlechtert. Es spricht für den Erklärungswert der These erfundener Zeit, hier endlich motivieren zu können, wieso ein Judentum für diese Zeit erfunden werden konnte und musste.

Aachener Reliquie ?

Selbstverständlich hat es sich Prof. *Max Kerner* nicht bieten lassen, dass ihm ausgerechnet zu Aachen sein Rang als Karlsvertreter von einem Kabarettist und Autor streitig gemacht wird. *Hubert vom Venns* medialer Auftritt mit seinem Krimi *Kaisermord* war denn auch rasch überboten. Wie berichtet, hat Kerner im letzten November den Medien weniger sein neues Karls-Epos vorgestellt, als über den Ketzler aus Bayern berichtet. Daraufhin war in den Aachener Zeitungen zu lesen, dass „der Mann aus München baldmöglichst ein Exemplar des Kerner-Werks erhält – mit Widmung“ [vgl. Illig 2000c, 635].

Da bei den ganz großen Werken schon der Wille genügt, blieb es bei dieser pressewirksamen Ankündigung eines Missionierungsversuchs. Beim Mann aus München ist bislang kein Kerner-Buch eingegangen, weshalb es auch nicht besprochen werden kann. Immerhin lernen wir die Dimensionen kennen, in denen Mediävisten denken. Seit dem 15.11. sind bislang (Redaktionsschluss am 1. 3.) dreieinhalb Monate verstrichen, ein Zeitraum, der für sie noch keineswegs in die Rubrik von „baldmöglichst“ fällt. Insofern können wir zuversichtlich sein, dass sie auch fürderhin keinen übereilten, unüberlegten Schritt machen werden.

Im Januar gedachte das karlstrunkene Aachen mit einer weiteren Festwoche der Kaiserkrönung vor 1.200 Jahren. Dabei wurde im Domkreuzgang noch eine Ausstellung eröffnet, die den erhellenden Titel trug: „*Er ist Europa*“, abgeleitet von einem FAZ-Kommentar, der befunden hatte: „Karl ist Europa, in seiner Größe, in seiner Grausamkeit.“

Der erste große Hinweis auf diese Ausstellung, gegeben am 19.12. 2000 [Stoffels] war mit einer zusätzlichen Sensation garniert, die hier im Wortlaut wiedergegeben wird:

„Bei der gestrigen Presskonferenz im Rathaus stellte Dompropst *Hans Müllejans* ‚sensationelle‘ Neuigkeiten in Aussicht – im Zusammenhang

mit der wissenschaftlichen Erforschung und Durchleuchtung des mysteriösen Kaiserthrons im Aachener Dom.

Nachdem mittlerweile feststehe, dass das verwendete Holz tatsächlich aus der Zeit Karls des Großen stamme, sei nun eine Publikation in Vorbereitung, die sich vornehmlich mit den am Thron angebrachten Marmorplatten befasse. Diese seien vorher schon dreimal anderweitig in Gebrauch gewesen und stammten ursprünglich aus der – Grabeskirche in Jerusalem. Müllejans: ‚Eine echte Reliquie‘. [Hvhg. H.I.]

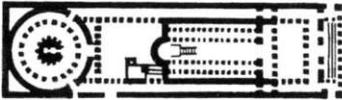
Diese erstaunliche Entdeckung wäre immerhin ein gewisser Ersatz für Dr. Sven **Schüttes** Dendro-Datum für die Thronbretter. Das ist mittlerweile seit neun Monaten im Verzug und lässt verstärkt die Besorgnis keimen, dass kaiserliches Sitzmobiliar der Dendrochronologie gar nicht zugänglich ist.

Marmor aus der Grabeskirche! Das wäre sehr wohl eine Sensation, wenn auch vielleicht ganz anders als zunächst gedacht. Wann hätte er nach Aachen kommen können? Nach christlichem Glauben hat Kaiserin Helena nicht nur das Kreuz Christi aufgespürt, sondern auch Golgatha und Christusgrab, worauf von 326-335 die Grabeskirche errichtet wurde, um die heiligen Stätten zu schützen und zu verherrlichen.

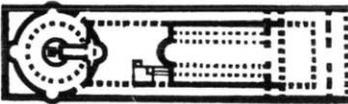
Kaiser Hadrian (117-138) war fest entschlossen gewesen, die Kultorte zu zerstören. Er ließ Golgatha und Grab mit mächtigen Strebemauern umgeben, das Innere mit Hunderten von Tonnen Erde auffüllen und schließlich darauf das Kapitol von Aelia Capitolina, wie Jerusalem seit der Eroberung (+70) hieß, mit allen Kultgebäuden samt heiliger Cella bauen [vgl. Nolli 3-9]. Nachdem Hadrian auch in Bethlehem einen Tempel für Venus und Adonis errichten ließ, muss man sich wundern, warum diese beiden archäologischen Zeugnisse für römische Kultbekämpfung so selten in die Debatte um ein im ersten Jahrhundert entstehendes Christentum einfließen.

Dank dieser verunglückten „damnatio memoriae“ wusste jedermann, wo die den Christen heiligen Stätten lagen. Kaiser Konstantin I. ließ nun das ursprüngliche Gelände wieder freilegen und den nackten Fels zu zwei Kuben formen. Dabei können nur blanke Steinsplitter angefallen sein, ein selbst für Reliquien nicht übermäßig inspirierendes Material. Gleichzeitig wurden das Grab von einer mächtigen Kuppel überwölbt, Anastasis (Auferstehung) genannt, als Teil eines ganzen Komplexes, zu dem auch die Grabeskirche gehörte. Die Bauwerke entstanden zwischen 326 und 335.

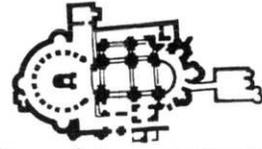
Die Kirche soll von den Persern 614 zerstört, aber bereits 629 noch unter den Persern gemäß dem Plan Konstantins auf demselben Grundriss in derselben Form wieder aufgebaut worden sein. Diese Kirche – in meiner Sicht die ursprüngliche Kirche – überdauerte auch den Arabersturm. Sie ging



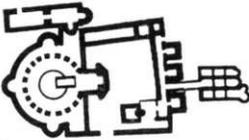
Konstantin der Grosse
(335)



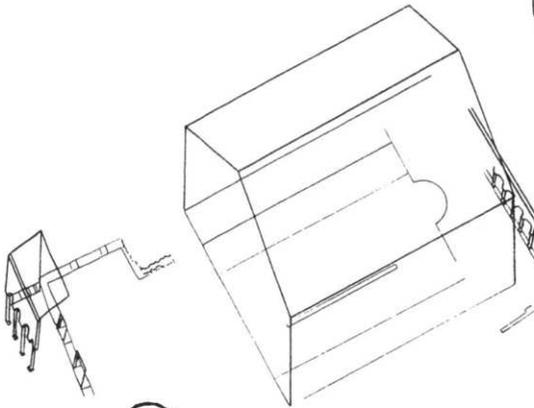
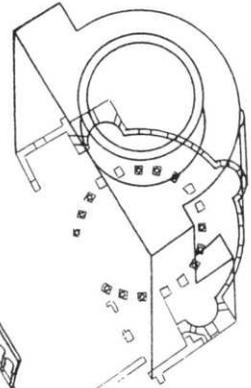
Modestos (629)



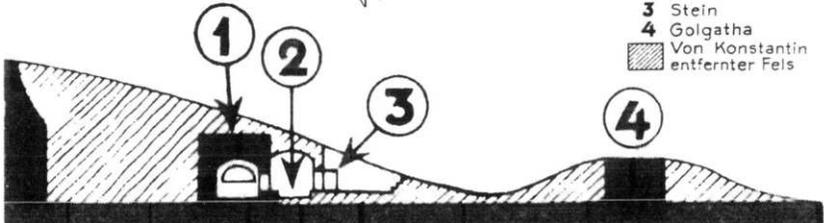
Kreuzfahrer (1149)



Konstantin Monomachos
(1048)



- 1 Grabkammer
- 2 Vorraum
- 3 Stein
- 4 Golgatha
- Von Konstantin
entfernter Fels



Grundrisse der Grabeskirche; Querschnitt durch Christusgrab und Golgatha
[Becker 28 f.]; Rekonstruktionsversuch für Martyrium und Anastasis des 4. Jhs.
[Christe et al. 104]

unter, als 1009 der Fatimidenkalif El-Hakim befahl, Kirche und Grab zu zerstören. Bei der Kirche stockte die Vernichtung, als der Bau in seinem eigenen Schutt ‚ertrank‘ und zum Teil überdauerte; das Grab Christi wurde bis auf geringe Reste, die heute wieder mit einem ‚Grab‘ überbaut sind, weggemeißelt.

Wir dürfen davon ausgehen, dass der ‚Grabkubus‘ innen wie außen nicht schmucklos gestaltet, sondern mit Konsolen, Türumrandungen, Simsen und dergleichen geziert war. So ist folgende Möglichkeit denkbar: Abbruchgestein konnte 1009 von Christen – auch hinter dem Rücken des islamischen Machthabers – erworben werden, um als teure Reliquien die Länder der Christenheit zu erreichen. Damals könnte selbstverständlich auch Aachen beliefert worden sein, auch wenn zu fragen bliebe, warum dort der hochheilige Reliquiencharakter derart in Vergessenheit geriet – doch dieses Phänomen wurde in Aachen schon wiederholt beobachtet [Illig 1998, 332, 397]. Die offenbar nachgewiesene Mehrfachnutzung der Marmorplatten spräche allerdings energisch dafür, dass ein im frühen 11. Jh. kaum existentes Aachen erst später beliefert worden wäre.

So hätte Aachen den Nachweis geführt, dass sein Thron aus Marmor besteht, der frühestens im 11. Jh. dorthin gekommen sein kann. Diese Spätdatierung könnte erklären, warum die Dendrochronologen im 9. oder 10. Jh. – zumindest bislang – keine Synchronizität fanden. Und so könnte sich folgende Abfolge an Zuschreibungen ergeben: Karls-, Otto-, Karls- und nun vielleicht ein Heinrich-Thron.

Dieter B. Herrmann – zum Fünften

Hartnäckigkeit soll sich lohnen. So wollen wir auch den neuesten Anlauf von Prof. *Dieter B. Herrmann* würdigen, die „Legende vom erfundenen Mittelalter“ als solche zu entlarven. Als neues Podium diente ihm „*Der Skeptiker*“, die Vereinszeitschrift der *Gesellschaft zur wissenschaftlichen Untersuchung von Parawissenschaften e.V.* (GWUP), deren Wissenschaftsrat er angehört. Sein abstract ist wünschenswert klar:

„Der Aufsatz beschreibt die astronomischen Grundlagen der Chronologie und führt den Nachweis, dass die zeitliche Abfolge des Geschichtsverlaufs durch antike Sonnen- und Monfinsternisse gesichert ist“ [H 180].

Da müsste also Neues hinzugetreten sein, hatte doch der Astronom nur Monate zuvor klargestellt:

„Ein bis ins letzte unanfechtbarer Beweis gegen Illigs These kann allein anhand von historischen Sonnenfinsternissen wohl nicht geführt werden“

[vgl. Illig 2000c, 663, das gesamte Zitat].

Das für ihn Neue ist uns mittlerweile bekannt:

„Zum Glück gibt es jedoch auch gute, unter anderem astronomisch begründete Versuche, Illig zu widerlegen. Von diesen seien hier die Publikationen von Wolfhard Schlosser (1997) und Franz Krojer (2000, siehe Kasten Internet-Tipps) herausgegriffen, die ich schließlich um einige eigene Argumente ergänzen möchte“ [H 183].

Ganz ernsthaft referiert der Professor den astronomischen Laien Krojer und schreibt bei ihm den Unsinn ab, der schon im letzten Heft an der redaktionellen Kompetenz bei *Acta Historica Astronomiae* zweifeln ließ: Der Julianische Kalender sei noch zu Zeiten des Augustus stark im Umbruch gewesen:

- Der August habe damals nur 30 Tage gehabt, weshalb „der Frühlingsanfang vom vermeintlichen 21. März auf den 20. rücken“ würde;
- Die zwischen Cäsar und Augustus fehlerhaft angewendete Schaltregel (mehrere Schalttage zuviel) habe nach erfolgreicher Korrektur (die gleiche Anzahl von Schalttagen zwischen -8 und +8 ausgelassen) gleichwohl zu einer Verschiebung geführt. „Dadurch rückte [...] der Frühlingsanfang auf den 24. März.“
- Da in der Folge noch der ‚Sextilis‘ zu Ehren des Kaisers in ‚Augustus‘ umbenannt und auf 31 Tage verlängert wurde (um nicht kürzer zu sein als der ebenfalls kaiserliche ‚Julius‘), verschob sich der Frühlingsanfang schließlich auf den 25. März.“ [alles H 184]

Ich habe schon im letzten Heft gezeigt [Illig 2000c, 664ff], dass der August bereits seit Cäsar 31 Tage lang war (erledigt Punkt 1 und 3). Und Punkt 2 ist widersinnig: Die Korrektur unter Augustus hat eine fehlerhafte Schaltung korrigiert und nicht deren Fehler verdoppelt. Denn bei (wohl) vier überzähligen Schalttagen fällt die Tageszählung zurück, z.B. vom 20.3. auf den 16.3. Die Korrektur bringt den 20.3. zurück, allein bei Krojer führt sie zum 24.3.! Aber in dem unbedingten Willen, mich zu widerlegen, schreibt ein Experte im fünften Anlauf sogar eine derartige Spiegelfechterei ab.

Damit nicht genug, führt Herrmann neuerlich Bischof Hydatius mit seinen beiden Sonnenfinsternissen an, unter dem Zwischentitel „Sonnenfinsternisse bringen Klarheit“. Das ist nur möglich, weil Herrmann seinen eigenen Grundsatz – antike Sonnenfinsternisberichte sind nur dann als zweifelsfreie Beweismittel zu werten, wenn sie zahlreichen Prüfkriterien standgehalten haben [Illig 2000c, 663] – schon wieder vergessen hat. Er hat keineswegs den Originaltext des Hydatius nachgelesen, befindet aber gleichwohl über dessen Zuverlässigkeit:

„Somit stellen die beiden Finsternisse von 418 und 447 einen seltenen Glücksfall dar: Uns liegen zwei zuverlässige Berichte desselben Verfassers vor, die sich auf denselben Ort beziehen“ [H 187].

Einmal im dermaßen ‚skeptischem‘ Fahrwasser, schließt er noch eine Bemerkung über die Unsicherheit so mancher Quelle an:

„Selbst wenn man die Quellenlage als wenig befriedigend ansehen möchte, weil nirgends definitiv vom Datum des Frühlingsäquinoktiums bei Cäsar die Rede ist, bleibt der 24. 3. die einzige Alternative, weil ja andernfalls tatsächlich die Gregorianische Korrektur um drei Tage zu kurz gegriffen hätte.“ [H 187]

Hier wird endlich die wünschenswerte Klarheit erzielt: Meine Analyse ist richtig; weil sie das aber nicht sein darf, bleibt als Alternative nur der 24.3., obwohl Herrmann meine Argumente gegen dieses Datum nicht aushebeln kann.

Nebenbei bemerkt: Der Fachmann hat erst drei Seiten zuvor demonstriert, dass sich der Frühlingsanfang nicht auf den 24.3., sondern auf den 25.3. verschoben habe. In jedem Fall hätte sich der Frühlingspunkt von Cäsar zu Nicäa vom 25.3. hin zum 21.3. verschoben und keineswegs umgekehrt. Ich will solches aber nicht vertiefen, weil Herrmann „eine Neuauflage der wütenden Schmährufe vermeiden“ will [H 185], mit denen ich ihn schon bedacht haben soll. Dabei habe ich in den beiden angegebenen Fällen lediglich mit nüchternen Worten gezeigt, dass ihm ein Zirkelschluss unterlaufen und dass es wertlos ist, mit Abständen von Sonnenfinsternissen zu argumentieren, wenn noch nicht einmal deren Daten festliegen [Illig 1999a, 147 ff.]. Welch Feinfühligkeit, die einen begründeten Widerspruch gleich als wütenden Affront erlebt. Die ihr zu Gebote stehenden Zeitschriften sind da durch-aus robuster.

Der Zeitschrift *raum&zeit* habe ich keine Entgegnung geschickt, weil dieser Grenzbereich hin zur Esoterik nicht der richtige Ort zur Diskussion ist. Pikanterweise hat die Zeitschrift den angekündigten Artikel über die schummelnden, tricksenden und lügenden Historiker [vgl. Illig 2000c, 675] in den darauf folgenden beiden Nummern nicht gebracht.

Archäologie in Deutschland ist sich treu geblieben, wie nach vier Anläufen gegen mich und meine Thesen auch nicht anders zu erwarten war. Als ich die Fehler ihres Artikels „Die Sonne bringt es an den Tag“ richtig stellte, hat die Redaktion selbstverständlich diesen Leserbrief (vom 17. 5. 2000) nicht abgedruckt. Monate später schrieb ich dann einen handfesten Brief direkt an die Redaktion, also kein als Leserbrief gekennzeichnetes Schreiben, in denen ich den zuständigen Leuten auf den Kopf zusagte, dass es ihnen einzig und allein um Diffamierung meiner These wie meiner Person ginge. Diesen Brief haben sie – ohne mein Plazet, aber begeistert – sofort als Leserbrief abgedruckt [AiD 1/2001, 74].

Sterne und Weltraum hat ebenso selbstverständlich keinen Leserbrief gegen ihre Unkenntnis und Borniertheit – „Wir kennen das Buch von Herrn Illig nicht, würden uns aber nicht wundern, wenn...“ [Illig 2000b, 482] – gedruckt, obwohl mehrere geschrieben worden sind.

Der Redaktion von *Acta Historica Astronomiae. Beiträge zur Geschichte der Astronomie* schrieb ich am 28. 10. einen Brief des Inhalts, dass eine ernstzunehmende Zeitschrift die gesammelten Fehler eines Franz Krojer nicht unkorrigiert stehen lassen könne und im Falle seiner Diffamierungen auch eine Gegenrede möglich sein müsse. Aber die schon im letzten Heft geäußerte Ahnung hat nicht getroffen. Ko-Herausgeber Dr. Jürgen Hamel teilte mir am 9. 12. 2000 mit, dass die Redaktion unter „Diskussion“ nur die beiden Artikel von Prof. Herrmann und die flankierende Diffamierung durch F. Krojer verstünden. Sie würde sich an die vorsorglich eingerückte Fußnote halten, „mit der wir die Behandlung dieser Frage in unserer Schriftenreihe beenden, gleich von welcher Seite weitere Veröffentlichungswünsche bestehen sollten“. Es gibt also noch aufrechte Charaktere, die zu ihren Fehlern stehen und sie nicht korrigieren lassen.

Prof. Herrmann legt – in einem Brief vom 8. 1. 2001 – Wert auf die Feststellung, dass Dr. Hamel keineswegs ein Mitarbeiter oder Untergebener von ihm sei, sondern er diesem ihm gut Bekannten nur die Adresse der Sternwarte zur Verfügung gestellt habe, was ich gerne richtig stelle. Er versteht weder meine Behauptung, er habe sich mit einem Laien verbündet, noch die, dass er mich diffamieren wolle. (Ich setze sein Einverständnis für die nicht wörtliche Wiedergabe seiner Einwände voraus; trägt doch der Brief die Adresse der von ihm geleiteten, öffentlichen Archenhold-Sternwarte.) Ich ergänze gerne, dass ich mit Laien Herr Krojer gemeint habe, dessen Thesen Herrmann so wichtig sind, dass er sie nun im *Skeptiker*-Artikel referiert und dort gleich zweimal Krojers Internet-Seiten empfiehlt (s.o.), in denen ich noch härter diffamiert werde als in dessen Artikel. Aber nachdem Herrmann nicht das Geringste mit Redaktion und anderen Autoren der *Acta* zu tun hat, gilt für das Geschehen innerhalb der Redaktion die Devise des Hosenbandordens: „Honi soit qui mal y pense.“

Der Redaktion des *Skeptikers* habe ich einen längeren Artikel zugeschickt, in dem ich die Irrtümer Herrmanns richtigstelle. Bislang wurde ich mit der Auskunft beschieden, dass es dauern werde, bis man über einen eventuellen Abdruck entschieden habe. Immerhin ist eine Veränderung zu konstatieren. Zunächst bedeutete der Artikel von Prof. Herrmann, dass die These vom erfundenen Mittelalter als Para-Wissenschaft eingestuft worden ist. Möglicherweise war sie sogar Auslöser dafür, dass die

„11. GWUP-Konferenz am 24.5. in Rossdorf als Schwerpunkt „Parageschichte“ haben [wird], darunter Geschichtsrüttler, Geschichtsklitterung, Geschichtsleugnung ... mit Themen wie Antievolutionismus, Kreationismus, verschwundenes Mittelalter, Geschichte erfinden a la Daeniken, Fact und Fiction in der Bibel, Holocaust-Leugnung, Mondlandung-Leugnung etc.“

So war es im Monatsbericht von Oktober 2000 zu lesen. Bei der offiziellen Einladung für das Jahrestreffen war das verschwundene Mittelalter verschwunden. Gab es dafür keinen Referenten, kein Interesse, kein einhelliges Urteil?

Weitere astronomische Diskurse

Die Diskussion wird andernorts entschieden höflicher fortgesetzt. So gestalte Dr. Kurt Kreiler [2001] für den SFB eine zweistündige Sendung und bat mich u.a. um Statements auf Einwände von Prof. *Wolfram Schlosser*, der schon 1997 in der Befragung von *Ethik und Sozialwissenschaften* das Wort ergriffen hatte. Dieser erachtet es als eine ganz große Leistung, „dass seit der Zeit des Ptolemäus oder seit Christi Geburt oder jedenfalls seit der Antike kein Tag bis heute verloren gegangen ist“. Dem würde meine These mit hinzu erfundenen Tagen nicht widersprechen, gleichwohl erscheint mir die Behauptung mutig, weil auch sie die Exaktheit der Quellen mit den Rückrechnungen des 19. Jhs. bestätigt sieht und gar nicht ins Kalkül zieht, dass damals die antiken Quellenangaben justiert worden sind.

Schlosser bringt dann wie 1997 das Mondfinsternistripel von Ptolemäus vor, das nicht fälschbar sei. Nachdem er die Einwände von R.R. Newton nicht gelten lässt, die ich damals entgegengehalten habe, sticht nun der Einwand, der gegen Prof. Oberschelps im Kern gleiche Aussage vorgebracht worden ist [Illig 1999b, 396 f.] und der sich bei Hydatius bestätigt hat [Illig 2000b, 677 f.]: Wir haben Grund zu der Annahme, dass die antiken Quellen zu einem gewissen, nicht sehr großen Teil tatsächliche Beobachtungen enthalten, sie aber zeitversetzt bringen. Das ließ sich bei Hydatius unterfüttern, weil dieser Bischof bei den Papstdaten seiner Zeit um bis zu 7 Jahren irrt, Sonnenfinsternisse jedoch taggenau berichtet.

Das ist auch die grundsätzliche Antwort auf die Ausführungen von Prof. *Martin Trömel* [= T 2001], der sich mit der Frage beschäftigt, „ob im 7. bis 9. Jahrhundert Himmelsbeobachtungen durchgeführt wurden“ [T 1]. Er konfrontiert eine ganze Reihe von Beobachtungen aus frühmittelalterlichen Berichten mit Rückrechnungen, verifiziert dabei allerdings die ursprünglichen Quellenangaben nicht in allen Fällen und akzeptiert auch, wenn Sonnenfinsternisse

berichtet werden, die am Ort des Berichtes gar nicht gesehen werden konnten [T 7]. Er ist der erste Kontrahent, der mir noch vor Drucklegung seine Ausarbeitung zugänglich machte, in ihr außerdem jeden diffamierenden Ton vermied. Für beides möchte ich mich ausdrücklich bedanken. Trömel bringt gute Argumente, dass die von mir auch ins Kalkül gezogene Rückrechnung astronomischer Ereignisse nicht greife, weil noch Kepler nicht hinreichend präzise retrokalkulieren konnte.

Bei den (allzu) genauen astronomischen Angaben in Grad und Tierkreiszeichen bin ich missverstanden worden. Es ging um das Phänomen, dass die „karolingischen“ Astronomen in den *Reichsannalen* Beobachtungen mit gradgenauer Präzision angeben, wie es erst wieder im späten 12. Jh. geschieht. Nicht bestritten habe ich den Umstand, dass mit dem bloßen Auge gradgenau beobachtet werden kann, entspricht doch überschlagsmäßig eine Sonnen- oder Vollmondbreite zwei Grad.

Doch vier Seiten weiter zitiert Trömel die Kalenderspezialisten von 809 in den Worten von A. Borst:

„Für die Tagundnachtgleiche im Frühjahr wählten sie den 22. März, weder den 25. wie Beda, noch den 21. wie die Iren“ [T 5].

Damit stellt Trömel klar, dass die „Karolinger“ zwar gradgenaue Beobachtungen hinterlassen hätten, doch beim wichtigsten Himmelstermin, der für das Osterfest ‚zuständigen‘ Frühlingsäquinoktie, gleich um Tage irrten. Denn wie er selbst auf S. 2 hervorhebt, ergeben die aktuellen Rückrechnungen für die Lage der Frühlingspunkte in den Jahren 805 bis 843 den 17. März (den 16. in Schaltjahren). Mit der Wahl des 22. März (Trömel sieht ihn wegen Kalendervarianten für identisch mit dem 21.3.) wurde die Himmelsituation in jedem Fall verfehlt: Wurde vom 24.3. unter Cäsar und vom 21.3. zu Nicäa ausgegangen, dann hätte der karolingische Beobachter den gerade genannten 17.3. festlegen müssen.

So hat Trömel einen weiteren Beweis dafür geliefert, dass die Karolinger den Himmel *nicht* beobachtet haben. Stammen also die gradgenauen Beobachtungen noch aus der Spätantike (aus dem Jahr 809 – 297 = 512) oder doch aus dem 12. Jh., oder sollen wir weiterhin – im Sinne von Arno Borst – glauben, dass die Karolinger einen lichten Moment in der dunklen Astronomie des Mittelalters bilden, dem erst im 12. Jh. zunehmend strahlendes Licht folgt?

Das gewählte Borst-Zitat bestätigt außerdem, dass mit dem 25. und dem 21. März auch im 9. Jh. jene beiden Frühlingseckpunkte bekannt waren, die bereits vor Nicäa konkurrierend gebraucht worden sind. So bleibt uns das Kalenderproblem und es bleibt uns in erschwerter Form, denn nun muss die

Frage beantwortet werden, wieso die so genau beobachtenden Karolinger die Frühlingsspunkte stärker verfehlten als z.B. die Erbauer der Megalithanlagen.

Interessanterweise hält der Professor für Anorganische Chemie wie für Geschichte der Naturwissenschaften alle Überlegungen zur Kalenderreform für gegenstandslos. Die 10-Tages-Korrektur von 1582 habe

„die Verhältnisse wieder hergestellt, die 300 n. Chr. herrschten, unabhängig davon, welches Datum der Frühlingsanfang bei Einführung des julianischen Kalenders hatte und ob das Konzil von Nicäa 325 n.Chr. hierzu Beschlüsse gefasst hat oder nicht“ [T 1].

Damit wird aber den Kalenderreformern des Frühbarocks unterstellt, dass sie sich nicht darum gekümmert hätten, in wie weit der julianische Kalender zwischen Cäsar und Nicäa zu korrigieren ist, obwohl sie ganz genau wussten, dass der Kalender ab dem Tag seiner Einführung aus dem Ruder lief.

Die Langobarden in Brescia

Unerbittlich wird uns Europäern weiterhin der Eindruck vermittelt, „Er ist Europa“, bis wir endlich den Umkehrschluss ziehen werden: „Wir sind Karl“. Gegenwärtig geht es um ‚Ihn‘ in einer Ausstellung in Split; davor war bis in den November 2000 zu Brescia eine einschlägige Ausstellung zu besichtigen: *Il futuro dei Longobardi. L'Italia e la costruzione dell'Europa di Carlo Magno* [B/B = Bertelli/Brogio 2000]. Dunkel blieb, was nun die Zukunft jener Langobarden wäre, die 569 Italien erreichten und angeblich 774 von Karl aus der Geschichte verabschiedet worden sind, um dann als Lombarden des 10./11. Jhs. unbeeindruckt weiter zu leben – die Lega nord ist nicht erwähnt worden.

Wie bei den Franken müssen auch die Langobarden in ihren Gräbern gelebt haben, denn gebaut haben sie erst nach ihrem Tod – auf diese schnoddrige Kurzformel könnte man den präsentierten Befund reduzieren. Im einzelnen stellt er sich so dar. 48 **Gräber** lieferten 162 Exponate, die von der Mitte des 6. Jhs. bis Mitte des 8. Jhs. datiert werden. Doch die Zeit jenseits 700/Anfang 8. Jh. repräsentierte ein einzelnes Grab (Nr. 264), das wegen seiner Ausmalung der Mitte des 8. Jhs. zugewiesen worden ist [B/B 243].

Damit könnte sich die Forschung bestätigt fühlen. Denn die Archäologen werden – als Resultat der Christianisierung Europas – ab einer gewissen Zeitgrenze arbeitslos, die mir F. Siepe benennen konnte:

„Am Ende der Entwicklung [der archäologisch bezeugten Schmuckproduktion], beginnend wohl im letzten Drittel des 7. Jhs., stehen sehr schmale und profilierte Gürtelgarnituren aus Eisen und Bronze, von denen die eisernen Exemplare meist mit Streifentauschierung oder aufgelöteten Bronzeplättchen mit gepunztem Dekor versehen sind.“

Dies ist der letzte beigabenführende Fundhorizont der Langobarden. Danach, mit dem Erlöschen der Beigabensitte am Anfang des 8. Jh.s, lassen sich die Langobarden in Italien nicht mehr nachweisen“ [v. Hessen 80].

In der Ausstellung sieht es anders aus. Bei den in Brescia präsentierten Funden lagen 44 von 48 Gräbern, also über 90 Prozent, in der Zeit vor 650, ca. 33 von 48 Gräbern (68 Prozent) noch vor 614. Das bestätigt den Befund im Museum von Cividale, dem ersten und östlichsten Herzogssitz dieses Volkes auf heute italienischem Gebiet. Dort findet man – von einer einzigen Ausnahme abgesehen – Grabbeigaben nur bis ins erste Viertel des 7. Jhs. [Illig 1993, 43], gefolgt von einer alten Abschrift der Langobardengeschichte des Paulus Diaconus, die er in dieser Stadt geschrieben haben soll. 612 gründet der Hl. Columban das Kloster Bobbio zwischen Pavia und Genua, um von dort aus den (christlichen) Arianismus zu bekämpfen. Wenn das Christentum damals schon dermaßen in den langobardischen Gebieten verbreitet war, müsste jede Grabbeigabe nach ca. 610 als Ausnahme gelten. Insofern dürfen wir davon ausgehen, dass die Gräber zu ihrer Datierung kamen, indem die Befunde einfach auf die vorgegebene Zeit zwischen 569 und 700 verteilt worden sind. Das Auftreten der 700-Scheidelinie in Deutschland wird uns andernorts beschäftigen.

Wenden wir uns nun den *plastischen Arbeiten* zu, also den Flechtwerkplatten, sonstigen Steinskulpturen, einigen wenigen Stuckarbeiten und Terrakotten. Die 78 Exponate lagen zwischen Ende des 6. Jhs. und Anfang des 11. Jhs. Das erste Jahrhundert dieser Spanne wird von zwei Platten repräsentiert, die zwar mit „Ende 6./Anfang 7. Jh.“ vorgestellt werden, doch im Text zwischen 6. und 9. Jh. schwanken [B/B Nr. 279]. 72 von 78 Exponaten werden dem 8. und 9. Jh. zugerechnet, drei der Zeit um 900, eines der Zeit um 1000, eines ist vielfach datiert.

Ohne spitzfindig werden zu müssen, beginnen die Steinmetzarbeiten erst ab 700, also dann, wenn keine Gräber mit Beigaben mehr zu finden sind – und das, obwohl die Christianisierung schon ein Jahrhundert früher weit fortgeschritten war! Die Begründung ist einfach: Den Urkunden werden Kirchen- und Klöstergründungsdaten erst ab dem 8. Jh. entnommen, weshalb auch Kirchendekor frühestens dem 8. Jh. zugerechnet werden kann. In meiner Sicht sind die Flechtwerkarbeiten, ob Platten, Antependien oder Ziborien, von ihren stilistischen Pendanten in den romanischen Kirchen getrennt worden, weil auch die Langobarden doch irgend etwas Steinernes hinterlassen haben mussten.

Gibt es einmal keine entsprechende Urkunde, geraten die Datierungen in einen Mahlstrom. Dafür gibt es zwei bekannte, erhaltene Beispiele: den

Tempel von Clitunno (oder Clitumno) und San Salvatore – die Kirche dicht bei Spoleto, der Tempel in einiger Entfernung. 1999 war an der Ausstellung in Paderborn zu rügen, dass sie ohne irgend eine Begründung beide Bauwerke aus dem 4. Jh. in die Zeit von 730-750 verbracht und so zu Langobardenbauten gemacht hat [Illig 1999c, 418]. Ein Jahr später ist dieser Willkürakt schon wieder vergessen: Die Kirche wird dem 4.-6. Jh. zugeschrieben, der Tempel dem 5.-6. Jh. [B/B 296; vgl. auch 25]; die Bauten gehören wieder, wie ‚von Haus aus‘, in die Realzeit.

Das Leitfossil „*Keramik*“ ist in dieser Ausstellung weitgehend übergangen worden. Ausgestellt waren eine Kanne und ein Topf, die als Grabfund ins 7. Jh. datiert wurden [B/B Nr. 24a,c], dazu fünf Gefäße, die fast alle von Ausgrabungen auf dem Forum Romanum stammten und deshalb in das 9. Jh. bis hin in die erste Hälfte des 10. Jhs. verbracht wurden [B/B Nrn. 312, 316-319]. Sonstige Scherben wurden nicht präsentiert, so dass auch nichts über ihre Verteilung und Häufigkeit gesagt werden kann.

Ein Aufschluss war zu erhoffen: Prof. *Hermann Fillitz* hatte in der großen Podiumsdiskussion in Salzburg behauptet, dass sich die Gitter der *Aachener Pfalzkapelle* als langobardische Arbeiten ableiten ließen, womit die Datierung des Baus ins späte 8. Jh. hinreichend klargestellt sei [Illig 2000a, 131]. Ich hatte damals eingewendet, dass es bei den Langobarden keine auch nur halbwegs in der Dimension vergleichbare Bronzearbeiten gebe, weshalb diese Rückführung ins Nichts laufe. Dies ließ sich nun kontrollieren und präzisieren. Brescia zeigte nicht viele Bronzearbeiten, etwa Gürtelschnallen, Riemenbeschläge, eine Gewandfibel und ein Paar vergoldeter Sporen. Etwas größer waren nur drei Objekte:

- ein 19 cm langes Bronzeblech von Agilulf [B/B Nr. 46], der von 590-612 herrschte und somit in herkömmlicher Datierung viel zu weit weg liegt von Aachen und seiner Datierung auf ca. 790.
- eine Bronzeschale mit 38 cm Durchmesser, auf „Ende 6./Anfang 7. Jh.“ datiert [B/B Nr. 9]; doch wird hier Bronze als Material bezeichnet, „das traditionell ägyptischen Manufakturen zugeschrieben wird“, weshalb die Schale auch italischen Ursprungs sein könne;
- ein bronzener Wetterhahn mit einer Dimension von 32 x 12 cm, der von einem Kirchturm des 12. Jhs. stammt, „aber vielleicht viel älter ist“ und deshalb unter „VIII-IX secolo (?)“ lief [B/B. Nr. 328].

Deutlicher kann der Beweis nicht ausfallen: Es gibt kein langobardisches Bindeglied, das zwischen den 32 cm und 6,7 kg eines (sehr wahrscheinlich ohnehin romanischen) Wetterhahns und den rund 4,8 m und vielen Hundert kg jedes der acht Gitter in Aachen vermitteln könnte. Fillitz' aus der Not

geborene Herleitung, die wohl kaum ein anderer Kunsthistoriker mitträgt, endigt tatsächlich im Nichts.

Dasselbe gilt für die berühmten langobardischen Baumeister, die Comasken, die immer wieder, auch von Fillitz aufgeboten werden, um den holzbauenden Franken einen Steinbau zu liefern. Auch hier kann die Ausstellung keine Äquivalente bieten. Zwei Kirchen aus Benevent, darunter die ziegelgebaute Santa Sofia (758-760) [B/B Nr. 356, 357] bilden kein Verbindungsglied zwischen Byzanz und Aachen. Es wurden auch fünf langobardische Ansiedlungen vorgestellt:

- Torba besteht aus einem Turm des 5. und einem Anbau des 15. Jhs.; der Turm sei im 8. Jh. als Nonnenkloster genutzt worden [B/B 192 f.].
- Bei Poggibonsi zeugen mehrere Schichten von einer längeren Besiedlung, doch geht es dabei um strohgedeckte Grubenhäuser [B/B 194-199].
- Bei Colle Sant'Angelo fand sich eine Kapelle von 7 x 3 m, die am Ende des 8. Jhs. gesehen wird, aber von manchen auch im 6. Jh. [B/B 200].
- Bei Santa Maria in Civita wird auf Grund einer C14-Datierung eine Schicht präsentiert, die von ca. Mitte des 6. Jhs. bis ins letzte Viertel des 9. Jhs. reicht [B/B 201 f.].
- Schließlich bleibt Casale San Donato mit einer Schicht für das späte 6./7. Jh., während die Quellen im 9. und 10. Jh. eine Kirche kennen [B/B 203 ff.].

So müssten wir annehmen, dass die Comasken durchweg nördlich der Alpen gearbeitet haben. Dort werden sie allerdings erst nach 1030 am Speyrer Dom ‚auffällig‘. Die Aachener Pfalzkapelle ist auch mit ihnen im 8. Jh. nicht möglich.

Über das Erzeugen karolingischer Kunst

Demonstriert wurde hier in Brescia vielleicht erstmals die Erschaffung einer karolingischen Terrakotta. Ausgangsstoff war eine „Mutter Gottes“ (Theotokos) aus dem Inventar des ausstellenden Museums [B/B 493 f.]. Solange sie der „pieno età romanica“, der Hochromanik (≈ 12. Jh.) zugeordnet war, galt sie als nicht außergewöhnlich. Bei der Bestandsichtigung für die Ausstattung des neuen Stadtmuseums fiel auf, dass sie laut einer Archivnote aus der Benediktinerabtei von Leno stammen sollte. Die aber soll, genauso wie das Nonnenkloster San Salvatore von Brescia, von dem Langobardenkönig Desiderius gegründet worden sein (757-774). Mit solchermaßen geschärftem Blick entdeckte man auf der Rückseite der Madonna Strohreste und ließ sie „mit raffinierten physiko-chemischen Analysen“ datieren. Mit ihnen konnte „gesichert werden, dass das verwendete Stroh 1210 ± 50 aufgehört hatte, Kohlenstoff zu absorbieren. Nach der notwendigen Kalibrierung lag als



„Madonna ‚Theotokos‘“, Brescia, Santa Giulia-Museo,
„ungefähr Mitte des 8. Jhs.“ [B/B 484]

Resultat vor, dass Schnitt und Gebrauch der aus einem Sumpf stammenden Strohhalme auf ein Datum zwischen ungefähr der zweiten Hälfte des VIII. und der zweiten Hälfte des IX. Jahrhunderts hinführen: Die wahrscheinlichsten Daten in diesem Intervall sind jene, die in der Mitte des IX. Jahrhunderts oder ein paar Jahre früher liegen.“ [B/B 494; Übers. H.I.]

So bestätigen sie die auffallende Ähnlichkeit mit wenigen frühmittelalterlichen Stücken, insbesondere Elfenbeinarbeiten aus dem Mailänder Raum oder mit dem berühmten Stuckzyklus des Ziboriums in Sant’Ambrosio di Milano. Nun reiht sich die Madonna in eine als reich erhoffte Stuckfabrikation ein, die vertreten wird durch Stücke aus „Disentis, Malles, Cividale, Brescia selbst und Mailand“.

Ein Blick in die Kunstgeschichte offenbart auch andere Ähnlichkeiten. So führt der feine Faltenwurf des Kopftuchs oder der große Nimbus zu Gegenstücken im 12. Jh. (s. Siepe, hier S. 138). Selbstverständlich passt die feine Arbeit überhaupt nicht zum Gros frühmittelalterlicher Porträtdarstellungen, die ja bis 1030 erschreckend primitiv bleiben [vgl. Illig 1998, 198 f.]. Vielmehr muss die Madonna wie die Figuren aus Cividale, denen sie größenmäßig nahe kommt, aber künstlerisch überlegen ist (sie ist allerdings auf Nahsicht gearbeitet), wieder ins hohe Mittelalter zurückkehren, aus dem sie mit Hilfe von C14 geholt worden ist. So kann der vermeintliche Marienkult der Karolingerzeit, ‚gestützt‘ durch zahlreiche, urkundlich abgesicherte ‚Matrozinnen‘ nicht mehr oder nie existenter Bauten, nicht gesichert werden.

Das ist nicht die letzte ‚Karolingisierung‘, im Gegenteil. Eine weitere fand in einem Gebiet statt, in dem es kaum einen „karolingisch“ erwähnten Ortsnamen gibt. **Sulzbach-Rosenberg**, ehemalige Kreisstadt in der bayerischen Oberpfalz, führte sich bislang nicht weiter als in die Anfänge des 11. Jhs. zurück. Nun erbrachten Sanierungsarbeiten im Sulzbacher Schloss eine fast vollständige Kapelle, die wegen zweier C14-datierter Begräbnisse in die Zeit zwischen 780 und 920 rückt [dpa 2001a] – und so zu einer der ältesten Kirche Süddeutschlands wird.

Drei Tage später wurde ein überraschender Keramikfund aus **Bielefeld** gemeldet [pas 2001]. Ein handgefertigter Gefäßrand soll vom 8. Jh. künden. Der Gesamtgrabung und der ersten Publikation voregreifend, überlegen nun die Archäologen, ob schon damals die erste Bielefelder Siedlung entstanden ist. Denn sie misstrauen mittlerweile den schriftlichen Quellen. Bislang wurde Bielefeld erstmals in einer Urkunde des Klosters Corvey genannt, im 9. Jh., aber weil die nächsten schriftlichen Belege erst aus dem 11. Jh. stammen, könnte es sich im Corveyer Fall auch um eine Fehlinterpretation handeln.

Wiederum fünf Tage später wurde ein Steinfragment vorgestellt, das gerade im Dom von **Osnabrück** ausgegraben worden war [dpa 2001b]. Ohne seinen für Mitteleuropa einzigartigen Charakter zu beschreiben, gilt er den Archäologen als Hinweis auf ein „mächtiges Gebäude aus der Zeit um 800“ unterm nördlichen Querhaus, also auf einen Palast oder eine Pfalz, zugleich auf die Existenz der ersten Christen am Ort wie auf Gräber der Zeit.

Derartige Aktivitäten treffen gut mit dem Umstand zusammen, dass vor nunmehr fünf Jahren – mit der Rundfunksendung im SWF am 12. 1. 1996 – die Diskussion ums frühe Mittelalter eingesetzt hat. Ganz offensichtlich ist in diesem Jahr fünf die Bereitschaft innerhalb der Mediävistik ganz erheblich gewachsen, die Hilfe der Archäologen in Anspruch zu nehmen, um den fraglichen Zeitraum mit Scherben und Fundamenten gegen seine Fiktionalisierung zu immunisieren. So dürfen wir bald an vielen Orten ganz neue Karolingerfunde gewärtigen. Schließlich ist die Situation nicht überall so verzweifelt wie in jener süddeutschen Stadt, die auf ihre römische Hinterlassenschaft stolz ist. Dort meinte der Archäologe des Landkreises: Wir sind schon von oben angewiesen worden, etwas Frühmittelalterliches zu finden. Aber bei uns schaut's ganz schlecht aus! Wenn bei derartigen Nachbesserungs- und Auffüllarbeiten wie in Bielefeld auch die Schriftquellen kritisch in Augenschein genommen werden, so kann das von Vorteil sein.

Wie steht es mit Widerlegungen? An der Aachener Pfalzkapelle wollten die wenigsten scheitern (Fillitz), aber das ist im Grunde auch unnötig, seitdem Prof. *Jan van der Meulen* der Kuppel die Expertise ausgestellt hat, sie sei gallo-römisch oder ottonisch, aber nicht karolingisch [Illig 1998, 395]. Die Fundarmut ist offensichtlich zumindest in Deutschland als bedrohlich verstanden worden, weshalb man sich nach Kräften anschickt sie zu beheben. Ansonsten bliebe nur die kurzatmige Erklärung von den karolingischen Holzbauten, die so schwer aufzuspüren seien. Jüngst hat sie Prof. *Thomas Fischer*, Köln, neuerlich vorgebracht [Kreiler], ohne deshalb plausibel machen zu können, warum gerade mittelalterliche Hölzer dermaßen rasch vom Zahn der Zeit zernagt werden. Die astronomische Situation wird mit großer Erbitterung diskutiert, wohl weil man glaubt, dass eine mathematisch saubere Widerlegung auf diesem Gebiet gleichzeitig die Probleme der Archäologen, Mediävisten und Architekturhistoriker dauerhaft vom Tisch brächte. Ein Endergebnis ist auf der archäoastronomischen Seite noch nicht absehbar, aber zumindest haben etliche Diskutanten begriffen, dass die eigentliche Schwachstelle nicht die modernen Rechenkapazitäten, sondern die ärmliche, oft vage Berichtslage in Antike und Mittelalter ist.

Literatur

- Augustinus, Aurelius (³191): *Über den Gottesstaat*. 2 Bde; München
- Becker, Horst J. (¹⁰1977/78): *Polyglott-Reiseführer Jerusalem*; München
- Bertelli, Carlo / Brogiolo, Gina Pietro (2000): *Il futuro dei Longobardi. L'Italia e la costruzione dell'Europa di Carlo Magno*; Ausstellung im Monastero di Santa Giulia, Brescia; Genf · Mailand
- Christe, Yves et al. (1982): *Handbuch der Formen- und Stilkunde. Mittelalter*; Wiesbaden
- dpa (2001b): „Ein Rätsel aus Stein. Fund im Osnabrücker Dom“; in: *FAZ*, 24. 2. 2001
- dpa (2001a): „Schlosskapelle aus der Karolingerzeit entdeckt“; in *SZ*, 16. 2. 2001
- Heinsohn, Gunnar (1999): „Jüdisches Leben im frühmittelalterlichen Palästina. Ist die von den Kreuzfahrern 1099 zerstörte Synagogenkultur archäologisch wirklich unauffindbar?“; in: *ZS* 11 (3) 356-388
- H = Herrmann, Dieter B. (2000): „Die Legende vom erfundenen Mittelalter. Astronomische Argumente gegen die Phantomzeit des Heribert Illig“; in: *Der Skeptiker* 4/2000, Bergisch Gladbach, 180-188
- Hessen, Otto von (1988): „Archäologische Zeugnisse der Langobarden in Italien“; in Ralf Busch (Hg. 1988): *Die Langobarden. Von der Unterelbe nach Italien*; Hamburg, 75-80
- Illig, Heribert (2000c): „Astromanie und Wissenschaft“; in: *ZS* 12 (4) 662-680
- (2000b): „Den Mythos erinnern, Karl vergessen“; in: *ZS* 12 (4) 626-628
 - (2000a): „Brennpunkt Phantomzeit“; in *ZS* 12 (1) 126
 - (1999c): „Paderborns prachtvolle Phantomzeit“; in *ZS* 11 (3) 403
 - (1999b): „Sperrfeuer vor Paderborn“; in *ZS* 11 (3) 389
 - (1999a): *Wer hat an der Uhr gedreht?*; München
 - (1998): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf (Tb mit Nachwort)
 - (1993): „Langobardische Notizen I. Urkunden, Stuckfiguren und kaiserlose Städte“; in *VFG* 5 (2) 41
- L = Lotter, Friedrich (1999): „Die Juden und die städtische Kontinuität von der Spätantike zum Mittelalter im lateinischen Westen“; in: Fritz Mayrhofer/ Ferdinand Opll (Hg. 1999): *Juden in der Stadt*; Linz, S. 21-80
- Nolli, Gianfranco (1989): *Grabeskirche und Felsendom in Jerusalem*; Herrsching
- Noy, David (1993/1995): *Jewish Inscriptions of Western Europe*. Vol. 1: Italy (excluding the City of Rome), Spain and Gaul. Vol. 2: The City of Rome; Cambridge
- pas (2001): „Ist Bielefeld älter als bisher angenommen? Welle: Scherben aus dem 8. Jahrhundert gefunden“; in: *Neue Westfälische*, 19. 2. 2001, Lokalseiten Bielefeld
- Peiser, Benny (1990): „Archilochos und Olympia“; in *VFG* 2 (5) 20
- Stoffels, Alfred (2000): „Die Festivitäten um Karl gehen weiter“; in: *Aachener Nachrichten*, 19. 12. 2000
- T = Trömel, Martin (2001): „Himmelsbeobachtungen in karolingischer Zeit. Zugleich ein Beitrag zur Frage der drei erfundenen Jahrhunderte“; in: *Internationale Zeitschrift für Geschichte und Ethik der Naturwissenschaften, Technik und Medizin (NTM)* (1) 1-12

Beiträge zur Phantomzeit-Debatte, kontinuierlich ab 6. 12. 2000

- ♦ Nov. - **Buch** von Max Kerner: Karl der Große. Entschleierung eines Mythos; Wien ♦ 6.12. **WDR** (TV), **Köln** - Dr. Gert Zeising stellt seinen Befund des Lorscher Evangeliars vor ♦ 8.12. **Aachener Nachrichten** - Leserbrief von HI: In der Rolle von Karls Hofnarr ♦ 11.12. **München** - Vortrag von HI ♦ 23.12. **Süddeutsche Zeitung**, München - Willi Winkler: Der Herr Karl aus dem nassen Norden. An Weihnachten vor 1200 Jahren wurde ein Barbarenfürst zum Römischen Kaiser gekrönt - sagt die Legende: eine Ausstellung in Rom ♦ 23.12. **Die Presse, Wien** - Walter Klier: Es ist noch alles offen ♦ Dez. - **Buch** von Roland P. Mayer: Das Antlitz der Wahrheit. 1000 Jahre Geschichte neu betrachtet; Berlin, 2000 ♦ 4/00 **Der Skeptiker. Zeitschrift für Wissenschaft und kritisches Denken** - Dieter B. Herrmann: Die Legende vom erfundenen Mittelalter. Astronomische Argumente gegen die Phantomzeit des Heribert Illig ♦ Dez. - **Buch** von Wim S.-W. Rass: Dietrich von Bern und Karl der Große; Buchen, S. 221-226 ♦ 30.12. **Westfalenpost, Hagen** - Joachim Karpa: Alles Lüge. Heribert Illig: Das Mittelalter hat es nie gegeben. Wir schreiben das Jahr 1703 ♦ 1/2000 **Archäologie in Deutschland** - Leserbrief von HI ♦ 16.1. **Freies Wort, Ilmenau** - FW: Karl der Große und seine Zeit ♦ 17.1. **Ilmenau**, Uni-Mensa - Vortrag HI ♦ 19.1. **Thüringer Allgemeine, Ilmenau** - it: Die Existenz Karls des Großen im Visier ♦ 19.1. **Freies Wort, Ilmenau** - wr: Europas Klöster - alle Fälscherwerkstätten? Vortrag von Dr. HI im überfüllten Mensasaal ♦ Jan., **Internationale Zeitschrift für Geschichte und Ethik der Naturwissenschaften, Technik und Medizin** - Prof. Martin Trömel: Himmelsbeobachtung in karolingischer Zeit. Zugleich ein Beitrag zur Frage der drei erfundenen Jahrhunderte ♦ 27.1. **Aachener Zeitung** - Manfred Georgi: Illig statt willig (Leserbrief) ♦ 29.1. **Münsters Stadtillustrierte** - wing: Ein ganzer Karl ♦ 8.2. **SFB, Berlin** - Kurt Kreiler: Das erfundene Mittelalter. Die umwerfenden Geschichtsthesen von HI ♦ 15.2. **SFB, Berlin** - Kurt Kreiler: Das erfundene Mittelalter II. Teil (insgesamt zweistündig, mit Statements der Prof. Wolhard Schlosser, Rudolf Schieffer und Thomas Fischer; auch von HI) ♦ 2.3. München - MA-Diskussion in geschlossener Runde ♦

Muttergottes in dunkler Zeit

Bericht über eine schwierige Annäherung

Franz Siepe

Vorab: Die Erwähnung der Schwarzen Madonna von Tschenschow in dem Beitrag von Herwig Brätz [410] war es, die mich ermutigte, hier etwas über die Gestalt der Gottesmutter in der Karolingerzeit anzubieten. Natürlich sollten Recherche und Darstellung, wie es sich unter Wissenschaftlern gehört, weitestgehend unvoreingenommen, vorurteilsfrei und ergebnisoffen gehalten sein, wenngleich eine Zeitschrift als Publikationsorgan anvisiert war, die sich einem nicht unanfechtbaren und nicht unangefochtenen Programm: dem der Chronologiekritik spezieller Observanz, verpflichtet hat.

Erste Schwierigkeiten

Während der Vorbereitungen stellten sich aber dem Vorhaben zunächst grundsätzliche Schwierigkeiten in den Weg (wobei meine eigenen Inkompetenzen wie z.B. unzureichende Kenntnisse des - mittelalterlichen - Lateins nicht verschwiegen seien), die ich im folgenden skizzieren möchte, weil sie mir signifikant und tendenziell generalisierbar zu sein scheinen. Ich nenne also vier erste Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit über die Mariologie der dunklen Jahrhunderte:

- 1) das Oligo-/Monopolproblem,
- 2) das Problem der emaskulierten Rede,
- 3) das Pseudoepigraphenproblem und
- 4) das Interessiertheitsproblem.

Ad 1) Wie es scheint, ist, was den deutschsprachigen Raum angeht, die marianische Theologie der Karolingerzeit in der Hand einiger weniger Männer – katholischer Männer, versteht sich. Einer davon, ein Pionier, ist der Jesuit Stephan Beissel, der 1909 mit dem Werk *Geschichte der Verehrung Marias in Deutschland während des Mittelalters* hervortrat. Seine „Forschungen zur Kunst- und Frömmigkeitsgeschichte sind für die Geschichte und Entwicklung der Marienfrömmigkeit eine sehr wertvolle Quelle und sind auch heute noch unentbehrlich“, heißt es im *Marienlexikon* [1, 407], einem sechsbändigen Werk, über welches sich sogar Angelo Kardinal Sodano, Staatssekretär des Papstes, äußert, und zwar folgendermaßen:

„Ich kann mitteilen, [...] daß seine Heiligkeit diese wertvolle Buchgabe mit großem Interesse und in Genugtuung entgegengenommen hat und sich

allen am Zustandekommen dieses bedeutsamen Werkes Verantwortlichen aufrichtig verbunden weiß“ [EOS-Verlag-Werbeprospekt, unpag.].

Das *Marienlexikon* wird herausgegeben vom Institutum Marianum Regensburg E.V. unter Vorsitz von Weihbischof Guggenberger sowie unter der Hauptschriftleitung von Prof. Dr. Remigius Bäumer und Prof. Dr. h. c. Leo Scheffczyk. Letzterer, Emeritus des Münchener Lehrstuhls für Dogmatik und jüngst als Theologe, den „Klarheit und Treue zur Kirche“ auszeichnen, zum Kardinal gekürt [Maier-Albang], ist neben und nach Beissel die nächste Autorität für den, welcher der frühmittelalterlichen Muttergottes nachgehen möchte. Scheffczyks einschlägiges Buch erschien 1959 unter dem Titel *Das Mariengeheimnis in Frömmigkeit und Lehre der Karolingerzeit*.

An Beissel und Scheffczyk kommt keiner vorbei; so zumindest mein Eindruck bei der Literatursichtung. Und das ist mein Oligopolproblem, das in Wirklichkeit ein **Monopolproblem** ist, wenn man in Betracht zieht, wie sehr das Wirken des Heiligen Geistes auch im Falle der Marienkunde vom Apostolischen Stuhl in orthodoxe Kanäle gelenkt wird. „Die Kirche“, so Beissel [2],

„die hehre Hirtin der Völker, [...] trat aber nur da offiziell [in die Entfaltung der marianischen Frömmigkeit] ein, wo sich etwas zeigte, was gegen den geoffenbarten Glaubensinhalt und gegen die guten Sitten war. Was sich aber unter ihren Augen gefestigt und ausgereift hatte, dem lieh sie ihren stützenden und schützenden Arm.“

Ad 2) Das Problem der emaskulierten Rede besteht darin, dass demjenigen, der zur Frage des Vorhandenseins der Muttergottes im frühen Mittelalter etwas erfahren will, vielfach zugemutet wird, eine Mixtur aus lauwarmen Behauptungen, klerikaler Profi-Rhetorik, porösester Überlieferung, rechthaberischem Wissenschaftshabitus und altgedienten frommen Sätzen für eine Wahrheit zu nehmen, die dem aufgeklärten historischen Diskurs etwas Substantielles beizutragen habe.

Glücklicherweise ist es mir hier nicht möglich, die von den Oligo-/Monopolisten verbreiteten marienhistorischen Wahnungen und Ahnungen der ZS-Leserschaft in extenso vorzulegen. Es möge daher genügen, Beissels methodologisches Konzept zu referieren, das sich nach dessen eigener Meinung an die *Römische Geschichte* des Livius anlehnt. Der Jesuit Beissel [24] zitiert den heidnischen Historiker mit verständnisvoller Zustimmung, nachdem er die Existenz einer Vielzahl frühmittelalterlicher Marienpatrozinien behauptet hat:

„Was (aus alten Zeiten) erzählt und mehr durch poetische Legenden ausgeschmückt als durch unverfälschte Geschichtsquellen verbürgt wird,

das will ich (hier) weder als richtig verteidigen noch verwerfen. Alten Berichten sieht man es ja nach, wenn sie Menschliches mit Göttlichem (d.h. Irrtum mit Wahrheit) mischen [...]’.“

Livius aber hat einen derart naiven Umgang mit den Quellen lediglich zum Behuf der Rekonstruktion der Zeit der Gründung Roms gelten lassen wollen. Bei ihm heißt es [I, 7]:

„Was vor der Gründung der Stadt oder dem Plan zu ihrer Gründung mehr mit dichterischen Erzählungen ausgeschmückt als in unverfälschten Zeugnissen der Ereignisse überliefert wird, das möchte ich weder als richtig hinstellen noch zurückweisen. Man sieht es der alten Zeit nach, daß sie den Anbeginn der Städte verklärt, indem sie das Menschliche mit Göttlichem vermischt.“

Bemerkenswert ist immerhin, dass in der Assoziation Beissels die Marienverehrung der vorromanischen Zeit als ebenso opak-unzugänglich erscheint, wie dem römischen Historiker die mythische, vorgeschichtliche Zeit der sagenhaften Ahnen der Urbs. So schreibt er denn in der von mir so genannten Manier der emaskulierten, also verwässerten Rede – insbesondere zum Gebrauch der bayerischen ZS-Leserschaft – über die frühe Gründung Altöttings [Beissel 26; Hvhg. F.S.]:

„Auf den hl. Rupert († um 625 oder um 700) von Salzburg wird der Ursprung der Wallfahrtsorte in Altötting im Bistum Passau, in der Alten Kapelle zu Regensburg, zu Maria-Dorfen im Isental und Maria-Anger bei Lorch zurückgeführt. Die Gnadenkapelle zu Altötting *soll* sogar der Umbau eines altheidnischen Tempels *sein*, den Karl der Große veranlaßt *habe*. Die Kapelle ist *jedenfalls* von einem der karolingischen Herrscher auf seinem Königshof Öttingen zu Ehren der Gottesmutter errichtet worden.“

Aus solchen „Soll sein“-Behauptungen besteht auch heute noch zu weiten Teilen die gängige Beweisführung auf dem Felde der Mariologie.

Ad 3) Pseudoepigraphen sind alte Schriften, deren Urheber man nicht kennt und die fälschlicherweise unter einem berühmten Namen firmieren. Die folgenden Pseudoepigraphen finden sich als Einträge im „Marienlexikon“ [V 365 ff.]: Pseudo-Albert, Pseudo-Alkuin, Pseudo-Athanasius, Pseudo-Augustinus, Pseudo-Bonaventura, Pseudo-Ephräm, Pseudo-Epiphanius, Pseudo-Gregorthaumaturgus, Pseudo-Hieronymus, Pseudo-Ildefons, Pseudo-Johannes, Pseudo-Matthäus-Evangelium, Pseudo-Melito und schließlich Pseudo-Modestus.

Die Datierung der Pseudoepigraphen ist, wie es scheint, größtenteils eine Frage der Mode. Seit Anfang dieses Jahrhunderts hat die „historische Kritik“, so Scheffczyk [43 f.],

„die Unechtheit vieler früher in die Karolingerzeit verlegten Schriften erkannt, aber auch andererseits viele Pseudoepigraphen der Väterepoche in ihrem karolingischen Ursprung nachgewiesen [...]“

Durch diesen „Vorgang“, wie Scheffczyk das zeitliche Hin- und Herschieben von Schriftdokumenten nennt,

„ist die Überlieferungsgeschichte der Zeugnisse jener Zeit in Bewegung geraten, wenn sich auch heute dank der Arbeiten von Peltier, Winandy, Barré, Weisweiler u.a. das Bild der Überlieferung mehr und mehr geklärt hat“ [S 44].

Während demnach die chronologische Zuordnung mancher Quelle „mehr und mehr geklärt“ worden ist, bleiben doch einige mariologische Schriften übrig, „deren Echtheit unangefochten feststeht“ [S 44] – insgesamt einundzwanzig für die Karolingerzeit. Jedoch ergibt eine Prüfung: Nur fünfzehn dieser Autoren bzw. Autorengruppen (z.B. „asturische Bischöfe“) finden sich im *Marienlexikon*, das ca. drei Jahrzehnte nach Scheffczyks *Mariengeheimnis* erschien (zwischen 1988 und 1994). Elf von fünfzehn Einträgen sind mit „Leo Scheffczyk“ unterzeichnet, und mit einer Ausnahme erscheint bei den übrigen dessen Werk von 1959 als Referenzquelle im Literaturverzeichnis.

Ad 4) Besonders problematisch mag es sein, dass hinter Scheffczyks „Mariengeheimnis“-Buch wohl nicht nur die Liebe zum Gegenstand, sondern darüber hinaus auch ein präzises *Interesse* steht: das Interesse, die bis dahin existente Lücke der Mariologie der dunklen Jahrhunderte zu schließen. Dieses Interesse ist verständlich, denn, so bemerkt Scheffczyk [1] in der Einleitung zu seinem Buch:

„Das frühe Mittelalter gilt weithin als dogmengeschichtlich ‘unfruchtbarere Periode’, in der das geistige Leben ohne ‘fortschreitende Geschichte’ blieb.“

Scheffczyk zitiert hier aus Adolf von Harnacks *Dogmengeschichte*, wo es – etwas ausführlicher wiedergegeben – heißt [337]:

„Das geistige Leben und die Theologie hat bis z. Z. Karls des Großen keine fortschreitende Geschichte; die karolingische Epoche ist ein großer und in mancher Hinsicht verfehlter Versuch einer Renaissance der Antike, somit auch der Vätertheologie. Was von Theologie bis gegen das Jahr 800 vorhanden ist, ist Kompendium und Exzerpt [...]“

Kurz und mit Scheffczyks eigenen Worten [S 9; Hvhg. F.S.]:

„Vielfach herrschte früher das generelle Urteil vor, daß zwischen dem Ausgang der Väterzeit und dem Zeitalter des hl. Bernhard von Clairvaux

in der mariologischen Entwicklung des Abendlandes ein *nahezu absoluter Stillstand* zu verzeichnen wäre.“

Das findet Scheffczyk [9] begreiflicherweise unbefriedigend, und so meint er: „Eine solch minimalistische Beurteilung der Mariologie des frühen Mittelalters bietet natürlich kaum einen Anreiz zu einer Beschäftigung mit der Karolingerzeit.“

Nun wollte der junge Scheffczyk aber Professor werden und nahm sich im Februar 1957 vor, das vermeintlich anreizlose, nichtsdestoweniger brisante Thema – 1950 hatte der Papst ein neues Mariendogma verkündet – an der Hohen Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München in einer Habilitationsschrift zu bearbeiten, wobei er – „bei dem unsicheren Stand der Überlieferung, wie ihn diese Zeit stellenweise zeigt“ [S 11] –, wie er im Vorwort [S v] dieser seiner Schrift zum „Mariengeheimnis“ preisgibt, ordentlich pressen, dehnen und quetschen musste:

„Um aus der Fülle der patristischen Gedanken und Formeln, die sich auf dem Feld der fränkischen Theologie auswirkten, auch die selbständigen Regungen, die keimhaften Neuansätze und die oft nur in Nuancen liegenden eigenen Bildungen herauszufinden, war die Untersuchung immer wieder auf ein genaues Vergleichen und auf ein geduldiges Interpretieren auch der Einzelheiten angewiesen.“

Eine spezielle Formulierung gibt es, in der sich die Interessiertheit des Habilitanden Scheffczyk besonders offenherzig zu erkennen gibt. Es geht wieder einmal um Texte, die einem frühmittelalterlichen Autor zu Unrecht unterschoben werden [S 56]:

„Auch unter Alkuins († 804) Werken mit mariologischem Gehalt befinden sich unechte Stücke. [...] Ein Gleiches gilt von Rabans Homilie 28 [...]. Auch unter dem Namen des Haimo v. Halberstadt († 853) sind zwei marianische Predigten und ein für die Mariologie beachtenswerter Apk.-Kommentar überliefert, die dem Schüler Alkuins und Freund Rabans abzusprechen sind.“

Und nun freut sich Scheffczyk auf folgende Weise [S 56]:

„Sie gehen aber der Karolingerzeit deshalb nicht verloren, weil sie mit großer Wahrscheinlichkeit dem Haimo v. Auxerre († 855) zugehören.“

So finden sich alle meine vier Probleme beim Schreiben der Wahrheit über die Mariologie des Frühmittelalters kondensiert: Eines von zahllosen herrenlosen Schriftstücken wird einem für geeignet befundenen Karolingerautor zugeschrieben (*Pseudoepigraphenproblem*), und die Fragwürdigkeit einer solchen Zuschreibung versteckt sich hinter rhetorischem Abrakadabra (*Problem der emaskulierten Rede*). Aus einer Ahnung: „mit großer Wahr-

scheinlichkeit“, erwächst zunächst das Urteil „gehen aber deshalb nicht verloren“. Und sodann heißt es im *Marienlexikon* sub voce Haimo von Auxerre [Artikel von Susanne Greiner; einzige Literaturangabe: Scheffczyk]:

„Dem Benediktinermönch von St.-Germain d’Auxerre, † 855, wird die marianische Predigt [...] zugeschrieben.“

Hier haben das *Oligo-/Monopolproblem* und das *Interessiertheitsproblem* ineinander gegriffen, so dass Frau Greiner schließlich behaupten kann:

„Im 12. Kapitel seines Apokalypse-Kommentars stellt Haimo Überlegungen zum Verhältnis Maria-Kirche an.“

Diese Art der Diskursführung ist paradigmatisch für die sich selbst verschleiende Mythogenese auf unserem Betrachtungsgebiet.

Ein Leckerbissen für Verzweiflungshungrige ist der Pseudo-Hieronymus-Brief IX „cogitit me“ [PL Bd. 30, 122-143 oder Ripberger, 47 ff.]. Die dogmengeschichtliche Bedeutung dieser Schrift ist kaum zu überschätzen; denn

„a) Sie ist eine Zusammenfassung der damaligen Marienlehre im karolingischen Reich.

b) Sie ist der Anfang einer eigentlichen theologischen Reflexion über die *assumptio corporalis* [leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel] und insofern als ein erster mariologischer Traktat des lateinischen Mittelalters anzusprechen.

c) Sie weist auf die Grundelemente und Ansätze für die Klärung der Frage nach der *assumptio corporalis*“ [Ripberger 43].

Kunstgeschichtliche Zeugnisse

Bevor ich mich diesem Pseudoepigraphen aber näher zuwenden werde, möchte ich kurz den Weg nachzeichnen, der mich zu diesem Schriftstück geführt hat. Wie gesagt, sollte eigentlich etwas über die Gestalt der Mutter Jesu im frühen Mittelalter zu Papier gebracht werden. Und weil die Sache möglichst anschaulich werden sollte, wollte ich sie kunstgeschichtlich angehen: vielleicht eine kritische Bildbesprechung oder die Befragung herkömmlicher Datierungen am Beispiel einer Skulptur.

Also habe ich das bewährte *Marienlexikon* zu Rate gezogen und unter dem Stichwort „Karolingerzeit“ nachgeschlagen. Der Eintrag [III, 512-515] unterteilt sich in zwei Abschnitte: „I. Mariologie“ (Autor: L. Scheffczyk) und „II. Kunstgeschichte“ (Autor: F. Trenner). Zum Vorkommen der Muttergoten in der Kunstgeschichte führt Trenner [513 f.] aus:

„Schwerpunkte der Kunst sind die Architektur, die - heute größtenteils zerstörten - Wandmalereien, die Buchmalerei, die Goldschmiedekunst und die Elfenbeinschnitzerei. Daß die marianischen Werke einen relativ

geringen Anteil daran haben, hängt wohl mit dem Verbot der Bilderverehrung zusammen, das die Libri Carolini - in mißverständlicher Interpretation der ostkirchlichen Praxis - aussprechen. Dieses Verbot erklärt auch das Fehlen großplastischer Bildwerke, die als Götzenbilder galten.“

Zu den „Libri Carolini“ [Vgl. Siepe 1998, 72] fand ich die knappe, an Klarheit aber unüberbietbare Beobachtung aus der *Belser-Kunstgeschichte* [V, 74; Hvhg. im Original]:

„Das Werk [also die „Libri Carolini“] wendet sich vor allem gegen die **Idolatrie**. Gegenstände der Idolatrie sind Christusbilder, Madonnenbilder, Heiligenbilder. Alle drei Bildthemen kommen zur Zeit Karls d. Gr. kaum vor. Natürlich gibt es Ausnahmen, etwa in der Elfenbeinskulptur, aber das plastische Kultbild monumentalen Formats, idolatrieverdächtiger als alles andere, fehlt in karolingischer Zeit. In der Buchmalerei werden allein die vier Evangelisten regelmäßig dargestellt.“

Fehlannonce also bezüglich marianischer **Großplastik** in der dunklen Zeit – bis auf eine, vermeintlich langobardische Stuckplastik aus *Brescia*, Santa Giulia-Museo [Katalog Brescia 484, 493 f.], auf die mich Illig (vgl. S. 127 f.) aufmerksam machte. Deren Datierung wird neuerdings nicht mehr im 12. Jh., sondern bei etwa 850 gesehen [Katalog Brescia 494]. Mir scheint es erstens wegen der Exzeptionalität dieser Marienmonumentalskulptur und zweitens wegen ihrer Ähnlichkeit mit romanischen Madonnen (z.B. Illustr. 152, 153, 178-181 und 182 bei Forsyth) geboten zu sein, bei der Datierung ins 12. Jh. zu bleiben.

Im Zusammenhang der karolingischen **Wandmalerei** wäre natürlich *Castelseprio* mit seinen offenbar undatierbaren Fresken unter anderem marianischen Zuschnitts [Leveto, passim] in der Kirche S. Maria foris portas zu nennen [vgl. Illig 1996, 329; Wessel 940-943]. Und schließlich soll es gemäß alter Schriftquellen marianische Szenen [Künstele 55] in der archäologisch unauffindbaren „karolingischen“ Palastkapelle zu Ingelheim [vgl. Illig 1996, 209, 213; Grewe 1999, 142 ff.] und in St. Gallen (oder Reichenau? [Künstele 56]) gegeben haben. Die Ikonographie dieser Zyklen wiederum weist charakteristische Verwandtschaft mit 1884 neu entdeckten Wandgemälden in *Reichenau-Oberzell* auf. Dort steht in Gestalt der St. Georgs-Kirche ein Solitär:

„Abgesehen von ... Bruchstücken ... gibt es nur eine einzige Kirche, die uns anschaulich noch einen Gesamteindruck von der Ausmalung eines Sakralraumes in der Zeit vor der Jahrtausendwende zu vermitteln vermag“ [H. Jantzen, zit. nach Berschin].

Künstele hätte die Malereien in St. Georg gerne ins 9. Jahrhundert datiert, während ein gewisser Kraus „diesen Zyklus ohne zwingenden Grund in das

Ende des 10. Jahrhunderts verlegt“ [Künstle 56]. Erstaunlicherweise hat man sich aber „in den letzten Jahrzehnten“ wieder dazu durchgerungen, die Oberzeller Wandmalereien ins 10. Jahrhundert (970?) zu datieren“ [Berschlin].

Auch die karolingische **Buchmalerei** bereitet, was die Präsenz der Muttergottes anbetrifft, eine Enttäuschung: Die nach christlichem Glauben Jungfrau und Gottesgebäerin kommt in einigen Figureninitialen vor, aber sie begegnet laut Trenner [Marienlexikon 514] als Einzeldarstellung auf einer ganzseitigen Miniatur nur zweimal: erstens im „**Book of Kells**“ und zweitens in der sogenannten Viviansbibel Karls des Kahlen. Den ersten Codex möchte ich hier nicht behandeln und es beim Verweis auf Illig [1996, 323-326] belassen. Nach der Muttergottes in der „**Viviansbibel**“ habe ich lange und allergründlichst, jedoch erfolglos gesucht, so dass ich behaupte, dass es sie überhaupt nicht gibt. Wer aber Gelegenheit hat, die Handschrift in der Pariser Nationalbibliothek zu autopsieren, und fündig wird, mag mir das mitteilen.

Es war mir im Kontext der Erarbeitung dieses ZS-Beitrages nicht möglich, die gesamte karolingische Buchmalerei nach **Initialen** marianischen Inhalts zu durchforsten. Im Zuge der Lektüre von Pächts „Buchmalerei des Mittelalters“ bin ich aber auf ein beeindruckendes Exemplar (Corbie-Psalter, Abb. 72 bei Pächt) gestoßen: Eine symmetrisch gedoppelte Maria formt zusammen mit dem Verkündigungengel eine M-Initiale. Dass dieser Psalter als ein antizipatorischer Anachronismus angesehen werden könnte, habe ich an anderer Stelle (s.S. 107) ausgeführt.

Der Bestand karolingischer **Goldschmiedearbeiten** mit marianischem Gepräge ist gleichfalls kaum voluminös zu nennen. Angeführt wird üblicherweise der **Tassilokelch** mit einer als Maria gedeuteten Gestalt am Fuß [dazu Illig 1996, 133-136; 2000, 128 f.]. Der Kelch musste aber auch schon die Verweisung in die „vorkarolingische Epoche“ [Haendler 149] von seiten Otto v. Falke über sich ergehen lassen, weil, so v. Falke,

„die Herstellung des Tassilokelches ‘in keiner Weise von den ... Kunstbestrebungen des Frankenkönigs berührt erscheine’“ [Haendler 149].

Dasselbe gilt nebenbei für das **Sakramentar aus Gellone**, das man wie den Tassilo-Kelch herkömmlicherweise auf um 780 datiert [Haendler 149]

(„vermutlich in der Benediktinerabtei Meaux an der Marne in N-Frankreich zwischen 755 und 787 entstanden“ [LDK II, 688]),

das aber u.a. von Hamann-Mac Lean als merowingisch erkannt wurde [Haendler 149 f.]. Hier im Gellone-Sakramentar ist eine byzantinisch anmutende stehende Frauengestalt zu erkennen, die, mit Hautmanns Worten [703] gesagt, „durch Beischrift als Maria gedeutet“ wird.

Des weiteren und besonders ist hinsichtlich der Goldschmiedekunst das **Paliotto von S. Ambrogio** in Mailand zu erwähnen. Dieses „Hauptwerk der

karolingischen Goldschmiedekunst“ [Marienlexikon III, 513] ist von einem Künstler namens Volvinio hergestellt und präsentiert Maria in einer Reihe neutestamentlicher Szenen: Verkündigung, Darstellung im Tempel, Kreuzigung und Pfingstwunder. Volvinios Antependium gehört zu „den ‘missing links’, den Verzahnungen von karolingischer Hofkunst und Nachantike“ [Belsler-Kunstgeschichte V, 105]. Ausschließlich dieses Prachtstück ist es, das von all den vermuteten karolingischen Altarverkleidungen „die Zeiten überdauert“ hat [ebd. 105] – schade nur, dass erhebliche und begründete Zweifel daran bestehen, dieses milanesische Meisterwerk tatsächlich im Frühmittelalter anzusiedeln. Max G. Zimmermann [194] hat überzeugende Argumente dafür, dass der Volvinio-Altar ins 12. Jahrhundert zu datieren sei, wird aber von der offiziellen Kunstgeschichtsschreibung entweder ignoriert oder – mit altbekannter – Arroganz abserviert. So heißt es etwa:

„Die von M.G. Zimmermann ausgesprochene Ansicht, daß der Stil des Reliefs diesem frühen [karolingischen] Zeitansatz widerspräche und das Werk erst nach dem Jahr des Kuppelsturzes 1196 entstanden sein könnte, ist gänzlich abwegig und steht zudem in Widerspruch nicht nur mit der Angabe der genannten Urkunde [vom 1. 3. 835], sondern auch mit dem Wortlaut der um die 3 Felder der Rückseite des Altars sich ziehenden lateinischen Inschrift, die Anglibert als Stifter des Werkes nennt, und schließlich mit der Tatsache der Darstellung des Bischofs selbst und seines Goldschmiedes [Volvinio] auf dem Mittelfeld der Altarrückseite“ [Thieme/Vollmer Bd. 34, 588].

Freilich ist Zimmermann nicht so naiv, die fragliche Urkunde vom 1. März 835 oder gar die Inschrift des Altars, die den Bischof Anglibert als Auftraggeber des Altars angeben, nicht ins Kalkül zu ziehen. Er kommt aber aus stilkritischen Erwägungen zu dem Schluss, dass ein Widerspruch zwischen dem Inhalt von Urkunde und Altarinschrift einerseits und dem wirklichen Entstehungszeitpunkt des Altars andererseits bestehen muss. Natürlich weiß auch Zimmermann [178]:

„Kaum ein Werk im gesamten Bereich der Kunstgeschichte scheint bezüglich seiner Entstehungszeit besser beglaubigt zu sein als der silberne und goldene Hochaltar von Sant’Ambrogio in Mailand“.

Jedoch ist es, von der kritischen Warte Zimmermanns aus gesehen, nicht gesichertes Wissen, das zur Frühdatierung des Volvinio-Altars in die Karolingerzeit führt, sondern der Verzicht auf Urkunden- und Schriftskeptis:

„Die Überlieferung, daß Anglibert den Altar gestiftet habe, war so fest, daß sich eine Legende daran knüpfte [...]. So scheint sich alles zu dem Beweise zu vereinen, daß der Altar ein Werk aus der Zeit des Bischofs Anglibert ist. Deshalb setzte man ihn bis vor kurzem unwidersprochen in

die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts, und zwar der Urkunde entsprechend in das Jahr 835“ [Zimmermann 180].

Zimmermanns Gegenargumente gegen die Übermacht der Traditions- und Legendengläubigkeit und für die Spätdatierung ins Hochmittelalter:

„Die Reliefs haben nicht byzantinischen, sondern durchaus abendländischen Charakter. Der Künstler konnte aber kein Italiker des 9. Jahrhunderts sein, denn wir haben gesehen, daß die italische Plastik damals ganz unter dem Einfluß des ornamentalen langobardischen Geschmacks stand. Auch ein Deutscher konnte er nicht sein, denn die erste sicher beglaubigte Arbeit deutscher Plastik ist die Elfenbeinschnitzerei des Tutilo von St. Gallen, und diese stammt erst aus dem Anfang des 10. Jahrhunderts. [...] So ist also innerhalb des 9. und, wir können gleich hinzufügen, auch der zunächst folgenden Jahrhunderte für dieses Werk kein Platz“ [Zimmermann 180].

Wenn man Zimmermanns Beweisführung ernst nimmt, kommt auch der Volvinio-Altar als Goldschmiede-Zeugnis karolingischer Marienverehrung nicht in Betracht. Bleibt, soweit ich sehe, das *Bursenreliquiar* aus dem Dionysius-Stift *Enger* in Westfalen, das im Kunstgewerbemuseum zu Berlin ausgestellt und laut Trenner [Marienlexikon III, 514] auf das Jahr 780 zu datieren ist. Auf der Rückseite dieses Reliquiars ist die älteste Mariendarstellung des nördlichen, altsächsischen Gebiets Deutschlands [Redlefsen 7 f.] als Treibarbeit in Goldblech zu erblicken. So schlicht die Ausführung des Goldschmieds, so bewegt ist die Geschichte dieses Werkstücks der Sakralkunst, die im Legendarischen ihren Ursprung hat. Angeblich handelt es sich um ein Patengeschenk Karls des Großen zur Taufe Widukinds. Erst im 19. Jahrhundert wendet sich die Forschung ihm zu, fasst es zunächst als karolingisch auf und datiert es dann eine Zeitlang ins 10. Jahrhundert [Rosenberg 33]. Erst seitdem es 1888 nach Berlin gelangt ist, hält man „die Zuweisung an die Zeit Karls des Großen“ für „unbestritten“ [ebd. 33].

Für eine Kuriosität halte ich die Geschichte des *Cuthbert-Sarkophags* im nordenglischen Durham. Laut Redlefsens Interpretation [8] thront auf dem Sargdeckel Maria zwischen vier Engeln. Es geht nun die Mär, nach dem Tode des heilige Cuthbert (687), dessen Vita Beda verfasst [LCI VI, 7], hätten die Mönche des Klosters Lindisfarne den Sarkophag mitsamt den unverwesten sterblichen Überresten des Heiligen jahrhundertlang mit sich herumgetragen, weil die Dänen im 9. Jahrhundert [Stranks Nr. 14], eventuell 875 [Our Saints 1] oder vielleicht auch schon 793 [LCI VI, 9] mit ihren Raubzügen die Gegend unsicher machten. Schließlich fand der Leichnam in seinem Schrein 995, 308 Jahre nach Cuthberts Tod und 297 Jahre, nachdem die Mönche den

Leichnam erstmals unverwest im Sarg erblickt hatten [Stranks, Nr. 14], im – nur etwa 100 km entfernten – Durham seine endgültige Bleibe.

Mit der Erwähnung des Cuthbert-Sarkophags habe ich bereits den Fundus derjenigen kunstgeschichtlichen Zeugnisse erweitert, welche das *Marienlexikon* in persona Florian Trenner anführt. Der Autor spart das gewaltige Gebiet der Ikonenmalerei wie auch die Sphäre der Kirchenmosaiken aus; gewiss deshalb, weil es sich dabei um Domänen östlicher, byzantinischer Sakralkunst handelt. Ich möchte beide Bereiche aber nicht gänzlich unangesprochen lassen.

In der Frage der **Ikonenmalerei** bin ich über den Kenntnisstand Beltings kaum hinausgekommen. Belting notiert [36; Hvhg. im Original]:

„Als Fazit des Überblicks über die *Entstehungsgeschichte* der Ikone darf festgehalten werden, daß die Forschung seit den Funden in Rom und auf dem Sinai vor einem neuen Anfang steht. Bevor nicht das Sinai-Material voll erschlossen ist, läßt sich nichts Abschließendes sagen. Wichtige Publikationen stehen noch aus, zumindest unter dem Aspekt der Kunstgeschichte der Ikone.“

Will der neugierige Blick des Lesers etwas Konkretes von Belting präsentiert bekommen, beispielsweise präzise Informationen zur Frühzeit der Ikone, exemplifiziert etwa an *S. Maria Antiqua* am Forum Romanum [vgl. Illig 1996, 329], trüben sich wieder einmal die Augen [Siepe 1998, 444]. In dieser im Jahr 1900 ausgegrabenen Kirche Roms, in welcher wir

„erstaunlicherweise auch auf private Kapellen in Nebenräumen, also auf eine Institution, die wir sonst nur aus dem späten Mittelalter kennen“ [Belting 133],

treffen, befindet sich eine Wandikone der Muttergottes mit Kind. Sie ist laut Belting [Abb. 68] auf 705-707 zu datieren, wenngleich sie die

„Stilkopie einer Ikone, und zwar eines wesentlich älteren Ikonenformulars aus dem 5. Jahrhundert“ ist.

„Dieses [ältere Ikonenformular] bestimmt ihren Stil mehr als die Formkonventionen aus ihrer tatsächlichen Entstehungszeit, aus dem frühen 8. Jahrhundert“ [Belting 136].

Circa 300 Jahre liegen also zwischen dem spätantiken „Ikonenformular“ und der „tatsächlichen Entstehungszeit“. Die Architektur von *S. Maria Antiqua*, so erfahren Wissensdurstige mithin, folgt einem Bauprinzip aus dem späten Mittelalter, während doch die figürliche Ausschmückung dieses Gotteshauses das 5. Jahrhundert imitiert.

Noch schlechter steht es um zwei andere altehrwürdige Muttergottesikonen Roms: um „*Salus Populi Romani*“ in *S. Maria Maggiore* und die „*Ma-*

donna von *S. Sisto*“. Bei letzterer werden Goldapplikationen aus dem 8. Jahrhundert diagnostiziert [Belting 353]; vielleicht, so die Mutmaßung, gehören sie aber auch schon zu dem „ursprünglichen Bild“ [ebd. 353]. Jedoch:

„Über das Alter der Tafel gehen die Meinungen noch auseinander. Inzwischen **befürwortet man wieder** eine Entstehung im 6. Jahrhundert“ [Belting 353; Hvhg. F.S.].

Zur Marienikone aus *S. Maria Maggiore* sei lediglich der Befund aus dem jüngst erschienenen Recklinghausener Katalog zur Muttergottesikonen-Ausstellung zitiert [Bentchev / Haustein-Bartsch 2000, 94; Hvhg. F.S.]:

„Die Malerei des Gnadenbildes auf einer 117 × 79 cm großen Tafel aus Zypressenholz besteht aus mehreren, z.T. auch nebeneinander liegenden historischen Malschichten, die **vermutlich** zwischen dem 8. und 13. Jahrhundert nach und nach entstanden sind. [...] Die Malerei wird ins 7., von anderen Autoren bis ins 13. Jahrhundert datiert. Nicht der Stil, sondern die Ikonographie, wie Belting sagt: ‘die Bildidee’, läßt vielleicht eine früheste Datierung ins 6. Jahrhundert zu.“

Nachdem ich schließlich zum Phänomen der Ikone dann auch noch die folgende Probe hypothetisch-“emaskulierter Rede“ aus der *Belser-Kunstgeschichte* kopfwiegend zur Kenntnis genommen hatte, entschied ich mich dafür, dieses Gebiet doch nicht als sicheren Hort der Marienverehrung in dunkler Zeit hinnehmen zu sollen. Die Passage [Belser-Kunstgeschichte IV, 91; Hvhg. F.S.] lautet ungekürzt:

„Diese hohe Bildkultur [die Ikonenmalerei] wird im Bilderstreit (726-843) **nahezu** ausgelöscht. Alle figürlichen christlichen Bildwerke werden systematisch zerstört, ihre Herstellung untersagt. Die künstlerische Tätigkeit versiegt **jedoch nicht völlig**: **Schriftquellen** berichten von Kirchendekorationen mit Pflanzen, Tieren und profanen Szenen und von einer sehr aktiven Kaiserkunst. Erhalten ist von alledem **fast nichts**. Nur einige Seidenstoffe **dürften** dieser Zeit angehören; ihre Kombination antiker und orientalischer Muster **scheint** ein zeittypisches Merkmal **zu sein**. Auch manche andere Rückschlüsse **deuten** auf eine zunehmende abstrakt-lineare, trockene Formverhärtung **hin**. Andererseits **legt** der unmittelbare byzantinische Einfluß auf die karolingische ‘Renaissance’ **die Vermutung** einer ungebrochenen Traditionspflege **nahe**, deren einzige Zeugen in den Wandmalereien in Castelseprio (**falls ihre Deutung in die Zeit um 800 sich bestätigt**) erhalten sein **dürften**.“

Einiges Marianische schienen auch die mittelbyzantinischen **Mosaiken** zu offerieren. Ich unternahm daher den stichprobenartigen Versuch, mich mit den Datierungsproblemen von *Hagia Sophia in Thessaloniki* zu befassen.

Die Baugeschichte dieses Gotteshauses ist einigermaßen ungeklärt; seine Fertigstellung wird aufgrund – unvollständiger – Kuppelinschriften zwischen 690 und 797 [Cormack 124 ff.] angenommen. Noch vager ist die Datierung der thronenden Maria mit Kind [Cormack, Abb. 19-22] in der Apsis:

„Das Fehlen jeglicher objektiver Faktoren resultiert, wie vorherzusehen, in der üblichen Widersprüchlichkeit [„usual discrepancy“] der angebotenen Erklärungen, die zwischen dem 8. und 12. Jahrhundert schwanken.“ [Cormack 127; Übers. aus d. Engl.: Ursula Siepe].

Und zum Kuppelmosaik, einer Himmelfahrt Christi mit Maria in Orantenhaltung und Aposteln unter dem Auferstandenen [Hecht, Abb. 5] ist zu lesen: „wohl Ende 9. Jh.“ [LDK VII, 297]. Die Apostel dieses Mosaiks sind bemerkenswerterweise – ich zitiere wieder nach der *Belser-Kunstgeschichte* [IV, 110] – in der „Tradition des 7./8. Jh.“ gehalten; womit eine Differenz von bis zu annähernd 300 Jahren impliziert ist.

Berühmter noch ist das Mosaik der thronenden Muttergottes mit Kind in der Apsis von *Hagia Sophia, Konstantinopel*. Belting [191] setzt als Entstehungsdatum schlichtweg „867“ unter die Abbildung. Ungeachtet dessen ist dies durchaus ungesichert, wenn man Restle [631] folgt:

„Wann die Neuausstattung der Hagia Sophia mit figürlichem Mosaik nach dem Ende des Bilderstreits begann, läßt sich bislang nicht endgültig klären. Die Mosaikinschrift am Apsisbogen ist nicht nur mehrdeutig, sondern auch ihre Ausgangsebene liegt nicht fest.“

Und speziell zum Apsismosaik mit der thronenden Gottesmutter lesen wir bei Restle [632]:

„Die verschiedenen Datierungen des Mosaiks seit seiner Wiederaufdeckung [1935/39] reichen inzwischen vom Ende des 8. Jh.s bis ins 14. Jh.“

Zwar war bisher die kunstgeschichtliche Annäherung an die Muttergottes der Karolingerzeit eine höchst schwierige Prozedur gewesen; aber es blieb doch ein weiteres und letztes Refugium in Aussicht: die **Elfenbeine**. Doch ich wurde von Trenner wieder zur Vorsicht gemahnt [Marienlexikon III, 514]:

„Im Zusammenhang mit den Codices ist die Elfenbeinschnitzerei zu nennen, denn kostbare Bucheinbände waren im Mittelfeld häufig mit einem Elfenbeintäfelchen besetzt. *Die Anlehnung an die Antike ist bei Elfenbeinarbeiten teilweise so ausgeprägt, daß die Datierung nicht immer eindeutig war.*“

Doch lassen wir uns von Trenner [514] weiter belehren. Er fährt fort:

„Beispiele für Mariendarstellungen aus Elfenbein sind die beinahe schwebende Maria, umgeben von den Aposteln, bei der Himmelfahrt Christi (Darmstadt, Hessisches Landesmus., Anfang 9. Jh.), die sog. Harach'-schen Tafeln mit den Szenen der Verkündigung, Geburt Christi

und Kreuzigung unter reich ornamentierten Arkadenbögen (Köln, Schnütgen-Mus., um 800/805), die fünfteilige Tafel vom Einband des Lorcher [sic; gemeint ist „Lorscher“] Evangeliiars mit der thronenden Madonna zwischen Johannes und Zacharias sowie der Geburt Christi nach einem byzantinischen Vorbild (London, Victoria und Albert Mus., um 810), der Elfenbeindeckel des Tuotilo mit einer der frühesten Darstellungen der Himmelfahrt Mariä und der Bezeichnung 'ASCENSIO SCE MARIE' (St. Gallen, Stiftsbibliothek, um 900).“

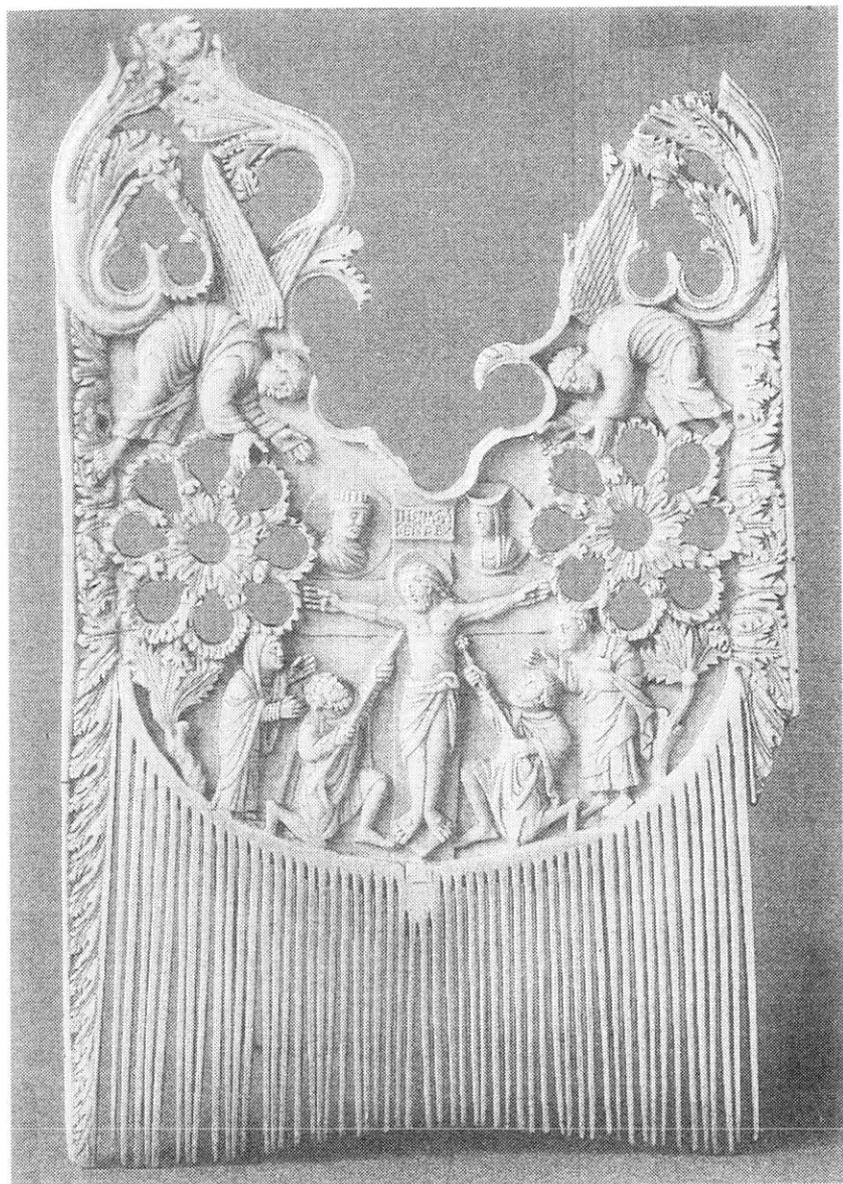
Tatsächlich führt Trenner im *Marienlexikon* nur eine Auswahl marianischer Elfenbeine an. In der Nähe des von ihm in Erinnerung gerufenen sogenannten Diptychon Harrach findet sich im Kölner Schnütgen-Museum Maria in einer Kreuzigungsszene (s. S. 146), welche den **Kamm des hl. Heribert** ziert [v. Euw 23 ff.]. Heribert († 1021) war Erzbischof von Köln, laut Illig [1996, 336] möglicherweise an der Fiktionalisierung Karls des Großen beteiligt und wohl ein bisschen eitel, denn den Kamm benutzte er wahrscheinlich zum Sichherausputzen vor der heiligen Messe [v. Euw 23]. Nichtsdestoweniger soll Heribert im Traum eine Marienerscheinung gehabt haben [*Ökumen. Heiligenlexikon* 2]. Datiert wird das sakrale Kosmetikgerät in die Zeit Karls des Kahlen [v. Euw 23].

Ob auch nach aktuellstem Forschungsstand das **Harrachsche Diptychon** der prominentesten Kategorie der Elfenbearbeiten: der Ada-Gruppe, zugerechnet wird, entzieht sich leider meiner Kenntnis. Zur Erläuterung des Problemzusammenhangs sei Fillitz zitiert [1999, 610]:

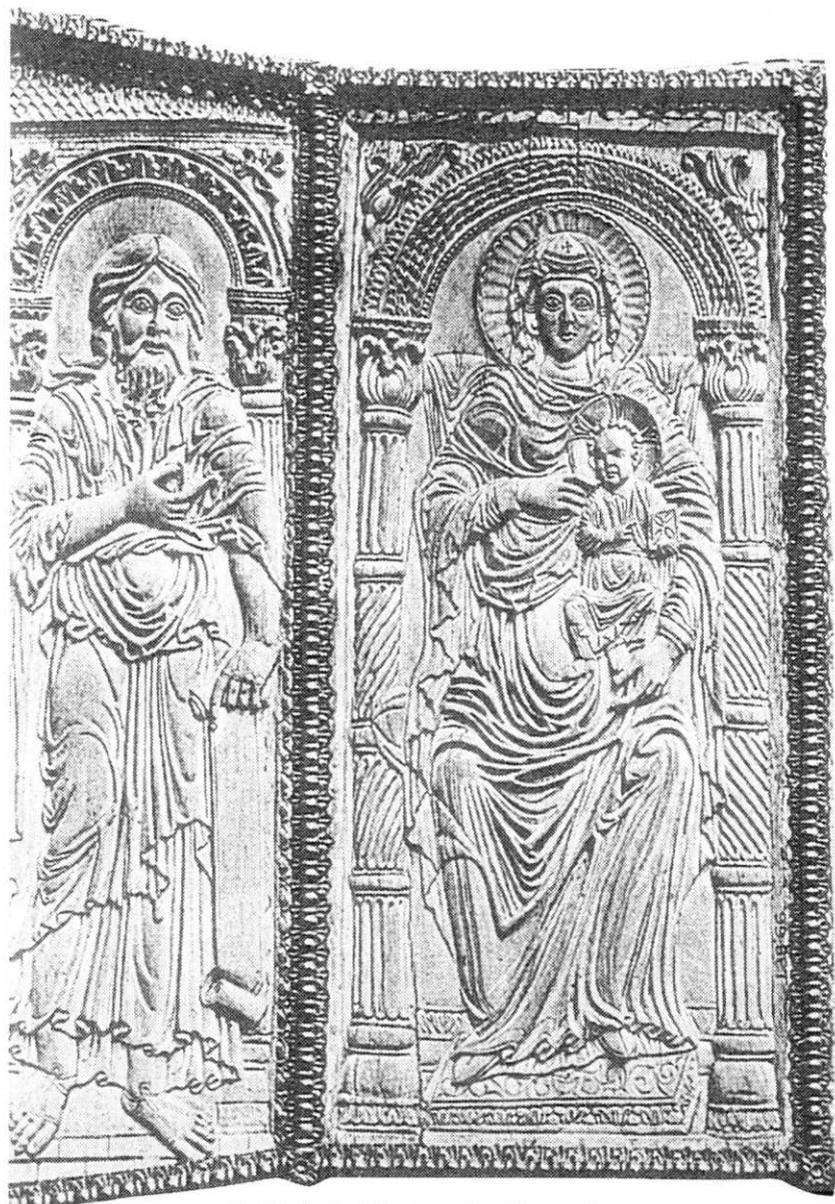
„Der große deutsche Kunsthistoriker Adolph Goldschmidt hat im 1914 vorgelegten ersten Band seines Corpus-Werkes der hochmittelalterlichen Elfenbearbeiten die karolingischen Elfenbeine nach Werkstätten und Lokalisierungen zusammenzustellen versucht. Es ist eine Arbeit, die bis heute an Gültigkeit nichts eingebüßt hat, wengleich sich im Detail Korrekturen ergeben mußten. Mehrere von ihm der Hofwerkstatt, die er in Anlehnung an die damalige Bezeichnung der Miniaturen vom Hofe Karls des Großen 'Ada-Gruppe' nannte, zugeordnete Elfenbeinreliefs sind sicherlich nicht von dieser geschaffen worden.“

Es gibt nicht nur diese von Fillitz angesprochenen Zuweisungsunsicherheiten, sondern weiterreichendere Datierungsprobleme. Wer meinte, mit der Zurechnung der Ada-Elfenbeine zur Hofschule Karls des Großen sei die Frage der zeitlichen Zuordnung zweifelsfrei beantwortet, muss seine Hoffnung fahren lassen, wenn er unterrichtet wird:

„Einige Werke, die man allgemein der Adagruppe anschließt, zeigen so enge Beziehungen zur Spätantike, daß die Forschung heute noch zwischen antikem und karolingischem Ursprung schwankt“ [RDK 1325].



Kamm des hl. Heribert, Metz um 870-875, Köln, Schnütgen-Museum
[v. Euw/ Schreiner 1991, I, 54]



Vorderdeckel des Lorsch-Evangeliums,
zwei der fünf Platten [*Kunst und Kultur der Karolingerzeit*, II, 734]

Ein Hauptwerk der Ada-Gruppe, zu der übrigens auch das von Trenner genannte Darmstädter Relief der – so deutet man gemeinhin – Himmelfahrt Christi zählt [Ebert-Schiffeler 22 f.], ist der *Buchdeckel des Lorscher Evangeliars* [Kunst und Kultur der Karolingerzeit II, 733 ff.]. Ja,

„Vorder- und Rückdeckel des Lorscher Evangeliars sind die umfangreichsten und künstlerisch bedeutendsten Elfenbeinarbeiten der Aachener Hofschule Karls des Großen“ [ebd. 733].

Als Vorbilder dieses Glanzlichts karolingischer Elfenbeinproduktion werden im allgemeinen Diptychen des 6. Jahrhunderts angenommen; beispielsweise der Buchdeckel aus Konstantinopel (um 550) [Kunst und Kultur der Karolingerzeit 740 ff.], als dessen „karolingische Rezeption“ [ebd. 742] die Elfenbein-Maria aus Lorsch üblicherweise beurteilt wird.

Wenn wir ein weiteres Werk der Elfenbeinkunst aus der Ära Karls des Großen hinzunehmen, nämlich die „*Maria-Ecclesia*“ des Metropolitan Museums, *New York*, wächst die Verwirrung weiter. Goldschmidt [13] schlägt den Buchdeckel: eine thronende Frau mit Kreuz in der Rechten, – „vielleicht liegt auch hier ein Vorbild des 6. Jahrhunderts zugrunde“ [ebd. 13] – der Ada-Gruppe zu. Fillitz [621; Hvhg. F.S.] hingegen hegt mit Blick auf die Gesamtkonzeption wie auf Einzelheiten Zweifel:

„Es ist nicht nur das Motiv, das erst in ottonischer Zeit nachweisbar ist, sondern es ist auch das wirre Faltenwerk der Sitzenden [...]. Auch andere Details wie die Konstruktion des Thrones, dessen Füße sich aus Palmetten lösen, oder die an orientalische Vorbilder erinnernden bekrönenden Palmetten lassen sich nur schwer mit den antikisierenden Tendenzen der Hofwerkstatt verbinden. Adolph Goldschmidt bemerkte, daß das Relief in die Vertiefung im Deckel des ottonischen Gero-Codex passe, was allerdings nicht zutrifft, wie eine Überprüfung anlässlich der Ausstellung ‘Karl der Große’ 1965 ergab. *Wäre es dennoch möglich, daß diese Tafel nicht ein Werk der karolingischen Hofwerkstatt ist, sondern in ottonischer Zeit geschaffen wurde?*“

Wir werden also auch die karolingischen Elfenbeine hinter uns lassen, werfen aber noch einen Blick auf die dem St. Gallener Genie Tuotilo zugeschriebene Platte mit der Bezeichnung ‘ASCENSIO SCE MARIE’.

Das Tuotilo-Elfenbein ...

Wir befinden uns mit dem Elfenbeinrelief (Ausschnitt s. Titelbild) etwa im Jahr 900, am „Ende der karolingischen Elfenbeinkunst“ [RDK 1326]. Die ganze Tafel ist, so nimmt man heute an, ein Teil, und zwar die Rückseite von zwei Deckelplatten des St. Gallener „*Evangeliolum longum*“ (Codex 53), dessen

Vorderseitenpendant eine *Maiestas Domini* darstellt [Thieme/Vollmer Bd. 33, 480]. Unsere Abbildung zeigt die Mitte der dreigeteilten Platte. Im oberen Drittel hat der Künstler eine Tierszene in Pflanzenornamentik eingebettet und im unteren Drittel die Gallus-Legende gestaltet. Zur Beschreibung des „Mittelstücks“ sei auf Goldschmidt [81] zurückgegriffen, der folgendes sieht:

„Maria in Oranzenstellung in eigentümlicher geistlicher Tracht mit kurzer Dalmatika und einem vor der Brust geknüpften Mantel ist im Begriff, der Erde, die durch einen Baum gekennzeichnet wird, zu entsweben, während an jeder Seite zwei huldigende Engel mit entfalteten Flügeln stehen.“

Als Schöpfer wird gegenwärtig Tuotilo, Mönch von St. Gallen († 27.4. unbekanntes Jahres [Thieme/Vollmer Bd. 33, 480]) angenommen, der noch im 17. Jahrhundert als St. Tütel und St. Gütlen verehrt wurde [Duft/Schnyder 68]. Diese Annahme hatte allerdings schon vor mehr als hundert Jahren Skeptiker auf den Plan gerufen: Julius von Schlosser erkannte 1891 Tuotilo als ein bloßes Konstrukt und nannte ihn, die Forschungen seiner Zeit zusammenfassend, schlicht eine „Künstlerlegende“ [Duft/Schnyder 68]. Erst später

„hat sich J. Mantuani darum bemüht zu beweisen, daß Tuotilo nicht eine Legende, sondern eine historisch faßbare Persönlichkeit war und der Bericht Ekkeharts doch keine so trübe Quelle ist [...]“ [ebd. 68].

Auf die Chronik des besagten Ekkehart IV.: „*Continuatio casuum sancti Galli*“, geht nun die Behauptung zurück, es sei Tuotilo gewesen, der ein oder zwei Tafeln oder auch Diptychen – die Fachleute sind sich nicht ganz einig über das Verständnis der entsprechenden Ekkehartschen Textstelle [Duft/Schnyder 23 ff.] – aus dem Nachlass Karls des Großen bearbeitet habe. Mit „*Continuatio casuum sancti Galli*“ ist diese Chronik übrigens deshalb überschrieben, weil der Autor Ekkehart IV., der vorletzte der fünf St. Gallener Ekkeharts [Catholic Encyclopedia 1], fortsetzte, was Paschasius Radbertus (* um 785, † um 865) unter dem Titel „*De casibus monasterii S. Galli*“ [PL Bd. 126, 1057 ff.] angeblich im 9. Jahrhundert begonnen hatte [Duft/Schnyder 13]. Dabei mag dem Karolingerskeptiker auffallen, dass der lateinische Begriff „*casus*“ (Plural) für geschichtliche Ereignisse eigentlich erst ca. 300 Jahre später, im 12. Jahrhundert, auftaucht [ebd. 13]. Gleichviel, der Meister unseres Elfenbeinreliefs war nach Ekkeharts Bericht ein Universalgenie [ebd. 17]:

„Tuotilo war [...] tüchtig und trefflich, ein Mann von Armen und lauter Gliedern, gleichwie Fabius lehrt, Ringkämpfer auszulesen. Er war beredt, von heller Stimme, in Relieftchnik und Malkunst ein Meister von Geschmack. Ein Musiker war er wie auch seine Gefährten, aber allen überlegen in jeglicher Art Saiten- und Blasinstrument. [...] Doch bei alledem war er, vor seinen anderen Vorzügen, eifrig im Chordienst, im Ver-

borgenen aber voller Tränen; meisterlicher Schöpfer von Versen und Melodien, erwies er sich in seiner Keuschheit als ein echter Schüler des Marcellus, welcher vor Frauen die Augen verschloß.“

Ekkehart behauptet in seiner Chronik auch, Tuotilo habe eine Reihe weiterer skulpturaler Kunstwerke geschaffen, unter anderem ein geschmiedetes Marienbild in Metz. Doch „alle diese Arbeiten sind zerstört“ [Thieme/Vollmer Bd. 33, 480].

De facto erhalten ist von den Produkten der Schöpfungskraft des Meisters nur unsere St. Gallerer „Ascensio“-Tafel als präsumptive Rückseite des Codex 53 zusammen mit dem Gegenstück, der „Maiestas Domini“ der Vorderseite. Alle beide Platten sind, so lautet der fachwissenschaftliche Beschluss, „mit dem Namen Tuotilo zu verbinden“ [Duft/Schnyder 69], selbst auf die Gefahr hin, dass sich dadurch gewisse Widersprüche zur Schriftquelle Ekkeharts ergeben könnten [ebd. 69].

Wie selbstverständlich hatte Goldschmidt [80] die Tuotilo-Tafel als „Himmelfahrt der Maria und Legende des hl. Gallus“ tituliert; doch ist die Angelegenheit durchaus nicht so einfach.

... und die Frage der Aufnahme Mariens in den Himmel

Überhaupt ist ja der Ausdruck „Himmelfahrt“ im Zusammenhang der Aufnahme der Muttergottes zwar populär, aber theologisch gänzlich unorthodox. Erinnern wir uns: Das einschlägige Dogma wurde 1950 von Papst Pius XII. definiert, und die entscheidende Stelle lautet:

„Nachdem Wir nun immer wieder inständig zu Gott gefleht und den Geist der Wahrheit angerufen haben, verkünden, erklären und definieren Wir zur Verherrlichung des allmächtigen Gottes, dessen ganz besonderes Wohlwollen über der Jungfrau Maria gewaltet hat, zur Ehre seines Sohnes, des unsterblichen Königs der Ewigkeit, des Siegers über Sünde und Tod, zur Mehrung der Herrlichkeit der erhabenen Gottesmutter, zur Freude und zum Jubel der ganzen Kirche, in Kraft der Vollmacht unseres Herrn Jesus Christus, der heiligen Apostel Petrus und Paulus und Unserer eigenen Vollmacht: es ist eine von Gott geoffenbarte Glaubenswahrheit, daß die unbefleckte, immer jungfräuliche Gottesmutter Maria nach Vollendung ihres irdischen Lebenslaufes *mit Leib und Seele zur himmlischen Herrlichkeit aufgenommen ist*“ [Beinert/Petri 291; Hvhg. F.S.].

Nun heißt „Aufnahme“ im Lateinischen „assumptio“. Hingegen war „Ascensio“ („Auffahrt“), wie auf der Tuotilo-Tafel eingeschnitzt, katholisch immer nur im Kontext der Himmelfahrt Christi gebräuchlich [Rüsch 455], auch wenn dieses Wort im Zusammenhang der Aufnahme Mariens sehr vereinzelt

gebraucht worden sein mag, wie Schiller [97] und Staedel [16, FN. 25] meinen beobachtet zu haben. Doch die Ansichten gehen da ziemlich auseinander.

Immerhin stehen wir vor dem Problem, dass dem hochgelehrten Mönch Tuotilo aus St. Gallen die dogmatisch-orthodoxe Terminologie entweder fremd war, sofern er denn die Aufnahme Mariens hat illustrieren wollen. Oder aber Tuotilo wollte mit seiner „Ascensio“-Tafel gar nicht „Mariä Himmelfahrt“, sondern irgendetwas anderes darstellen, wie etwa Schiller [97; Hvhg. F.S.] behauptet:

„Der mittlere Teil des Elfenbeinreliefs der Rückseite vom sog. Tuotilo-Einband, um 900, der Stiftsbibliothek St. Gallen ist *nicht der Ikono-graphie der Assumptio zuzurechnen*, sondern geht auf frühchristliche Paradiesesvorstellungen zurück. [...] Der Ort ist durch den Baum neben ihr [Maria] als Paradieseslandschaft zu deuten. Die betonte Oranshaltung der in frontaler Ansicht im Paradies stehenden Figur geht auf die frühchristliche Sepulchrkunst zurück.“

Ich kann hier nicht all die divergierenden Interpretationen der Tuotilo-Tafel referieren. Verwiesen sei auf Hecht [4 ff.], der seinerseits eine Übereinstimmung des Mittelteils unserer Tuotilo-Tafel mit mittelbyzantinischen Darstellungen der Himmelfahrt Christi, z.B. mit dem Kuppelmosaik von Hagia Sophia in Thessaloniki (s.o., S. 143 f.), erkennen will, so dass er schließt, die von Tuotilo mit 'ASCENSIO SCE MARIE' überschriebene Szene sei – in Kombination mit der Maiestas Domini des Vorderdeckels – in Wahrheit als Detail einer Ascensio Domini zu deuten.

Nicht allein deshalb aber war die Tuotilo-Tafel in unser Blickfeld geraten, weil Trenner im „Marienlexikon“ (s.o., S. 144 f.) sie an letzter Stelle seiner Elfenbein-Liste der Karolingerzeit nennt und weil sich an ihr die leidigen Authentizitätsfragen der dunklen Jahrhunderte (Künstler oder Künstlerlegende?) exemplifizieren lassen. Vielmehr geht es mir darum anzudeuten, dass die aufgezeigten kunstgeschichtlichen Interpretationsdifferenzen in diesem Fall nicht primär individuellen Profilierungswünschen der Experten zuzuschreiben sein dürften, sondern aus einem sachlichen Defizit resultieren: der generellen Wissensunsicherheit in puncto Aufnahme Mariens während der Karolingerzeit:

„Der Begriff Assumptio Mariae bleibt in der Schweben und wird von den Theologen unterschiedlich akzentuiert. Ebenso sind viele bildliche Darstellungen in ihrer Aussage nicht eindeutig. *Deshalb sollte die Bezeichnung Himmelfahrt für die Darstellung der Assumptio bis zum späten Mittelalter vermieden werden*“ [Schiller 83; Hvhg. F.S.].

Jedenfalls begeht die Catholica das Gedächtnisfest des Heimgangs der Muttergottes („koimesis“, „dormitio“, „pausatio“, „assumptio“ [Marienlexikon I, 278; Kraus, 486]) seit Kaiser Mauritius (582 - 602) am 15. August. Aber „die Geschichte dieses Festes ist ziemlich verwickelt“ [Marienlexikon I, 278]. Die eine [Schiller 89] konstatiert eine zeitliche Kluft von grob 250 Jahren zwischen seiner byzantinischen („gegen 600“) und seiner römischen Instituiierung:

„Mit der Einführung der römischen Liturgie im karolingischen Reich und der Aufnahme des Dormitio-Festes 847 durch Leo IV. in den Festkalender [...] breitet sich das Fest am 15. August im ganzen Westen aus.“

Mit anderen Worten: „Im Westen fand dieses Fest nicht sofort Eingang“ [Marienlexikon II, 466]. Der andere [Belting 77] wiederum mutmaßt: „Die römische Marienliturgie folgte offenbar der östlichen Praxis auf den Fuß.“ Der dritte doziert [Marienlexikon I, 278; Hvhg. F.S.]:

„Zunächst ist der Name [„assumptio“] allein mindestens ungewöhnlich als Bezeichnung des Eintritts einer abgeschiedenen *Seele* in die Himmelherrlichkeit“;

der vierte [Altaner 1948, 9; Hvhg. F.S.] hält dagegen:

„'Assumptio' wurde jahrhundertlang als gleichbedeutend mit dormitio/pausatio/dies natalis/transitus *animae* aufgefaßt.“

Eine ähnliche Konfusion herrscht hinsichtlich des Status des Assumptio-Festes innerhalb der fränkischen Liturgie: Einerseits soll Karl der Große in der Zeit zwischen 810 und 813 in den „*Capitula ecclesiastica*“ im Zusammenhang des Festkalenders dekretiert haben [MGH Nr. 81; Übers. mit freundlicher Hilfe von Raimund Padberg]: „Über die Aufnahme der hl. Maria haben wir aufgehört nachzufragen“. Eine Aussage, die nicht ganz eindeutig ist, aber in ihrem Kontext das Verständnis nahelegt, dass das Fest des 15. August um 810 bis 813 keine Rolle spielte. Dann wiederum ist in Capitulum 36 der – vom Frankenkaiser angeordneten [Hefele 756] – Mainzer Synode des Jahres 813 das Assumptionsfest wie selbstverständlich inmitten aller anderen Festtage katalogisiert [MGH Nr. 81, FN 18].

Auch Arno Borsts Kenntnis karolingischer Kalender hilft nicht weiter. Er findet Einträge für den Mariä-Himmelfahrt-Feiertag schon 781/2 im Godescalc-Evangelistar für Karl d. Gr. [Borst 199] wie auch im Lorscher Reichskalender von 789 (als „Adsumptio“) [ebd. 282] und stellt dann fest, dass das Fest in dieser Zeit „anderswo [also in anderen Kalendarien] noch zögernd behandelt“ wurde [ebd. 420], um dann zu einem Kalender des späten 10. Jhs. für Corbie anzumerken, dass dieser „sich *schon* zu Mariens Himmelfahrt“ bekannte [ebd. 117; Hvhg. F.S.].

Auf sichereres Terrain gelangen wir in der Assumptio-Problematik erst im hohen Mittelalter:

„Von 1200 an bestreitet kaum noch ein Theologe die leibliche Aufnahme Marias in den Himmel und ihre Vereinigung mit Christus“ [Schiller 91; Hvhg. F.S.].

Oder, um das um Ausführlichkeit in dieser komplizierten Sache ringende *Marienlexikon* [I, 280; Hvhg. F.S.] zu bemühen:

„Erst das 12. Jh. brachte einen merklichen Umschwung. Mitbeteiligt war dabei sicher die dem hl. Augustinus *fälschlich zugeschriebene* Schrift 'De Assumptione BMV Liber unus'; nicht identisch mit dem gleichfalls unechten Sermo 208. Die *wahre Autorschaft* wurde lange Zeit dem Ratramnus († 868) zugesprochen, aber *neuestens* setzt H. Barré *mit guten Gründen* den Liber an den Anfang des 12. Jh.s.“

Diesen Wirrnissen um das Geheimnis der Aufnahme der Muttergottes in den Himmel in dunkler Zeit kann und mag ich hier nicht weiter nachgehen. Denn erheblicher als die Rekonstruktion solcher Verständnis- und Datierungszwistigkeiten scheint es mir momentan zu sein, eine andere Tatsache hervorzuheben: Die katholisch inspirierte Historiographie ist von einem Geschichtsverständnis geprägt, dessen Kardinalprinzip – ich zitiere die protestantische Gegenposition [Boeckler 229] – darauf hinausläuft, „daß man mit ihm [dem Lehramt der Kirche] alles und jedes beweisen kann“, sofern nur – jetzt rede ich katholisch – der Heilige Geist, sprich das Lehramt, sprich Rom, das für gut hält. Nicht zuletzt im Falle der Definition des Assumptio-Dogmas von 1950 regiert dieser hermeneutischen Prämisse zufolge die *regressive Methode der Geschichtsschreibung*, welche ein Katholik mit wünschenswerter Klarheit so umschreibt [zit. nach Boeckler 155; Hvhg. F.S.]:

„Man stellt fest, daß die gegenwärtige Kirche an die Himmelfahrt Mariens glaubt, erklärt es sodann wegen des Beistandes des *Heiligen Geistes* für unmöglich, daß sie in einem solchen Glauben irren könnte, und *schreitet* von der so gewonnenen Einsicht in die Deutung und Würdigung der Lehrüberlieferung *rückwärts bis zum Urchristentum*.“

So führen Erfordernisse der katholischen Dogmatik (Traditionsbeweis!) mehr oder weniger notwendigerweise zu – aufklärerisch gesprochen – Manipulationen in der Geschichtsschreibung. Und wer daran denkt, wie notwendig der – nachträglich noch zu erbringende – Traditionsbeweis für die Definition des Assumptio-Dogmas von 1950 gewesen sein dürfte, mag verstehen, warum und wozu Scheffczyk den Pseudo-Hieronymus-Brief „cogitis me“ einem Autor des 9. Jahrhunderts zuschlug. Das im detektivischen Lesen geübte – synästhetisch disponierte – Auge wird die Genugtuung des Habilitanden Scheffczyk heraushören, wenn er Erfolg meldet [53; Hvhg. F.S.]:

„Eine wichtige Erweiterung des mariologischen Materials der Karolingerzeit **gelang der neueren Forschung durch die Zuweisung** der ps.-hieronymianischen ep. 9 an **Paschasius Radbertus** († um 865), Mönch und nachmaligen Abt von Corbie an der Somme.“

Vier Jahre nach Scheffczyk's *Mariengeheimnis*-Buch gibt der katholische Priester und Gelehrte Albert Ripberger den Pseudo-Hieronimus-Brief neu heraus – „um überhaupt die dunklen Stellen des frühen Mittelalters etwas aufzuhellen“ [Ripberger V] – und nobilitiert den Text mit den im hiesigen ZS-Beitrag (S. 137) bereits zitierten Feststellungen. Die Expertise Ripbergers zu dieser Schrift sei ins Gedächtnis gerufen:

- „a) Sie ist eine Zusammenfassung der damaligen Marienlehre im karolingischen Reich.
- b) Sie ist der Anfang einer eigentlichen theologischen Reflexion über die *assumptio corporalis* [leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel] und insofern als ein erster mariologischer Traktat des lateinischen Mittelalters anzusprechen.
- c) Sie weist auf die Grundelemente und Ansätze für die Klärung der Frage nach der *assumptio corporalis*“ [Ripberger 43].

Zu der mit diesen Worten attestierten enormen Bedeutung des Pseudo-Hieronimus will es sich jedoch nicht so recht fügen, dass die Autorschaft des Paschasius Radbertus keineswegs so abgesichert ist, wie Scheffczyk und Ripberger es wollen. Im Gegenteil: Die Zuweisung an den Corbier Mönch, der uns auch im Zusammenhang des Tuotilo-Elfenbeins begegnet ist, steht durchaus auf tönernen Füßen. So hatte noch Hinkmar von Reims († 882) die Autorschaft des Kirchenvaters Hieronymus (347/48 - 419/20) [Drobner 285 ff.] gegen Skeptiker verteidigt [Ripberger 8]. Erasmus von Rotterdam wiederum meinte die lateinische Bearbeitung einer griechischen Vorlage des Sophronius († 637) vor sich zu haben.

Und so ging es hin und her. Dann entschied sich Ende des 19. Jahrhunderts der Benediktinermönch Morin zunächst für Paschasius Radbertus als den Autor [Ripberger 10], revidierte sein Urteil aber drei Jahre später, indem er nun den Mönchstheologen Ambrosius Autpertus († 778) als den Urheber des „frommen Betrugs“ [Morin 1891, 275 f.] favorisierte. Schließlich brachte Barré die Diskussion mit dem folgenden Urteil zum – wohl vorläufigen – Abschluss [zit. n. Ripberger, 13; Übers. aus d. Franz.: H. Illig]:

„Weit entfernt davon, erneut die Frage aufwerfen zu müssen und einen Kompromiß zu suchen, ist die Zuweisung an Paschasius Radbertus keineswegs erschüttert. Sie stützt sich weiterhin auf solide Argumente, gegen die noch keine beweiskräftigen Einwände vorgebracht worden sind.“

Basta! Wirklich ausschlaggebend für die Zuweisung des Pseudo-Hieronymus an Paschasius Radbertus war nach Ripberger [10] erstens der terminus ante quem für seine Abfassung: das Konsekrationsjahr der Kathedrale von Reims, die auf die älteste Marienkirche des Westens zurückgehen soll [Marienlexikon V, 446]. Denn der Reimser Erzbischof Hinkmar hatte dem Gotteshaus einen Prachtkodex mit Pseudo-Hieronymus-Inhalt übereignet. Von der karolingischen Kathedrale ist allerdings nichts Greifbares erhalten [Eschapasse 9], und bezüglich des Weihejahres herrscht wieder einmal Uneinigkeit: 849 oder doch vielleicht 862? [Ripberger, 10 und 10, FN 2]

Zweitens ist freilich für die Datierung des Textes und die Autorschaft des Paschasius Radbertus ebenso der terminus a quo ausschlaggebend: Angeblich enthält der Pseudoepigraph ein Zitat aus Adamnanus' von Hy († 704) „De Locis Sanctis“ [ebd. 10]. Es handelt sich dabei um einen Bericht über die Reise des ansonsten unbekanntenen (nur Beda kennt ihn noch [Meehan 6]) Bischofs Arculf ins Heilige Land. Der Autor-Herausgeber, Abt des schottischen Klosters Hy (auf Iona) bezieht wie auch der Urheber des Pseudo-Hieronymus eine agnostizistische Position hinsichtlich des Entschlafens der Muttergottes [Meehan 59, FN 1]. Aus überlieferungskritischer Perspektive ist aber wichtiger, dass Adamnanus' „De Locis Sanctis“ ohnehin – wie auch das Gesamtwerk des Paschasius Radbertus [Ripberger 6] – eine Kompilation aus vielen Väterzitaten ist, und zwar speziell aus dem echten Hieronymus [14 ff.]. Deshalb will es nicht recht einleuchten, woher die Übereinstimmung in einem einzigen Satz, der überdies Topos-verdächtig ist, die Kraft beziehen soll, eine Datierungsmarke für einen so zentralen Marien traktat der Karolingerzeit abzugeben.

Ich setze hier, um die Prozedur des Karolingisierens von Pseudoepigraphen durch angestregten Textvergleich zu illustrieren, beide Stellen wie Morin [1888, 350] nebeneinander, gebe zuvor aber meine Übersetzung dieser Passage aus Adamnanus. Es geht um das – nota bene leere – Mariengrab im Tale Josaphat bei Jerusalem. Die Passage lautet auf Deutsch:

„Aber wie oder wann oder von wem ihr heiliger Leichnam aus diesem Grab gehoben worden ist oder wo sie die Wiederauferstehung erwartet, weiß niemand mit Gewißheit, wie man sagt.“

Adamnanus: „De Locis Sanctis“ I,12, 4-7 [Meehan 58]:

“Sed de eodem sepulchro quo modo uel quo tempore aut a quibus personis sanctum corpusculum eius sit sublatum uel in quo loco resurrectionem expectat nullus, ut refert, pro certo scire potest.“

Pseudo-Hieronymus: “Epistola IX“, 2 [PL 30, 123D]

“Quomodo autem, vel quo tempore, aut a quibus personis sanctissimum corpus eius inde ablatum fuerit, vel ubi transpositum: utrumne resurrexit, nescitur.“

Nachzutragen bleibt, wieso und warum der gegenwärtig dem karolingischen Autor Paschasius Radbertus zugeschlagene, unter dem Namen des Hieronymus firmierende Pseudoepigraph, der immerhin bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts seinen Platz im römischen Brevier behaupten konnte [Marienlexikon V, 371], inhaltlich denn so bedeutsam sei. Hier muss der unvorbereitete Laie eine Enttäuschung hinnehmen: Die oben zitierte kurze Parallelpassage zu Adamnanus hat bereits die Quintessenz geliefert, indem sie besagt, dass wir über die leibliche Aufnahme Mariens nichts Verlässliches wissen können. Diese agnostizistische Haltung blieb „bis zum Ende des 12. Jahrhunderts maßgeblich“ [ebd. 371].

Das agnostizistische Beharren auf dem „nescitur“, auf dem „man weiß es nicht“, war bis zum Hochmittelalter deshalb orthodoxe Haltung, weil über das – historische – Lebensende der Mutter Jesu nur apokryphe Schriften – „man sucht in verschiedenen Ländern zwischen dem 2. und 7. Jh. nach einem Archetyp“ [LTK 307] – im Umlauf waren. Der Erzählstrang dieser Transitus-Berichte, die im Westen in der Version des Pseudo-Melito kursierten [LTK 307], war die einzige Quelle, an die sich die fromme Überzeugung von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel stützen konnte; weshalb sich der kundige Patrologe Altaner [1948, passim] ja auch gegen die anstehende Definition des Assumptio-Dogmas aussprach.

Verworfen worden waren die Transitus-Berichte jedoch schon – in welcher Variante auch immer – im 4. bis 6. Jh. [LMA III, 624] vom weit verbreiteten *Decretum Gelasianum*, einem vielleicht, aber auch nur vielleicht von Gelasius I. (492-496) stammenden päpstlichen und über Jahrhunderte als amtlicher Index librorum fungierenden Erlass [ebd. 624]. Er enthielt unter den nichtkanonischen Büchern ein „Liber qui appellatur Transitus, id est Assumptio sanctae Mariae, apocryphus“ [Decretum Gelasianum 162C]. Nun verkündet aber Prof. Dr. Remingius Bäumer, Ko-Hauptschriftleiter des *Marienlexikons* höchstselbst [II, 611]:

„Die Nachricht, daß er [Papst Gelasius I.] das Melito von Sardes zugeschriebene Buch ‘De transitu Virginis Mariae’ verurteilt habe, ist zu korrigieren, da diese Schrift erst aus dem 6./7. Jh. stammt.“

Von dieser Intervention Bäumers bleibt die für die Catholica peinliche Sachlage unberührt, dass ein jahrhundertlang als päpstlich-amtlich eingestuftes Dekret das Anathema über eine – apokryphe – Tradition verhängt, welche die Traditionsbasis der proassumptionistischen Theologie abgibt. Folglich bedurfte es einiger theologischer Kraftanstrengung in Form der „regressiven Geschichtsschreibung“, um proassumptionistische Elemente in die Frühzeit der Kirchengeschichte hineinzufinden und so aus einem vagen Wenig ein gewisses Etwas zu machen.

Diesem Begründungszwang begegnet Scheffczyk, indem er in seiner Habilitationsschrift von 1959 mit Blick auf den Pseudo-Hieronymus-Brief IX „cogitis me“ dekretiert [S 438 f.; Hvhg. F.S.]:

„Das Urteil über die dogmengeschichtliche Bedeutung der ep. 9 für die Entwicklung der Lehre von der ‘assumptio corporalis’ ist heut [sic] ziemlich einhellig. M. Jugie [ein Proassumptionist] sieht in dem Brief *trotz der zurückhaltenden Stellungnahme Radberts einen Beweis für die starke Verbreitung des Glaubens an die leibliche Himmelfahrt Mariens zur damaligen Zeit*. C. Balic erklärt, daß der Autor sich zwar unter dem Einfluß des ps.-gelasianischen [!] Dekretes sehr vorsichtig über die leibliche Himmelfahrt Mariens äußert und die zitierten Argumente selbst nicht als beweiskräftig anerkennt, aber den Glauben daran doch als möglich ansieht.“

Folgendes Resümee lässt sich zum letzten Abschnitt formulieren: Die Datierung des Pseudo-Hieronymus-Briefes und seine Zuweisung an Paschasius Radbertus sind niemals unumstritten gewesen. Beides ist Resultat des Bemühens, eine Traditionslücke in der Geschichte der Entwicklung der „Mariä-Himmelfahrt“-Dogmatik schließen zu wollen. Des weiteren weiß man über den Zustand der Assumptionstheologie und der Assumptionsfrömmigkeit in den dunklen Jahrhunderten so wenig Genaueres, dass man letztlich auch in der Ikonographie des oben abgebildeten Elfenbeins, das gegenwärtig dem – vermeintlichen – St. Galler Mönch Tuotilo zugesprochen wird, eigentlich nichts als Fragezeichen erkennen kann.

Fazit

Mein Bericht über die Annäherung an die Muttergottes in den dunklen Jahrhunderten muss hier vorerst enden. Ich habe gelernt, dass man die einschlägige, sei es wissenschaftliche, sei es nicht so sehr wissenschaftliche Literatur zu diesem Thema mit spezifischer Zurückhaltung aufnehmen sollte. Denn neben den üblichen Voreingenommenheiten, Ungenauigkeiten und Eitelkeiten schreibender Fachleute ereignet sich auf dem Gebiet der Mariologie etwas Eigentümliches: Weil marianische Themen für das Innenleben der christlichen Tradition von außerordentlicher Symbolik sind, kristallisieren sich hier gerne allerlei – auch widerstreitende – Wünsche, Hoffnungen, Erwartungen und Sehnsüchte an. Wer etwa die Diskussion um die Verkündigung des marianischen Himmelfahrtsdogmas von 1950 durch Pius XII. nachvollzieht, kann etwas davon erfahren.

Was mich im Kontext der Chronologiekritik, welche die Historiographie des karolingischen Mittelalters einer kritischen Revision unterziehen möchte,

insonderheit interessierte, war die Frage nach frühmittelalterlichen Zeugnissen der Marienverehrung. Mein Ergebnis: Alles ist hier irgendwie in der Schwebe; die Datierung kunstgeschichtlicher Denkmäler schwankt; Pseudoepigraphen, die in der Regel den Namen einer spätantiken Väterautorität tragen, suchen wie heil- und hilflos herumirrend nach einem Zuhause.

Weiterhin schien mir evident zu werden: Weil das Frühmittelalter so spärlich mit marianischen Zeugnissen bestückt ist, setzt die – katholische – Methode der „regressiven Geschichtsschreibung“ einiges daran, diese offene Stelle durch Zuschreibungen solcher herrenlosen Schriftzeugnisse an Autoren der Karolingerzeit aufzufüllen.

Mehr als einen Abriss des Problems konnte ich natürlich nicht präsentieren. Vieles musste ungesagt bleiben: Wie verhielt es sich in den dunklen Jahrhunderten mit den Marienwallfahrten? Wie mit den Marienpatrozinien, gerade auch der Aachener Pfalzkapelle? Wie sind die marianischen Texte der lateinischen Hymnendichter einzuordnen?

Und wie lässt sich die Frage nach der Kontinuität des Phänomens der Schwarzen Madonnen beantworten? Sie ließe sich vielleicht mit der Phantomzeitthese klären, denn bislang wurde die Vermutung, dass sich das Bild dieser dunklen Marienfiguren von antiken heidnischen weiblichen Gottheiten herleiten lasse, vor allem deshalb zurückgewiesen, weil man nicht wusste, wie das Merkmal der dunklen Farbe über die dunklen Jahrhunderte hinweg von der Spätantike ins Mittelalter gelangt sein könnte [RAC VII, 442]. Falls dieser Zeitraum der vermeintlichen Diskontinuität sich aber als „Phantomzeit“ bestätigen sollte, würden Spätantike und Mittelalter enger aneinander schließen. Dieser Gedanke sei zum Schluss notiert; so dass mein Aufhänger, die von Herwig Brätz erwähnte Schwarze Madonna von Tschenschow, am Ende doch noch eine schriftstellerische Legitimation erfährt.

Literatur

- Altaner, Berthold (1948 u. 1950): „Zur Frage der Definibilität der Assumptio B.M.V.“; in: *Theologische Revue* 44 u. 46, 129-142 u. 5-20
- Beinert, Wolfgang/ Petri, Heinrich (Hrsg., 1984): *Handbuch der Marienkunde*; Regensburg
- Beissel, Stephan, S.J. (1909): *Geschichte der Verehrung Marias in Deutschland während des Mittelalters*; Freiburg im Breisgau
- Belser-Kunstgeschichte, Bd. 4 (1991): *Frühchristliche und Byzantinische Kunst*; Stuttgart · Zürich (Sonderausgabe)
- Belser-Kunstgeschichte, Bd. 5 (1991): *Kunst des frühen Mittelalters*; Stuttgart · Zürich (Sonderausgabe)

- Belting, Hans (1993): *Bild und Kult* (unveränd. Nachdruck der 2. Aufl.); München
- Bentchev, Ivan/ Hausteine-Bartsch, Eva (2000): *Muttergottesikonen*; Recklinghausen
- Berschin, Walter (2001): „Nun schaut die Welt auf die Klosterinsel im Bodensee“, in: *FAZ* vom 26.1.2001, S. 47
- Borst, Arno (1998): *Die karolingische Kalenderreform*; Hannover
- Brätz, Herwig (2000): „Name, Herkunft und Wanderungen der Slawen“, in: *ZS XII* (3) 391-418
- Catholic Encyclopedia*: <http://www.newadvent.org/cathen/05370a.htm>
- Cormack, R. (1981): „The Apse Mosaics of S. Sophia at Thessaloniki“, in: *Deltion tes christianikēs Archaologikēs Hetairēas* 10, 111-135 Decretum Gelasianum: De Libris Recipiendis et Non Recipiendis (1847); in: *Patrologia Latina* (PL), Bd. 59, 157-164; hrsg. Migne; Paris
- Drobner, Hubertus R. (1994): *Lehrbuch der Patrologie*; Freiburg · Basel · Wien
- Duft, Johannes/ Schnyder, Rudolf (1984): *Die Elfenbein-Einbände der Stiftsbibliothek St. Gallen*; Beuron
- Ebert-Schifferer, Sybille et al. (1993): *Hessisches Landesmuseum Darmstadt* (Führer); Berlin
- Eschapassee, Maurice (o.J.): *Die Kathedrale von Reims*; Paris
- EOS-Verlag-Werbeprospekt zum *Marienlexikon*; o.J., o.O.
- Euw, Anton von (1990): *Schnütgen-Museum Köln* (Führer); Braunschweig
- Euw, Anton von / Schreiner, Peter (1991): *Kaiserin Theophanu*. Begegnung des Ostens und Westens um die Wende des ersten Jahrtausends. Gedenkschrift des Kölner Schnütgen-Museums zum 1000. Todesjahr der Kaiserin. 2 Bde.; Köln
- Fillitz, Hermann (1999): „Die Elfenbeinarbeiten des Hofes Karls des Großen“, in: *Kunst und Kultur der Karolingerzeit*, Beitragsband zum Katalog der Ausstellung in Paderborn; Mainz
- Forsyth, Ilene H. (1972): *The Throne of Wisdom*; Princeton
- Goldschmidt, Adolph (1914): *Die Elfenbeinskulpturen aus der Zeit der karolingischen und sächsischen Kaiser*, Bd. 1; Berlin
- Grewe, Holger (1999): „Die Königspfalz zu Ingelheim am Rhein“, in: *Kunst und Kultur der Karolinger, III*; Mainz, 142-151
- Haendler, Gert (1958): *Epochen karolingischer Theologie*; Berlin
- Harnack, Adolf von (⁸1991): *Dogmengeschichte*; Tübingen
- Hauttmann, Max (1929): *Die Kunst des frühen Mittelalters*; Berlin
- Hecht, Josef (1951): „Die frühesten Darstellungen der Himmelfahrt Mariens“, in: *Das Münster* 4 (1/2) 1-18
- Hefele, Carl Joseph von (1877): *Conciliengeschichte*, Bd. 3; Freiburg i. Br.
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- (2000): „Brennpunkt Phantomzeit“, in: *ZS XII* (1) 126-147
- (2001): „Langobarden, Juden und Astronomen in dunkler Zeit“, in: *ZS XIII* (1) 108
- Katalog Brescia (2000): *Il futuro dei Langobardi*; Mailand
- Kraus, F.X. (Hg., 1882): *Real-Encyclopädie der christlichen Alterthümer*, Bd. 1; Freiburg i. Br.
- Künstele, Karl (1928): *Ikongraphie der christlichen Kunst*; Freiburg i. Br.

Kunst und Kultur der Karolingerzeit, Katalog der Ausstellung in Paderborn (1999); Mainz

LCI = *Lexikon der christlichen Ikonographie*

LDK = *Lexikon der Kunst*

Leveto, Paula D. (1990): „The Marian Theme of the Frescoes in S. Maria at Castelseprio“; in: *The Art Bulletin* 72, 393-413

Lexikon der christlichen Ikonographie (= LCI), Bd. 6 (1994); hrsg. von Wolfgang Braunfels; Rom et al.

Lexikon der Kunst (= LDK), 7 Bde. (1987 ff.); Leipzig

Lexikon des Mittelalters (= LMA) (1984 ff.); München · Zürich

Lexikon für Theologie und Kirche (= LTK), Bd. 10, ²1965; Freiburg

Livius (1987): *Römische Geschichte* (Buch 1-3); hrsg. von H. J. Hillen; Darmstadt

LMA = *Lexikon des Mittelalters*

LTK = *Lexikon für Theologie und Kirche*

Maier-Albang, Monika (2001): „'Der Titel ist etwas zu groß für mich', Rom ernennt den Theologen Leo Scheffczyk zum Kardinal“; in: *Süddeutsche Zeitung*, 22.1.01, S. L1

Marienlexikon (1988-1994); hrsg. im Auftrag des Institutum Marianum; Erzabtei St. Ottilien

Meehan, Denis (Hrsg.) (1958): *Adamnan's 'De Locis Sanctis'*; Dublin (= *Scriptores Latini Hiberniae*, Vol. 3)

MGH = *Monumenta Germaniae Historica* leg. sec. II, Bd. 1 (1883); Hannover

Morin, Germain (1888): „Notes liturgiques sur l'Assomption“; in: *Revue Bénédictine* 5, 342-351

- (1891): „Les leçons apocryphes du Bréviaire Romain“; in: *Revue Bénédictine* 8, 270-280

Ökumenisches Heiligenlexikon:

http://www.heiligenlexikon.de/BiographienH/Heribert_von_Koeln.htm

Our Saints, St. Cuthbert and St. Aidan:

<http://ourworld.compuserve.com/homepages/PCRRN/saints.htm>

Pächt, Otto (⁴2000): *Buchmalerei des Mittelalters*; München

Paschasius Radbertus (1852): „De casibus monasterii S. Galli“ in: *Patrologia Latina* (PL), Bd. 126, 1057ff.; hrsg. Migne; Paris

PL = *Patrologia Latina*

Pseudo-Hieronymus (1846): „Brief IX 'cogitis me'“; in: *Patrologia Latina* (PL), Bd. 30, 122-143; hrsg. Migne; Paris

RAC = *Reallexikon für Antike und Christentum*, Bd. 7 (1969); Stuttgart

RDK = *Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte*, Bd. 4 (1958); Stuttgart

Redlfers, Ellen (1937): *Mariendarstellungen im nördlichen Deutschland bis um die Mitte des 13. Jahrhundert* [sic]; Diss. Kiel

Restle, Marcell (1990): Art. „Konstantinopel“; in: *Reallexikon zur byzantinischen Kunst*, Bd. 4; Stuttgart, 366-737

Ripberger, Albert (1962): *Der Pseudo-Hieronymus-Brief IX „cogitis me“*; Freiburg/Schweiz (= *Spicilegium Friburgense* Vol. 9)

Rosenberg, Marc (1918): „Erster Zellschmelz nördlich der Alpen“; in: *Jahrbuch der Königlich Preussischen Kunstsammlungen* 39, 1-44

- Rüsch, Ernst Gerhard (1949): „Die Elfenbeintafeln des Tutilo“, in: *Theologische Zeitschrift* 5, 447-457
- S = Scheffczyk, Leo (1959): *Das Mariengeheimnis in Frömmigkeit und Lehre der Karolingerzeit*; Leipzig
- Schiller, Gertrud (1980): *Ikonographie der christlichen Kunst*, Bd. 4,2; Gütersloh
- Siepe, Franz (1998): „Heidentum und Christentum“; in: *ZS* X (1) 66-82
- (1998): „Keine Liebe unter Karl“; in: *ZS* X (3) 440-460
- (2001): „Notizen zu Otto Pächts ‘Buchmalerei des Mittelalters’“; in *ZS* XIII (1) 103-107
- Staedel, Else (1935): *Ikonographie der Himmelfahrt Mariens*; Leipzig · Straßburg · Zürich
- Stranks, C.J. (o.J.): *Führer durch die Kathedrale von Durham*, unpaginiert
- Thieme/Vollmer (1907 ff.): *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler*; Leipzig
- Wessel, Klaus (1966): Art. „Castelseprio“; in: *Reallexikon zur byzantinischen Kunst*, Bd. 1; Stuttgart, 931-944
- Zimmermann, Max G. (1897): *Oberitalische Plastik im frühen und hohen Mittelalter*; Leipzig

Heribert Illig sei für mäeutischen Beistand gedankt.

Franz Siepe 35039 Marburg, Wilhelm-Busch-Straße 25

Brandenburger Geometrie

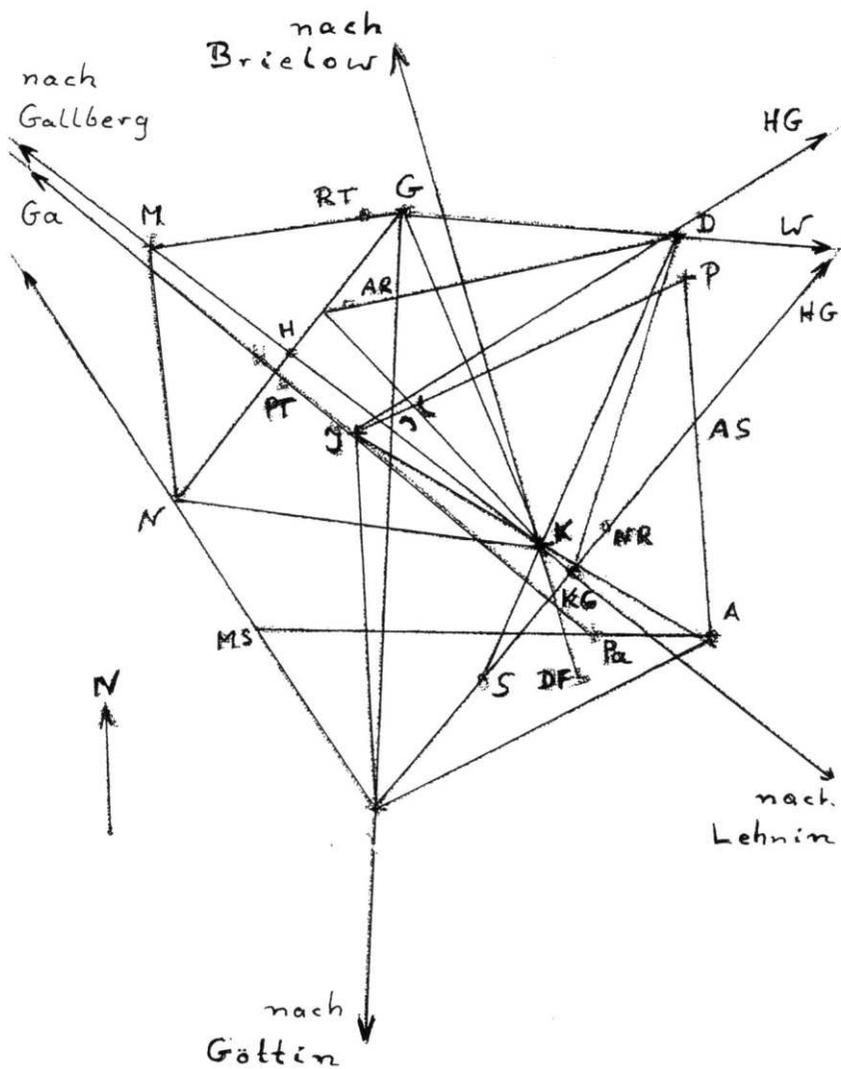
Herwig Brätz

In dem Artikel über das „Heiligtum der Semnonen“ [ZS 4/2000, 612] hatte ich zwei geometrische Gegebenheiten in der Stadt Brandenburg erwähnt: eine 1000-ElLEN-Spanne zwischen zwei Kirchen und den rechten Winkel zwischen zwei Wegen. Einer Anregung von Dr. Ungericht aus Ulm folgend, habe ich den gesamten Grundriss Brandenburgs einer geometrischen Analyse unterzogen, was m. W. noch nie versucht worden ist.

Das Ergebnis ist durchaus beeindruckend. Offenbar ist nichts dem Zufall überlassen worden. Eine „Hauptachse“ verläuft in Nordwest-Südost-Richtung vom Gallberg am Nordhang des Marienberges über die frühere Marienkirche, den Huck und die Katharinenkirche der Neustadt bis nach Lehnin, wo der Askanier Otto I. 1180 das Stammkloster und die Begräbnisstätte der Markgrafen von Brandenburg gegründet hat. Sie misst zwischen der Katharinenkirche und der Klosterkirche Lehnin genau 20.000 „megalithische“ Ellen. Ich möchte diese Linie durchaus als Ley-Linie bezeichnen und den Namen *Lehnin* mit Linie in Zusammenhang bringen. Die Deutung dieses Namens als „Hirschort“ (von slawisch *lania* oder *jelen*) wäre dann nur eine Vertuschung der eigentlichen Bedeutung.

An dieser Hauptachse orientieren sich weitere geometrische Formen:

1. Gleichseitiges Dreieck: Gotthardtkirche – Nikolaikirche – Katharinenkirche: Die Seitenlängen messen ca. 830 m, die 1.000 „megalithischen Ellen“ entsprechen.
2. Gleichseitiges Dreieck: Domkirche – Altstädtischer Markt – Kreisgericht: dieselben Seitenlängen wie 1. Der Haupthavelübergang wird von einem der Schenkel berührt.
3. Gleichschenkliges Dreieck: Domkirche – Gotthardtkirche – Katharinenkirche: zwei Seiten mit derselben Länge wie 1.
4. Rhombus: Johanniskirche – Petrikapelle – Annentor – Jakobskapelle: Die Außenschenkel haben dieselben Längen wie 1., der Mittelpunkt liegt in der Katharinenkirche. Der Haupthavelübergang wird von einem der Schenkel berührt.
5. Linie: Nikolaikirche – Jakobskapelle: ca. 830 m Länge.
6. Linie: Domkirche – Katharinenkirche – Steintor, im Verhältnis 2:1 geteilt.
7. Linie: Gotthardtkirche – Domkirche – Dorfkirche Wust.
8. Linie: (Ziesar-)Jakobskapelle – Steintor – Kreisgericht – Neustädtisches Rathaus – Heiligengeistbruch – (Nauen) rechtwinklig zur Hauptachse.



Legende: A Annentor, AR Altstädtisches Rathaus, AS Anfang des Stadtkanals, D Domkirche, DF Dreifaltigkeitskirche, G Gotthardtkirche, Ga Gallberg, H Huck, J Johanniskirche, K Katharinenkirche, KG Kreisgericht, M Marienkirche, MS Mündung des Stadtkanals in die Havel, N Nikolaikirche, NR Neustädtisches Rathaus, P Petrikapelle, Pa Paulikirche, PT Plauer Tor, RT Rathenower Tor, S Steintor, V Jakobs-(sog. Verrückte) Kapelle, W Dorfkirche Wust,)(Havelbrücke

9. Linie: Johanniskirche – Domkirche – Heiligengeistbruch.
10. Linie: Dreifaltigkeitskirche – Katharinenkirche – Dorfkirche Brielow.
11. Linie: Gotthardtkirche – Jakobskapelle – Dorfkirche Götting.
12. Linie: Paulikirche – Johanniskirche – Plauer Tor – Gallberg.
13. Linie: Annentor – Paulikirche – Mündung des Stadtkanals in die Havel.
14. Anfang und Ende des Stadtkanals liegen an Schnittpunkten der Linie 9 mit einem Rhombusschenkel sowie am Schnittpunkt der Linien 5 und 14.

Diese Strukturen können – wie der Grundriss der Brandenburger Neustadt mit dem „Zähringerkreuz“ – dem XII. Jahrhundert zugeordnet und als Werk der Prämonstratenser betrachtet werden.

Es bleibt jedoch die Frage, ob einige Details und der Standort als solcher nicht doch viel älter sind, wofür neben den früher angeführten Umständen auch spricht, dass sich Brandenburg auf einem Schnittpunkt der Verlängerungen folgender Verbindungslinien befindet:

- Rouen – Corbie – Corvey
- Würzburg – Erfurt
- (mit einiger Toleranz) Tegernsee – Regensburg.

Warum hätten die aus dem Osten in ein angeblich menschenleeres Gebiet eindringenden Slawen genau diesen Punkt für ihre Hauptburg wählen sollen? Warum hätten die toskanischen Se(m)nonen in ihrer Hauptstadt Siena den ältesten Brunnen zufällig ausgerechnet Fonte Branda nennen und für Dom und Wappen die Farben Weiß-Schwarz (also die Farben des Bran und der Dan wählen sollen?

Herwig Brätz 18147 Rostock, Jägerweg 3

Neue Wortspiele als Leserbrief

Die Ausführungen von Herwig Brätz über das Heiligtum der Semnonen finde ich in der Sache überzeugend. Die in der Einleitung angeführten Wortbeispiele liegen jedoch weit außerhalb des Zulässigen. Zwar gibt es in der Tat Lautverschiebungen und -vertauschungen, für sie gelten aber in verschiedenen Sprachen verschiedene Gesetze. So wird in westeuropäischen Sprachen kaum zwischen dem stimmhaften und dem stimmlosen s unterschieden (vergl. englisch/deutsch so), was auch dann zu berücksichtigen wäre, wenn das stimmhafte s mit dem Buchstaben z wiedergegeben wird. In semitischen Sprachen sind die beiden Laute aber nicht austauschbar. Verdrehungen wie zwischen deutschem Krokodil und italienischem coccodrillo sind nicht ganz selten. Das heißt aber nicht, dass man ein Wort wie „Semnonen“ (Wurzellaute s-m-n) mit jedem Wort anderer Sprachen in Beziehung setzen kann, in dem dieselben Laute auch nur teilweise oder in beliebiger Reihenfolge auftauchen. Demnach wären dann auch König, Knecht, Knarre, Knoten und Kuchen verwandt.

Von den im Beitrag aufgeführten Wörtern hat nonus nur das n gemeinsam (-us ist nur Endung ohne eigene Bedeutung), bei mensa und nemus steht das s am Ende statt am Anfang. Diese Wörter mit s-m-n in Beziehung zu setzen, ist nicht mehr zulässig. Völlig aus dem Rahmen fallen die aufgeführten arabisch-türkischen Wörter.

Bei muezzin handelt es sich um mu'adhdhin mit der Wortwurzel 'dh-n (Grundbedeutung „hören“, wovon dann „rufen/krähen“ abgeleitet wird ? für Kenner: Verbstamm II). Der linke Haken ' steht für den Gaumenverschlusslaut vor Vokalen (z. B. in be'enden). Dh ist das stimmhafte th (wie in englisch this). Von s oder z ist hier nicht die Rede. Mu - ist ein Partizip-Präfix wie im Deutschen ge-. Muezzin hat also mit Semeios keinen einzigen Laut gemeinsam.

Cami – bitte nur ein i – (sprich Dschami) ist ebenfalls ein arabisches Wort mit der Wurzel dj-m-‘ (Grundbedeutung „sammeln“) und bedeutet wörtlich „Sammler“, hat aber außer dem M mit den Semnonen nichts gemeinsam, denn der rechte Haken ‘ steht für den Quetschlaut ‘Ain, von dem die Araber behaupten, sie hätten ihn von den Kamelen übernommen.

Das Wort Semnonen mag nun nach Brätz' Meinung „wunderbar vieldeutig“ sein, aber man kann es doch nicht mit Mord und Mummenschanz gleichsetzen, bloß weil es ein M enthält.

Dr. Andreas Birken

Ceno-Crash oder Käno-Korrektur ?

Eine Rezension von Heribert Illig

Christian Blöss (2000): *Ceno-Crash. Neue Überlegungen zum Ursprung und zum Alter des Menschengeschlechtes*; Verlag IT&W, Berlin, 230 S.

Anzuzeigen ist ein Werk, das nichts geringeres im Schilde führt, als das gesamte Tertiär – immerhin eine Erdepoeche von 60 Mio. Jahren – zu einem Nichts schrumpfen zu lassen. Da braucht nicht mehr zu verwundern, dass auch das Quartär weitgehend perdu geht, also fast das gesamte titelgebende Känozoikum, und die geologischen Zeugnisse keine Äonen belegen, sondern eine abrupte Einschlagkatastrophe.

Christian Blöss will hier in mächtigen Schritten die Ansätze des Referenten (die Altsteinzeit reicht bis ins -3., wenn nicht -2. Jtsd.) und von Gunnar Heinsohn (das Alter des Menschengeschlechts bemisst sich in Jahrtausenden, nicht in Jahrillionen) vorantreiben und den von Hans-Joachim Zillmer (biblisch-kurze Erdgeschichte) unterstützen. Nun würde jeder von uns zustimmen, wenn es darum geht, ungeheuer lange Zeiten kritisch auf ihre Dauer hin zu prüfen und gegebenenfalls zu kürzen (fürs Verlängern steht allerorten Personal bereit, da nur der Superlativ zählt).

Und so lässt sich begrüßen, wenn Blöss aufzeigt, wie früh die Datierungen für die fraglichen Erdepochen standen und wie sie später durch die modernen physikalischen Methoden keineswegs korrigiert, sondern befestigt worden sind. Hierzu bringt er eine ganze Garbe guter Analysen. Hervorzuheben ist, dass dieses Buch graphisch genau so klug aufgebaut ist wie der *C14-Crash*, während die Verständlichkeit zugenommen hat.

Dann allerdings werden wir mit Modellannahmen konfrontiert, die doch sehr zum Grübeln führen: Die gesamte Steinzeit, also Alt-, Mittel- und Jungsteinzeit, umfasse nur wenige Generationen, Eiszeiten gab es nicht, und der Mensch existierte bereits vor der tertiären Fehlzeit, sprich in Jura- und Kreidezeit [B 39, 65 ff.]. Prüfen wir die einzelnen Schritte.

„Unserem Generalansatz [...] die Absolutlänge des *Postglazials* von ca. 10.000 Jahren mindestens zu halbieren“ [B 50] kann ich leichten Herzens zustimmen, nachdem ich solches – von Blöss unbemerkt – explizit vorgeschlagen habe [*Die veraltete Vorzeit*, 1988, 145-156], Heinsohn es bestätigt und G. Menting in den *Zeitensprüngen* in biologischer Hinsicht entsprechend untermauert hat. Doch die Hoffnung auf nur einige wenige Generationen innerhalb der Steinzeit – gewissermaßen eine Drei-Generationen-Delle zwischen zwei

Bronzezeitaltern – scheidet schon am Bauvolumen innerhalb der Jungsteinzeit, insbesondere in der Megalithzeit, aber wohl selbst bei den Lesefunden der Altsteinzeit.

Auch die *Eiszeiten (Pleistozän)* gehen zu rasch über Bord, für Blöss keine jemals existente Epoche [B 65]. Das Büchlein von H. Friedrich als Hauptstütze kann diese Aufgabe nicht leisten, da es zu wenig fundiertes Material bringt und ‚zum Ausgleich‘ regelrechte Selbstzweifel bei einem Eiszeitspezialisten wie Prof. Ingo Schaefer vortäuscht, nur weil der auf mehr als 1.000 Seiten redlicherweise auch auf noch unverstandene Tatbestände hingewiesen hat [B 49]. Solche ‚Schwachstellen‘ haben die Eiszeitgegner noch zuhauf; ich denke nur an die ganz spezielle Fauna und Flora auf dem Monte Baldo zwischen Gardasee und Etschtal, die bislang zwanglos dadurch erklärt werden konnten, dass der Gipfel zwischen den Eisströmen im Westen und Osten regelrecht eine Insel überm Eis gebildet hat.

„Das *Tertiär* als 60 Millionen Jahre umfassende und vor allem für die Entwicklung und Herausbildung aller heute lebender Säugetierarten bedeutsame oder sogar entscheidende Epoche hat es demnach nie gegeben“;

es repräsentiere lediglich Phasen schnellster Ablagerung gewaltsam verfrachteten Gesteins, nach Gebirgsbildungen „buchstäblich über Nacht“ [B 67].

Wenn die tertiären Ablagerungen lediglich den Friedhof nach einem Impaktereignis bilden, dann müssen die Tiere des Tertiärs tatsächlich in der Jura- und Kreidezeit gelebt haben. Wir kennen buchstäblich Unmengen an Skelettresten in aller Welt, die Velikovsky in seinem Buch *Erde in Aufruhr*, 1956 [= V], abhandelt. Da Blöss dieses Werk endlich dem Schweigen entreißen will [B 25], sollte es nicht gegen seinen Fürsprecher bürgen. Es geht um außergewöhnliche Säugetierfundorte:

Höhlen in Großbritannien: Elefant, Flusspferd, Tiger, Bär, Wolf u. a. Säugetiere; Vögel [V 32, 48];

Küstenregion Englands: Mammut, Flusspferd, Nashorn, Eisbär etc. [V 67];

Urwaldlager in Norfolk: 60 Säugetierarten [V 74];

Felsklüfte in Frankreich: dito [V 69];

Gibraltar: dito [V 69];

Sizilien: dito [V 70];

Choukoutien (China): Tundra-, Steppen- und Dschungelsäugetiere [V 80];

Asphaltgruben (Kalifornien): Büffel, Kamel, Tiger, Faultier, Vögel [V 84];

Sibirien: Mammut [V 18];

Alaska: sogen. Muck = Mammut, Mastodon, Riesebison, Pferd [V 15];

Am Golf von Mexico: Wal [64];

Cumberland-Höhle, Maryland: Säuger aus Kalt- und Warm- (Nerz/ Tapir),
aus Feucht- und Trockengebieten (Biber/Coyote); Panzerechse [V 78]
Agate-Spring-Grube, Nebraska: Klauenpferd, Riesenschwein, Nashorn [V 86];
Florida: Säbelzahn tiger, Kamel + menschliche Überreste + Keramik [V 181].

Diese Fundstätten – meine Aufzählung ist nicht komplett – bestehen jeweils aus Unmengen verbackener Knochen. Sie repräsentieren häufig eine Relation von Räubern und Weidetieren, wie sie in der Natur nicht vorkommt, vor allem aber liegen Tiere verschiedener Klimazonen zusammen, die nicht zusammen gelebt haben können. Velikovsky sah dies als Beweis dafür, dass katastrophische Riesenkräfte diese Leichenberge zusammengeschoben haben. Eine bessere Erklärung gibt es bislang nicht. In dem Fall dürfen wir aber sicher sein, dass dieser ‚globale Besen‘ die meisten Tierarten der damaligen Zeit zusammengekehrt hat. Doch in fast keiner dieser Lagerstätten gibt es zwischen all den Säugetieren, Vögeln, gelegentlichen Eidechsen und Meerestieren einen Saurier, weder einen Land-, Flug- noch Meeressaurier. Doch in Blöss' Szenario hätten die Räuber unter ihnen Schulter an Schulter mit den überreichen Säugetierbeständen gelebt und sich wohl gerne an Riesenfaultieren, Bisonherden oder Pferderudeln sattgefressen. Es gibt auch nur eine einzige Säugerkonglomeration (s.o., Florida) mit Menschenknochen – Indiz dafür, dass erst spät Menschen auftraten.

Um über Velikovsky hinauszugehen: Bekanntermaßen gibt es nur in der Gobi versteinerte Sauriergelege zusammen mit Kleinsäu gern, woraus die These abgeleitet worden ist, dass derartige Eiräuber vielleicht die Großsaurier ‚im Nest‘ ausgerottet hätten.

In die tertiäre Fauna der Grube Messel hat sich kein Saurier verirrt, Holzmaden konserviert Ichthyosaurier und Seelilien, aber keinen tertiären Fisch, Eichstätt bieten Meeresfauna, Saurier und den Archäopterix, aber keine echten Vögel, allenfalls ein Beuteltier, aber noch keinen Säuger. Auch die sonstigen großen *Saurierkonglomerate* bergen keine Säugetiere. An dieser Fundlage scheitert der Ansatz von Blöss und wird auch nicht dadurch gerettet, dass es in Texas Saurierfußspuren zusammen mit Spuren gibt, die als zeitgleiche menschliche interpretiert werden [B 67; ZS 4/98, 586]. (Keine Regel ohne Ausnahme: Kürzlich hat die SZ davon berichtet, dass in der Halbwüste Patagoniens ein ausgedehnter Dinosaurierfriedhof aus dem mittleren Jura entdeckt worden ist, der außerdem Schildkröten, Flugechsen und die Verstein erung „sogar eines Säugetiers“ enthält [SZ, 15.2.2001, Internet].)

Der Ansatz leidet auch darunter, dass er die Fehlstellen innerhalb der tertiären Schichten nicht aufzeigt [vgl. B 128, 136]. Lese ich wiederum bei Velikovsky, dass z.B. die ölhaltigen Tertiärschichten von La Brea unter 12 bis 30 Meter dicken pleistozänen, also eiszeitlichen Schichten liegen [V 83], dann

hätte z.B. hier – an einem auch von Blöss behandelten Ort [B 193 f.] – und an anderen ausgewählten Stätten gezeigt werden müssen, was alles aus dem Känozoikum im Boden vorhanden ist und was fehlt.

Auf jeden Fall ist keine Fundstätte bekannt, in der Saurier- und Menschenknochen zusammen liegen. Daraus aber zu postulieren, dass in der Kreidezeit gleichwohl Menschen gelebt haben und sogar in Hochkulturen [B 65, 81, 203-214], ist mehr als kühn, auch wenn der saurierzeitliche Mensch des Mesozoikums u.a. schon von Friedell [*Kulturgeschichte des Altertums*, 1936, I, 49, 53], Cremo/Thompson oder Zillmer postuliert worden ist. Ich sehe keinen Grund für eine grundsätzliche Änderung: Heinsohns verschob für den in Europa einwandernden *Homo erectus*, für die beginnende Altsteinzeit die Marke von -1,5 Mio. Jahren auf -3000 [*Wie alt ist das Menschengeschlecht?* 112], der Rezensent wies darauf hin, dass die auf 20 Mio. Jahre und damit auf ein Drittel des Tertiärs angesetzte Menschwerdung – gerade wegen der für mindestens 8 Mio. Jahre fehlenden Funde – ebenfalls in Generationen zu zählen ist, die bei der bisherigen Fundlage allerdings kaum mit Schichten in Verbindung zu bringen sind [*Chronologie und Katastrophismus*, 181]. Aber das verbliebene zeitliche Minimum ganz zu eliminieren und implizit jegliche Evolution im Reich des Lebendigen zu bestreiten [B 65, 80, 108, 124, 132], ist ein zwar mutiger, aber bislang nicht unterstützbarer Ansatz. Und was wäre gewonnen, wenn fürs Holozän eine menschliche Evolution aus dem „Nichts“ als unbefriedigend verworfen wird [B 81] ? Eine Hochkultur vor dem Tertiär käme aus einem noch ‚nichtigeren Nichts‘.

Es gab Anlass, in diesem Heft darauf hinzuweisen, dass die von Gunnar Heinsohn entwickelte stratigraphische Methode die bislang beste ist, um Chronologien zu entwickeln. Deshalb sollte in Ruhe abgewartet werden, ob irgendwo eine Schicht entdeckt wird, die von einem ‚hochkulturellen Vormenschen‘ zeugt. Ab dem Moment ihrer Entdeckung kann man sich damit auseinandersetzen. Zufallsfunde wie der ominöse „Hammer von Texas“ [B 212], der keineswegs tief aus der Erde stammt, sondern einen Oberflächenfund darstellt, haben nicht das Gewicht, für eine ganze Hochkultur zu bürgen.

Dem katastrophischen Gedanken ist wenig gedient, wenn der mittlerweile allgemein akzeptierte Impakt am Übergang von der Kreide zum tertiären Paläozän zum alleinigen Impakt gemacht wird, identisch mit einem vielleicht 3.000 Jahre vor der Gegenwart anzusiedelnden Sintflut-Impakt. Hier scheint der falsche Einschlag die Menschheit samt den Ozeanen auszuschütten. Doch all diese Kritik ändert natürlich nichts daran, dass die Erdzeitalter gründlich geprüft und ihre Rätsel gelöst sein wollen. „Dieses Buch kann vielleicht einen kleinen Schritt in diese Richtung ermöglichen“ [B 214] – seinen kokett-bescheidenen Schlusssatz hat der *Ceno-Crash* auf alle Fälle eingelöst.

Diverses

„Für Millionen Besucher ist Stonehenge eine geheimnisvolle Reise in die Vergangenheit. Für den Historiker Brian Edwards ist der 4000 Jahre alte Steinzirkel vor allem ein Produkt moderner Technologie.“

Der Vergleich mit einem Gemälde von John Constable aus dem Jahr 1835 beweist, wie sehr sich seitdem Stonehenge verändert hat. Aus kreuz und quer liegenden Trümmern wurde ein sauber ausgerichtetes Steinensemble, „ein Fantasieprodukt, gerade mal 50 Jahre alt“.

Schilling-Strack, Ulrich (2001): „Stonehenge heute – gerade 50 Jahre alt. Historiker: Druiden-Zirkel sah ganz anders aus“ [*Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, 10. 1. 2001]

„Aachen hat im letzten Jahr eine Publizität erreicht, wie ich sie zu meinen Lebzeiten nicht erfahren habe.“ So die selbstbewusste Aussage von Dompropst Hans Müllejans zu Aachen [*Aachener Nachrichten*, 19. 12. 2000].

„Natürlich kann man an allem Geschichtlichen zweifeln, wie wir immer wieder sehen. Da wird zum Beispiel jetzt von einem Privatgelehrten Karl der Große geleugnet, ja die ganze Geschichte zweier Jahrhunderte wird als gefälscht hingestellt und so weiter. Gut, wir waren nicht dabei. Und die geschichtliche Urkunde gibt uns zwar Kunde, aber sie bringt uns nicht mit dem Faktum selbst in Berührung.“

Joseph Kardinal Ratzinger (2000): *Gott und die Welt. Glauben und Leben in unserer Zeit*; Stuttgart, S. 171

aufgespürt von Peter Hahn, München

„Einer neuen Wahrheit ist nichts schädlicher als ein alter Irrtum.“

Johann Wolfgang von Goethe *Maximen und Reflexionen*
beigesteuert von Ludwig Schichtl, München

Dr. Benny Peiser teilt der Menschheit mit, dass sie in den nächsten 10.000 Jahren von 16 Impakten à 500.000 Tote ereilt werde; 4 davon werden zu Land stattfinden. [*taz* 27.2.2001]

„Der astronomische Himmel

So erhaben, so groß ist, so weit entlegen der Himmel!

Aber der Kleinigkeitsgeist fand auch bis dahin den Weg.“

Xenie für Herrmann von Goethe und Schiller [*Phaidon-Ausgabe*, 276]

Mantis Verlag (Preise incl. Versandkosten)

Gunnar Heinsohn (³2000): Wie alt ist das Menschengeschlecht?
Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit
158 S., 42 Abb., Paperback, 22,- DM

Alfred Tamerl (1999): Hrotsvith von Gandersheim.
Eine Entmystifizierung
327 S., 17 Abb., Pb., 39,90 DM, für Abonnenten 36,-

Heribert Illig · Franz Löhner (⁴1999): Der Bau der Cheopspyramide
nach der Rampenzeit
270 S., 127 Abb., Pb., 36,- DM, für Abonnenten 32,-

Gunnar Heinsohn · Heribert Illig (³1999): Wann lebten die Pharaonen?
Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung
der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt
503 S., 192 Abb., Pb., 54,- DM, für Abonnenten 48,-

Gunnar Heinsohn (³1999): Assyrenkönige gleich Perserherrscher!
Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich
276 S., 85 Abb., Pb., 36,- DM, für Abonnenten 32,-

Gunnar Heinsohn (²1997): Wer herrschte im Indus?
Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser
102 S., 43 Abb., Pb., 20,- DM

Heribert Illig (³1996): Hat Karl der Große je gelebt?
405 S., Pb., Vorläufer des ‚Erfundenen Mittelalters‘, für Abonnenten 12,50

Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und Gewalt
in archaischen Gesellschaften
131 S., 25 Abb., Pb., 22,- DM

Sämtliche Hefte von **Zeitensprünge** und **Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart**
sind seit Beginn (1989) lieferbar. Aktuelles Register s. www.mantis-verlag.de

Essaybände (bis 1918, ab 1919) von **Egon Friedell: Abschaffung des Genies** und **Selbstanzeige** (Hg. H. Illig), gebunden jeweils 19,- DM

--- Nur im Buchhandel die Titel von Econ:

H. Illig (⁰2000): **Das erfundene Mittelalter**; geb., 19,80 DM

H. Illig (⁴2000): **Das erfundene Mittelalter**; Tb 18,90 DM (aktualis. + Nachwort)

H. Illig (³2000): **Wer hat an der Uhr gedreht?**; Tb, 17,90 DM

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 13, Heft 1, März 2001

- 3 Editorial
- 4 Heribert Illig: Ägypten - neue chronologische Zweifel
- 14 Gunnar Heinsohn: Stratigraphische Kontrolle einer Streichung einzelner Herrscher oder ganzer Epochen aus der Geschichte
- 20 Peter Winzeler: Das Kreuz mit Qumran und den Äonen alter Bibelhandschriften
- 38 Replik auf Peter Winzeler von H. Illig
- 40 Francesco Carotta: Profanierung? Eine Antwort auf Angelika Müller
- 50 Volker Friedrich: Nibelungen und Phantomzeit im Donaauraum. Fiktives Awarenreich zwischen Hunnen- und Ungarnsturm
- 73 Klaus Weissgerber: Zur bulgarischen Phantomzeit I
- 103 Franz Siepe: Notizen zu Otto Pächts "Buchmalerei des Mittelalters"
- 108 Heribert Illig: Langobarden, Juden, Astronomen und auch Aachen. Zum Frühmittelalter und der einschl. Debatte
- 132 Franz Siepe: Muttergottes in dunkler Zeit. Bericht über eine schwierige Annäherung
- 162 Herwig Brätz: Brandenburger Geometrie
- 165 Andreas Birken: Neue Wortspiele als Leserbrief
- 166 Ceno-Crash oder Käno-Korrektur? Eine Rezension

- 2 Impressum
- 131 Nachträge zur Mittelalterdebatte
- 170 Diverses
- 171 Verlagsprogramm

ISSN 0947-7233